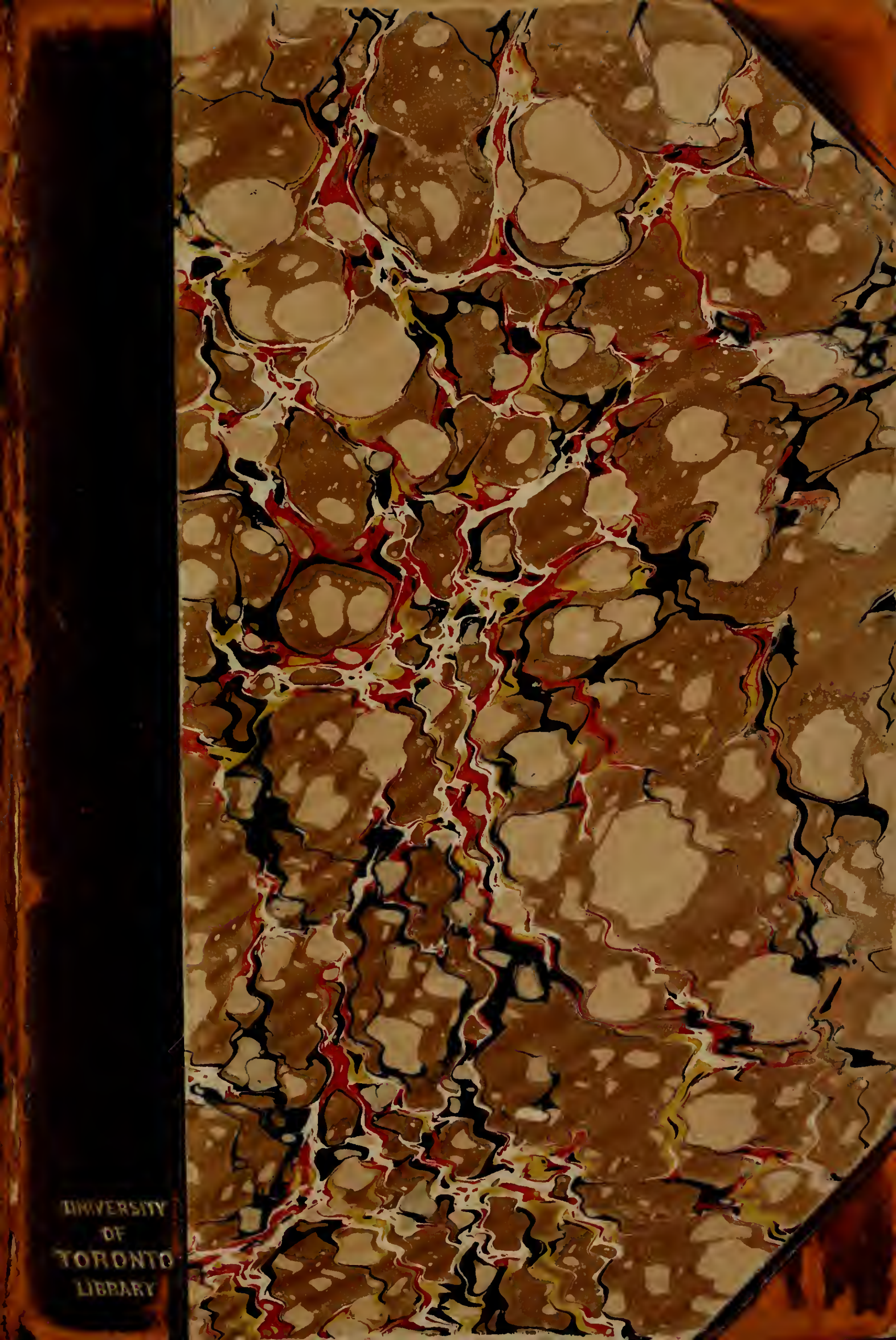

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY





A. W. AMBROS

NACHGELASSENE KLEINERE SCHRIFTEN.

I.

AUS ITALIEN.

KLEINERE SCHRIFTEN

AUS DEM

NACHLASSE

VON

A. W. AMBROS.

ERSTER BAND: AUS ITALIEN.
ZWEITER BAND: MUSIKALISCHE AUFSÄTZE.
DRITTER BAND: STUDIEN ZUR BILDENDEN KUNST.
BIOGRAPHISCHES.

PRESSBURG & LEIPZIG.
VERLAG VON GUSTAV HECKENAST'S NACHFOLGER
(R. DRODTLEFF).
1880.

AUS ITALIEN.

Von

A. W. AMBROS.

ERSTER BAND

DER NACHGELASSENEN KLEINEREN SCHRIFTEN.

PRESSBURG & LEIPZIG.

VERLAG VON GUSTAV HECKENAST'S NACHFOLGER

(R. DRODTLEFF).

1880.

Druck von C. F. Wigand in Pressburg.

Vorwort
zum ersten Bande.

Die zahlreichen Freunde des am 28. Juni 1876 in Wien verstorbenen berühmten Musikhistorikers A. W. Ambros werden eine Sammlung seiner in verschiedenen Tageblättern und Revuen zerstreuten nachgelassenen Aufsätze gewiss willkommen heissen und zustimmen, wenn diesen kleineren literarischen Arbeiten die ephemere Journalexistenz durch Erscheinen in Buchform entzogen wird.

Der vorliegende Band, der erste der nachgelassenen kleineren Schriften von A. W. Ambros, bietet Aufsätze über Italien und Briefe aus Italien. Die Einleitung zu dieser Sammlung fixirt in grossen Zügen den Gesichtspunkt, von welchem aus Ambros es unternommen, das „oft beschriebene“ Italien zu schildern. Man kann seinen italienischen Schilderungen und Aufsätzen nachrühmen, dass sie neue und höchst interessante Ausblicke eröffnen und dass sie ungemein anregend geschrieben sind, — ein Vorzug, welcher eine jener vielen Geistesgaben bildete, die Ambros in so reichem Maasse besessen.

Der zweite Band der nachgelassenen Schriften wird geistvolle Aufsätze über Musik in reicher Fülle enthalten, und der dritte und letzte Band werthvolle Studien zur bildenden Kunst und Biographisches über Ambros bringen.

In den letzten Lebensjahren des Verewigten hatte ich das Glück, dem intimen Freundeskreise desselben anzugehören, und so ward mir von Seite der Familie der ehrende Auftrag, die Herausgabe dieser kleineren Schriften zu besorgen. Dieselben erscheinen in ihrer ursprünglichen Form, denn wer möchte es wagen an die literarischen Arbeiten eines so „vielseitigen" Mannes, wie gerade Ambros, eine (er pflegte in ähnlichem Falle scherzhaft zu sagen) „verschlimmbessernde" Hand anzulegen.

Der freundliche Leser sei noch auf die trefflichen Aufsätze über Pisa, Assisi, Orvieto, Florenz u. a. m. verwiesen, welche in den bei Leuckart (C. Sander) in Leipzig erschienenen „Bunte Blätter" (Erste Folge 1872; Neue Folge 1874) aufgenommen sind und gleichsam eine Ergänzung dieses Bandes bilden.

Die in vorliegendem Buche mit Ausnahme eines Briefes zum erstenmale veröffentlichten Reisebriefe sind an die Gattin des Verewigten, an Frau Therese v. Ambros, gerichtet.

Pressburg, April 1880.

Johann Batka

Archivar der k. Freistadt Pressburg.

Inhalt.



Einleitung.

Es ist eine alte Erfahrung, dass man Leuten, welche eben aus Italien zurückkehren, das Tintenfass einsperren muss, sonst können sie nicht an sich halten, und lassen ihre Reisereminiscenzen, wenn nicht in Einem oder mehreren Bänden, so doch in „Skizzen“ und „Studien“ in „Reisebriefen“ (daheim geschrieben) oder „Reisebildern“ in alle Welt ausgehen. Auch meine Reiseeindrücke aus Italien flattern in „Fliegenden Blättern“ dahin. Warum nicht? Werden doch auch die Dichter nicht müde, vom Frühling und von der Liebe zu singen, Italien aber hat etwas von beiden. Wer nun Italien in sechs Wochen durchfliegt, hält sofort sich schon berechtigt, seine Ansichten über politische und sociale Zustände, über den Apoll vom Belvedere und über die Lazzaroni in der Via Porto zu Neapel, über die Bodenkultur in der Campagna von Rom, die neuesten Ausgrabungen in den Caracalla-Thermen, die Hammel-Coteletten in „Legre,“ die Zukunft Italiens, die Briganten, die aufgehobenen Klöster u. s. w. vor der Lesewelt mit einer selbstgewissen Sicherheit auszukramen, um welche ihn Leute wie Gregorovius und Alfred von Reumont, welche erst nach jahrelangem Verweilen und ernstem Forschen es sich herausgenommen haben, über das Land und Volk Italiens zu sprechen, beneiden könnten.

Goethe hat den Ton mit seiner „italienischen Reise“ angegeben, die nun freilich noch jetzt, nach mehr als achtzig Jahren, den anmuthigsten Eindruck des frisch,

lebendig und geistvoll Erfassten macht, in der man durchwegs die wahre Localfarbe findet. Gibt es auch etwas Entzückenderes, als Goethe's Schilderung des ersten Eintrittes in den Süden in dem Briefe aus Trient, die ersten rhapsodischen Zettelchen aus Neapel im Werther-Style, oder das in wenige Worte gefasste wunderbare Landschaftsbild des Tempels von Segestä? Und macht nicht z. B.: Adolf Stahr's „Ein Jahr in Italien," welches nicht blos (vermuthlich) er selbst, sondern auch lange Zeit auch das Publicum für eine höhere Palingenesie der Goethe-Reise hielt, — eine Palingenesie, welcher kein Niebuhr hätte den Vorwurf machen dürfen, der Autor bespreche Volk und Land, als sei eben Alles nur zu seinem Genuss und Behagen da, denn Stahr ärgert sich alle Augenblicke über politische oder kirchliche Zustände, — heute schon trotz einzelner glänzender Züge und geistvoller Bemerkungen den Eindruck des Veralteten, des Unwahren?

Welch ein Contrast, liegt in diesen beiden Reisebüchern*)! Der deutsche Dichterfürst wallfahrtet in das Land der Künste als lernbegieriger Schüler; nach der Studentenwirthschaft der Sturm- und Drangperiode will er dort und vor Allem an der Antike Maass und Klarheit lernen. Der Oldenburger Professor setzt sich in den Reisewagen mit einer hieb-, stich- und kugelfesten, fix und fertigen Bildung, welche nichts mehr zu lernen hat, vielmehr an alles Vorkommende als Maassstab angelegt wird, an Gregor XVI. und an Michel Angelo's „Moses," an Bettelmönche uud an antike Götterstatuen. Goethe schreibt seine Briefe an Herder, an Frau von Stein, den Herzog u. s. w. rasch und frisch hin, und die nach Jahren bei der Redaktion und Herausgabe beigefügten „Zusätze" mögen immerhin etwas Greisenhaftes haben; man mag immerhin dabei den Geheimrath sehen, wie er, die Hände auf den Rücken gekreuzt, langsam auf und ab gehend, dem submissest schreibenden Riemer in die Feder dictirt: der Gegensatz des Mannes, der die Erscheinungen mit

*) Man vergleiche hiezu das geistvolle Essay von Ambros „Goethe in Italien und seine Nachfahrer" in „Bunte Blätter" neue Folge. D. H.

lebhaftester Anregung aufnimmt, und des Greises, der sie mit kühlem, mildem Behagen bespricht, ist gar nicht ungefällig. Stahr dagegen erinnert beinahe an Claus Zettel, der mit sich zu Rathe geht, ob er den Pyramus im rothen oder im strohgelben oder in was sonst für einem Barte spielen soll. Bald drapirt er sich majestätisch mit der Toga des Historikers (in der „Geschichte der „Luigia San Felice“), bald malt er „Nero's Tod“ nach Sueton aus, indem er da und dort dem Gemälde kleine romantische Lichter aufsetzt, welche in geistreichen Theezirkeln ihre Wirkung nicht verfehlen konnten; bald gibt er eine römische Elegie zum Besten, bald wilde oder zahme Xenien, bald Heine'sche pikante Sardellenschnittchen; bald ist er Publizist, bald ist er National-Oekonom, Archäolog, feinster Kunstkenner u. s. w. Es würde aber in's Ziel- und Bodenlose führen, wollte ich etwa alle die zahllosen Bücher über Italien Revue passiren lassen. Als die älteren Reisenden ihre hesperische Fahrt machten, wollte eine solche freilich mehr sagen, als heutzutage. Noch Goldoni konnte es (in seinem Due gemelli Veneziani) zu einem ganz plausiblen dramatischen Motiv machen, dass eine Dame auf der Reise von Venedig nach Bergamo spurlos verschwindet, dass eine andere Dame (in demselben Stücke) in Verona sich weit genug von Venedig entfernt dünkt, um keine Verfolgung aus letzterer Stadt zu besorgen u. s. w. Noch Goethe fuhr mit dem öffentlichen Schiffe früh Morgens auf der Brenta von Padua ab, um Abends gegen fünf Uhr in Venedig einzutreffen, während heutzutage die Eisenbahn uns in Zeit einer Stunde in den dortigen Bahnhof schafft. Man reist jetzt schnell, allzu schnell durch Italien. Wie zauberhafte Erscheinungen fliegen an dem Reisenden Landschaftsbilder vorüber, vor denen man lieber tagelang in staunendem, entzückten Genusse sitzen möchte.

„Man muss Italien zu Fuss durchreisen,“ sagte mir einst Berlioz; er hat Recht, und wer über genügende Zeit und rüstige Beine zu verfügen hat, mag den Rath befolgen. Was Alles lässt der Reisende, der für die Fahrt von Rom nach Florenz sein Eisenbahnbillet gelöst hat,

rechts und links liegen, weil er seine Fahrt nicht in kleine Stückchen zerschneiden mag: Terni mit seinem Velino-Fall, das romantisch schöne Spoleto, das Nest Spello mit seinen Kunstschätzen, Assisi (das wohl conservirte Pompeji des Mittelalters), das reizende Perugia, das uralte Cortona, das an Kunstdenkmalen reiche Arezzo Und was ist noch für den Forscher, den Kunstfreund, den Liebhaber landschaftlicher Schönheiten rechts und links neben den stets befahrenen Haupttouren zu holen! Wie viele von den touristischen Zugvögeln, die alljährlich durch Italien streichen, kennen z. B. S. Gemignano, Gubbio, Urbino u. s. w.? Lamporecchio, zwei starke Stunden von Pistoja entfernt, kennen viele nicht einmal dem Namen nach; Andere erinnern sich höchstens jenes Masetto von Lamporecchio, der in Boccaccios „Decamerone“ in einer der lustigsten, aber auch verfänglichsten Novellen eine Rolle spielt; dass die dortige Kirche einen wahren Schatz von Werken Luca della Robbia's besitzt, dass die abseits bei La Vernia gelegene Franziskuskirche Werke desselben Meisters bewahrt von einer Schönheit, wie sie kaum Florenz aufzuweisen hat, erwähnen kaum die Reisehandbücher.

Die Leichtigkeit des Verkehrs, die grössere Sicherheit, die alle Welt beleckende Kultur, die sich, wenigstens in bedeutenderen Ortschaften, auf die ehedem nicht zum besten berufenen Alberghi zu erstrecken beginnt, das Alles hat in den letzten Jahrzehnten die Zahl der Italien-Reisenden zu einem wahren Heere anschwellen lassen. Man macht jetzt von Berlin oder Wien aus eine Geschäfts- oder Lustreise nach Rom, wie früher etwa von Berlin nach Leipzig, und kaum so. Die ewige Stadt ist noch jetzt, aber freilich in anderem Sinne, was Livius von ihr sagt: eine Colluvies gentium. Eigentlich ganz Italien ist es. In manchen Trattorien in Rom, in Florenz, in Venedig u. s. w. könnte man wirklich wähnen, in Deutschland zu sein, so viel Deutsch hört man von allen Seiten. In den eleganten Cirkeln von Rom ist allerdings das Französische die gleichsam neutrale Conversations-Sprache, aber zwischendurch hört man ausser dem heimischen Italienisch,

auch Deutsch, Englisch, gelegentlich sogar Polnisch sprechen. Ein solcher Salon ist gleichsam ein kleines Nachbild des Collegium de propaganda fide mit seinen grossen jährlichen Sprachen-Productionen, wo man freilich noch ganz Anderes zu hören bekommt: Abyssinisch, Kurdisch, Aethiopisch, Chinesisch, Japanesisch und andere derzeit noch nicht salonfähige Idiome.

Wer in der Sala regia (dem Vorsaale der sixtinischen Capelle) am Charfreitage, ehe das Miserere der päpstlichen Sänger alles verstummen und horchen macht, der halblauten Conversation der dichtgedrängten Menge horcht, dem wird allerdings zu Muthe, als höre er einer Conversation beim babylonischen Thurmbau zu; aber in diesem Völker- und Sprachenconzerte spielen doch die Engländer (und ihre Vettern, die Nordamerikaner) die Primstimme. Sie stellen das stärkste Fremden-Contingent in Italien und geben sich zumeist, als sei das Land für sie und eigens zu ihrer Belustigung da. Die Franzosen durchflattern das Land meist als lustige Vögel. Die Deutschen bringen insgemein Ernst und Liebe mit, auch wohl, besonders die Damen, ein klein wenig Schwärmerei. Der deutsche Professor (insbesondere der Norddeutsche) ist freilich zuweilen der Mann dazu, auf dem Forum einer ganzen gelangweilten Damengesellschaft eine improvisirte Vorlesung über die wahre Lage der Curia hostilia und des Clivus capitolinus zu halten. Alle die Fremden sind aber für die Physiognomie des öffentlichen Lebens in Italien ein so charakteristisches Moment, dass z. B. Rom, wenn nach der Osterwoche die Fremden schaarenweise abgezogen sind, fast ganz verändert aussieht und das Gedränge am Corso auf ein Fünftel reduzirt ist.

Italien ist und bleibt für die Völker nordwärts der Alpen noch immer das ersehnte Reiseziel, das Land, von dem Jeder mit Sehnsucht redet, er sei schon dort gewesen oder nicht. Denn selbst wiederholte Reisen schützen nicht vor einem heimwehartigen Gefühle, von dem nur einzelne Glückliche frei geblieben sind, wie der Berliner Gustav Nicolai oder weiland August Kotzebue, der seine italienische Reisebeschreibung mit einer Parallele zwischen

Russland und Italien schliesst, ganz zum Nachtheile des letzteren, aus Gründen wie: „dass Fleisch, Brod und Milch in Russland besser sind als in Italien," und dass „Kunstwerke zum Glücke des Lebens nicht beitragen." Das politisch aufgeregte Italien von heute ist freilich nicht mehr das Italien, wie es noch in den Erinnerungen vieler älterer Italienfahrer lebt. Damals war es der Garten, die Kunstkammer Europas, das Volksfest in Permanenz. Die Wallfahrt zu seinen Kunstwerken und Denkmalen hatte etwas Religiöses, die Poesie wuchs dort wie der Wegerich von selbst an allen Strassen. Der Carneval in Rom, die Luminara in Pisa, das Blumenfest in Genzano, das Cervarafest der deutschen Künstler, sie sind zum Theile verschollene Traditionen. Kaulbach hat das Italien, wie es in damaliger Zeit vor der Phantasie der Künstler stand, in einem romantisch-humoristischen Bilde der neuen Pinakothek treffend geschildert. Prellende Wirthe, Briganten und das „geschäftige Volk südlicher Flöhe" wurden damals freilich auch unbequem empfunden, aber sie galten eben für unentbehrliche Schatten im Gemälde. Seitdem hat Italien vom Apfel politischer Erkenntniss gegessen, aber das Paradies von „Anno damals" ist dafür verloren. An die Stelle der lächelnden Lieblichkeit des herrlichen Florenz ist Pariser Eleganz- und Residenz-Spektakel getreten, die herrlichen Nationaltrachten um Rom fangen an, dem wohlfeilen Kattun zu erliegen. Tarantella wird noch getanzt, von den hübschen Wirthstöchtern der Villa Nardi in Sorrent auf Bestellung. Sogar die „Burattini," die Puppenspieler auf der Riva zu Venedig, habe ich bei meiner letzten Anwesenheit vermisst. Viele Kunstwerke, die sonst den Schmuck dieses oder jenes Pallastes bildeten, sind gegen runde Summen in's Ausland gewandert, die alten Fresken verbleichen oder verdunkeln; schon betrachtet man in Rom die Decke der sixtinischen Capelle mit seufzendem Kopfschütteln, und die unschätzbaren Benozzo Gozzolis im Pisaner Campo Santo muss man sich aus den bunten Resten mühsam dechiffriren. Wie wird das Alles — wie wird Italien in hundert Jahren aussehen?

Städtebilder aus Venetien.



Städtebilder aus Venetien.*)

I.

Venedig.

Es ist ein eigenthümlicher Zauber, der bei den Klängen Venedig, Venetien das Herz anrührt! Nimmt man Namen wie Rom aus, so giebt es nicht leicht vertrautere, bei denen uns ganz eigens wohl wird, und die zugleich eine innigere Sehnsucht nach Sehen oder Wiedersehen anregen könnten. Macht doch schon den Knaben auf der Schulbank die in die Wasser des adriatischen Meeres kühn hineingebaute Wunderstadt, die „Biber-Republik", wie Goethe sie nennt, staunen, wenn er in der Erdbeschreibung ihre Schilderung liest. Wie heller Sonnenglanz strahlen die Erinnerungen an die glänzenden Tage der Macht, der Feste, an die fürstlichen Handelsherren, die Staatsmänner, die Helden, die Gelehrten, die Künstler; wie romantisches Mondlicht schimmert poetischer Glanz über die wundervolle Stadt mit ihren Kirchen und Marmorpalästen, ihren schönen Frauen, ihren Gondeln, ihren bald von Schiffen belebten, bald einsam schweigenden Canälen, und selbst die ehemaligen Schrecken der Piombi und Pozzi, des längst beseitigten marmornen Löwenrachens für die Denunzie segrete im Dogenpalaste, der geheimen Processe und geheimnissvollen Katastrophen — selbst diese

*) Aus der Österr. Revue. Jahrgang 1866.

nächtliche Seite des strahlenden Bildes hat von jeher eine ganz eigenthümliche Anziehungskraft geübt. Die bildende Kunst ist von jeher bemüht gewesen, auch jenem, der Venedig nie betreten, die mittelbare Anschauung der eigenthümlichen Physiognomie der Stadt, der märchenhaften Marcuskirche, des prächtigen Marcusplatzes, der Piazetta, deren Poesie schwerlich eine zweite Stelle der Welt gleichkommt, der Marmorkirche der Salute, die wie ein weisser Schwan leuchtend auf den grünlichen Fluthen ruht, zu verschaffen, von den Meisterwerken Canale's und Canaletto's an bis herab zur Groschenvedute. Die farbenglühenden Bilder Tizian's und Paul Veronese's, die über die Alpen herüber in die Gallerien gewandert, grüssten wie edle Früchte des edelsten unter der glücklichsten Sonne gereiften geistigen Lebens. Der byzantinische Geschichtschreiber Procopius spricht einmal von der „Sehnsucht in Rom zu wohnen“;*) eine ähnliche Sehnsucht, wenigstens nach zeitweisem Verweilen empfindet fast jeder auch für Venedig. Heutzutage ist diese Sehnsucht, Dank den modernen Verkehrsmitteln, leichter zu befriedigen, als noch vor einem halben Jahrhundert möglich gewesen.

Aber auch die Terra ferma Venedigs hat an jener anziehenden Macht ihren Antheil. Wenn der dem Nordländer fast angeborene Trieb nach dem Süden ihn nach dem sonnigen Italien führt, ist es meist dieser Landstrich, der ihn zuerst begrüsst. Padua, die alte, düstere Stätte der Wissenschaft, mit dem nahen reizenden Bergländchen der Euganeen, Vicenza mit dem Juwelenschmucke seiner Palladiobauten, Verona mit seinem tiefen Ernst und den eigenthümlich in nächste Nachbarschaft zusammengerückten Denkmalen der antiken Welt und des Mittelalters, das stattliche Treviso, die kleineren, so charakteristisch italienischen Städtchen Monselice, Rovigo, Conegliano u. s. w. — das alles hat auch für den blossen einfachen Reisenden und Durchreisenden eine ausserordentliche Anziehungskraft. Anders freilich sieht das alles der Nationaloekonom, der Stratege, der Historiker, der Kunstforscher. Ein jeder

*) *τῆς τε ἐν Ῥώμῃ οἰκήσεως ἐπιθυμίᾳ.* (III. 24.)

von ihnen wird Neues, Werthvolles aufzufinden, das schon Bekannte in eine neue Beleuchtung zu rücken vermögen; es ist eben eine völlig unerschöpfliche Fundgrube. Man könnte aus der Literatur über Venedig und Venetianisches leicht eine ganze Bibliothek zusammenstellen, und doch ist noch überreicher Stoff zu neuen Blättern, ja Büchern. Um ein bestimmtes Beispiel zu geben: wie für Architektur, wie für Malerei, war auch für Musik Venedig einer der allerwichtigsten Orte einer an sich ganz eigenthümlichen und dann erst wieder in aller Welt unendlich einflussreichen Entwickelung. Und doch ist gerade auf diesem Gebiete der Forschung, trotz Winterfeld's und Caffi's hochverdienstlicher Arbeiten, fast noch alles zu thun. Dass z. B. Venedig schon um 1400 seine grossen Staatsbegebenheiten durch eigens dafür componirte Musikwerke feierte, davon hat der verdienstvolle Durchforscher der venetianischen Archive, Caffi, nicht einmal eine Ahnung. Die Beziehungen der ältesten venetianischen Malerschule zur flandrischen und deutschen sind bisher auch mehr nur angedeutet als aufgeklärt worden. Und was ist vollends auf dem Gebiete des Politischen, des Staatsgeschichtlichen aus diesem Berge von Gesandtschaftsberichten, Memoires u. s. w. noch zu holen! Das Archiv bei den Frari mit seinen Millionen Bänden sorgt dafür, dass es den Forschern noch nicht so bald an Stoff mangeln wird.

Wem es obliegt, „Bilder“ zu bringen, wie es die Ueberschrift verheisst, der darf freilich nicht zu tief in die Schachte der Forschung einschlagen; er muss mehr dem Reisenden gleichen, der offenen Auges die Gegenstände in bunter Fülle und Abwechslung an sich vorübergleiten lässt. Er muss schnell und scharf beobachten; aber wer schnell und scharf beobachtet, der beobachtet sicherlich gut genug. Und dass auch diese Form der Darstellung manches tiefer anklingende Wort nicht ausschliesst, beweisen manche in ihrer Art glänzende Beispiele. Abgesehen von Julius Braun's einseitiger Befangenheit in Röth's Ideen, und der Sprungfertigkeit seiner Combination, der die Quaste eines steingehauenen Löwenschwanzes genügt, um zwischen Ninive und Mykenae Culturzusammenhang her-

auszufinden:*) sein Einfall, eine philosophische Kunst- und Mythengeschichte in die Form einer idealen Reisebeschreibung einzukleiden, ist glücklich und giebt seinem Buche eine eigenthümlich anregende Frische.

Möge denn der Leser sich gefallen lassen, wenigstens für den ersten Eintritt in das schöne Land, sich auf eine ideale Reise zu träumen, oder vielleicht die schon gehabten Reiseeindrücke neu beleben zu lassen. Es versetzt ihn so recht medias in res und wird ungleich lebendiger wirken, als eine Einleitung nach den geographischen Längen- und Breitengraden, der geologischen und orographischen Bildung, den Flusssystemen u. s. w. zu wirken vermöchte; Dinge über die das erste beste Handbuch der Geographie die wünschenswerthen Auskünfte giebt. Denke denn der Leser, wir hätten Abends in Gratz von werthen Freunden Abschied genommen und fänden uns nach dunkler Nachtfahrt im Waggon der Eisenbahn, wo wir kaum aufmerkten, wenn der Conducteur die Namen „Laibach, Adelsberg" u. s. w. hereinrief, bei grauendem Morgen in der öden Steinwüste bei Sessana und Optschina. Aesthetiker haben es dem Vater Haydn vorwerfen wollen, dass er zuweilen das heiterste, sonnigste Allegro seiner Symphonien mit irgend einem recht trübseligen Andantesätzchen einleitet, um durch den Contrast doppelt angenehm zu überraschen. Der Musikus könnte sich darauf berufen, dass es der Schöpfer selbst hier nicht anders gemacht. Ein trübseligeres Vorspiel für die Wunder Italiens lässt sich kaum denken. Wüste, steinige Hügelrücken mit eingesenkten Thalmulden, die auch wieder wüst und steinig sind; dürftige Vegetation, hin und her ein Stückchen Acker, ein magerer Grasfleck mit niederen Steinmäuerchen eingefriedet, kleine Häuser von missfarbigem Kalkstein — das ist der Charakter der Gegend. Begegnende Landleute tragen ihre Lasten schon nach italienischer Weise auf dem Kopfe. Aber es ist, wenn die Kalkgebirge im röthlichen Lichte der aufgehenden Sonne strahlen, doch auch eine Art schwermüthiger Poesie in dieser armen Natur. Wenn freilich der

*) Geschichte der Kunst, 2. Band, S. 47.

grimmige Borasturm hier haust, der diese Gelände kahl fegt, dann ist die Fahrt weniger erfreulich.

Die Wunder der Adelsberger Grotte, des Zirknitzer See's liegen hinter uns, rechts bleibt Idria mit seinen Quecksilbergruben. Eine eigenthümlich milde, weiche Luft haucht von dem schon ganz nahen adriatischen Meere herüber, dessen Anblick uns einstweilen noch die quergezogene Kette steiniger Berghöhen entzieht. Um den berühmten Blick vom Steinkreuze bei Optschina bringt den Reisenden die Eisenbahn. Von Sessana weg geht es rechts nach Nabresina, wo wir im weitläufigen, bequem eingerichteten Bahnhofe warten mögen, bis uns das Glockenzeichen des „italienischen Zuges“ und als erster Gruss Italiens die Stimme des Conducteurs „il treno per Venezia parte, Signori!“ ruft. Nicht lange, und wir sehen den Meerbusen von Montfalcone seine Wellenkreise gegen den Strand rollen; malerisch ragt das alte Schloss Duino auf seinem Vorsprunge, wie auf den blaugrünen Meereshintergrund gemalt. In den Waggons spricht schon alle Welt italienisch. Jene grüne Niederung, von deren letztem Rande der Meeresspiegel herüberleuchtet, ruft uns die blutige Gestalt des Mannes in Erinnerung, der als „Gottesgeissel“ in der Geschichte anders dasteht, denn als König „Etzel“ im Nibelungenliede. Es ist die Stätte des alten, zerstörten Aquileja. Lichtgrüne Reisfelder in sumpfiger Niederung, einzelne Cypressen, die sich, wie schüchtern, da und dort zeigen (die erste stattliche Gruppe dieses edlen Baumes begegnet uns weiterhin, hinter Conegliano, von den Prachtexemplaren des Gartens Giusti in Verona nicht zu sprechen), Steinhäuser mit flachem Ziegeldache, gelegentlich ein begegnender Karren mit vorgespanntem Eselchen — wir sind also endlich gewiss und wahrhaft in den Süden eingetreten. Es ist freilich ein grosser Unterschied, ob man diese Gegenden mit südwärts oder mit nordwärts gerichtetem Gesichte sieht, ob man aus der Mark Brandenburg kommt, wo nach des Dichters Ausdruck „alles was da vegetirt, gleich getrocknet aufkeimt“, oder vom Golf von Neapel. In letzterem Falle macht das alles hier schon wieder einen stark nordischen Eindruck, obgleich das intensivere Licht

mit den wie geschmolzenes Gold leuchtenden Sonnenuntergängen auch schon hier seine verklärende Macht übt. Den ersten Eindruck des Eintrittes in den Süden hat kaum jemand mit wahreren und zauberischeren Farben gemalt, als Goethe in seiner italienischen Reise, da er nach der beflügelten Nachtfahrt über den Brenner sich in Südtirol findet. Die Seele athmet in der milderen Luft unter der milderen Sonne gleichsam auf, und der Scherz des grossen Dichters, „es sei als ob man von einer Grönlandsfahrt heimkomme“, hat seine Berechtigung.

Die Bahn wendet sich wieder meerab und nordwärts, wir passiren Görz, wo uns im Bahnhofe ein Doppelzifferblatt mit der Bezeichnung „orologio di Praga, orologio di Verona“ einen letzten Gruss der nördlichen Heimat nachsendet.

Durch anmuthiges Hügelland voll frischen Baumwuchses und grünender Büsche, an freundlichen Städtchen vorüber — Cormons, S. Giovanni, Butrio — führt der Weg in's Friauler Gebiet. Udine liegt stattlich in seiner Umgebung wohlbestellter Aecker und Weingelände, überragt von dem mächtigen Patriarchenpalast, der von seinem Hügelrücken herab weit in's Land sieht. Seine schlichten, massiven Formen, welche (trotz der völligen Verschiedenheit des Styls) einigermassen an die Stadtburgen der Florentiner Adelsgeschlechter erinnern können, geben ihm fast das drohende Aussehen eines Zwing-Udine; ein Eindruck, der durch die stattliche Freitreppe wiederum einigermassen gemildert wird, die den Bau zugänglicher erscheinen lässt. Sage doch niemand, dass Gebäude, die nicht nach Schulvorlegeblättern und eklektiisch approbirten Mustern entworfen, sondern recht aus dem vollen Leben ihrer Zeit heraus entstanden sind, in ihrem Aussehen, sei es mit, sei es ohne Willen ihrer Erbauer, nicht eine Art steinerner Symbolik ihres eigensten Wesens, ihrer Bestimmung sind. Nachdem Udine 1445 an die Republik Venedig gefallen, wurde der venetianische Baumeister Giovanni Fontana (angeblich ein Vicentiner, und nach einer unsicheren Tradition der Lehrer Palladio's) im Jahre 1517 bis 1519 nach Udine berufen, dem venetianischen Statt-

halter ein „Castello“ zu bauen, in welchem Worte der Doppelbegriff von Residenz und Bau zur Vertheidigung (wie ähnlich im deutschen „Burg“) lag.*) Er baute denn jenes mächtige Schloss, das ernst, drohend die Stadt überschaut, fest genug, anstürmenden Feinden oder Empörern Trotz zu bieten, und doch wieder durch seine offene Treppe jeden Bürger zu sich ladend, der Schutz oder Gerechtigkeit bei dem mächtigen Schlossherrn suchte, der im Namen Venedigs hier herrschte. Aber eben Venedig war es auch, das der neu erworbenen Stadt durch einen seiner edelsten Künstler eine Zierde schenkte, um welche sie wohl beneidet werden darf. Es ist jene nach urkundlicher Beglaubigung von Bartolomeo Bon verfertigte Madonnenstatue unter einem reichen Steintabernakel von halb gothisirenden, halb schon der Renaissance angehörigen Formen, mit zierlichen Ornamenten u. s. w. an der Ecke des Palazzo publico. Durchaus erkennt man in dieser reizenden Arbeit den Schöpfer der Porta della Carta am Dogenpalaste zu Venedig wieder. Auch der Name des Platzes selbst, Piazza Contarini (der sich neben der Benennung Piazza S. Giovanni erhalten hat), erinnert an die Zeiten der Herrschaft Venedigs und eine der edelsten und berühmtesten Familien dieser Stadt. Der Platz giebt mit seinem Bogengange, seinem Springbrunnen, den Statuen, dem specifisch italischen Uhrthurm (torre dell' orologio, hier dem Giovanni da Udine zugeschrieben) schon wesentlich ein italienisches Städtebild, obwohl gerade in Udine das deutsche Wesen noch ziemlich merkbar nachklingt, oder vielmehr der Berührungs- und Grenzscheidepunct dreier Volksstämme, des italisch-romanischen, des deutschen und des slavischen kenntlich wird, auch schon im Namen der Stadt, der sich aus Utinum im Italienischen zu Udine umgebildet hat, während sich ihn die Deutschen als „Weiden“ mund- und sinngerecht machten, die Slaven ihn als „Wědin“ ihren Sprachformen anbequemten. Freilich noch immer nicht so

---

*) In Italien ist diese Doppelbestimmung an manchem ähnlichen, noch älteren Bau in sehr eigenthümlich anziehender Weise zu erkennen. Es genüge, an die Burg der Visconti in Pavia, an das Castell von Ferrara zu erinnern.

auffallend, als die Umgestaltung, welche das benachbarte Cividale im Munde der deutschen Landsknechte Georg's von Frundsberg erfuhr, die den Ort von ihren spanischen Kriegscameraden Ciudad nennen hörten und solches sofort zum „Siebentod“ verdrehten.*) Udine hatte übrigens von jeher nach Venedig gravitirt. Im Jahre 1366 hatte sich die Stadt an den Dogen Marco Cornaro gewendet, „er möge gestattten, dass der Meister Pierpaolo zum Bau des Domes nach Udine kommen dürfe“. Dieser Meister Pierpaolo gehörte der grossen venetianischen Künstlerfamilie dalle Masegne an, Sohn des Antonio dalle Masegne; er ist es, der kurz nachher (1394) mit seinem Bruder Giacomello die Chorschranken von S. Marco in Venedig mit den schönen Apostelstatuen schmückte. Der Dom von Udine, italisch-gothischen Styles, in manchen Beziehungen den Kirchen der Frari und S. Giovanni e Paolo in Venedig verwandt, mag allerdings nach den Entwürfen dieses Meisters angelegt worden sein. (Er wird übrigens von der Kirche S. Maria delle Grazie an Grossräumigkeit übertroffen.) Die Udinesen liessen es sich überhaupt angelegen sein, ihrer Stadt würdige Ausschmückung durch Kunstwerke zu geben; beriefen sie 1500 doch sogar den als Schnitzarbeiter geschätzten Jacopo aus der Künstlerfamilie der Moranzone von Venedig, damit er ihnen Bilderrahmen für ihre Kirchen schnitze. Solche Züge von Kunstliebe sind im Mittelalter und während der Renaissanceepoche selbst für kleinere Städte charakteristisch — man erstaunt, wenn z. B. ein mässiges Städtchen wie Orvieto es vermocht hat, aus eigenen Mitteln ein wahres Weltwunder von Dom herzustellen und von den ersten Meistern der Zeit ausmalen zu lassen — wenn die Bestellung, die Senat und Volk von

---

*) Man sehe das köstliche Landsknechtlied in der zu Nürnberg 1540 erschienenen Liedersammlung Georg Forster's, 2. Theil, Nr. 20. Da heisst es: „wir kam für siebentod, da hat wir weder wein noch brot, wir kamen in Friaul, da hett' wir alesampt voll maul Strampedemi alla mi presente a vostra Signorie.“ Die Melodie dazu ist der alte Landsknechtmarsch, wie ihn die „Schweitzerpfeiff“ (eine Art Flauto piccolo) anstimmte, und die Trommel mit jenen fünf rhythmischen Schlägen begleitete, die Mameranus so heldenhaft fand. (Siehe dessen Catalogus omnium generalium. 1546.)

Siena beim Meister Duccio machten, ihnen eine Altartafel zu malen, mit einer Feierlichkeit behandelt wurde wie ein Staatsvertrag.*)

Heutzutage tritt die Kunst im ganzen vor den industriellen Interessen oft unverhältnissmässig zurück und die Männer des Geschäftsverkehres und Gelderwerbes belächeln vielleicht jene alten Bürgerschaften als unpraktische Leute, die einem bunten Scheine, der sich nicht mit so und so viel Procent jährlich rentirt, solchen Werth und solche Wichtigkeit beilegten. Aber dieser bunte Schein ist eben auch ein „Salz der Erde", und bei dem Namen der Kunststadt Athen schlägt uns noch jetzt das Herz, nicht aber bei dem Namen des handeltreibenden Karthago oder Tyrus. Neben tüchtigem Bürgersinn, Mannhaftigkeit, ächter Freiheitsliebe und würdiger Pflege der Wissenschaft ist es hauptsächlich auch mit der Besitz solcher Denkmale, der den Städten in der Geschichte ihren Glanz und ihren rühmlichen Namen gesichert hat. Und es gingen dann wieder ganze Reihen tüchtiger Künstler aus solchen Städten hervor. Aus dem kleinen Udine — anderer zu geschweigen — jener Giovanni, der treue Helfer Raphael Sanzio's, unter dessen Händen sich die Arabeske zum reizenden Gedicht in Farben gestaltete und dessen Werke im Vatican und in der Villa Madama (bei Rom) zu den anmuthigsten aus jenen überreichen Zeiten gehören. Und wem im letzten grossen Saale der Akademie zu Venedig eine Verkündigung Mariä (in getrennten Figuren) durch eine ganz eigenthümlich ansprechende Lieblichkeit der Gestalten auffällt, wird einen trefflichen Meister aus der Schule Cellini's, Martino da Udine genannt, il Pellegrino da S. Daniele, als Maler kennen lernen. Das schöne Bild befand sich ehemals in der Scuola de' Calzolai in Udine. Die einzelnen Zünfte setzten damals auch ihren Stolz in den Besitz solcher Werke, wie z. B. in Venedig jenes wunderwürdige Bild der Madonna in Trono mit St. Job, St. Sebastian u. s. w. von Johannes Bellini, jetzt in der Akademie, auf Bestellung der Maurerzunft gemalt wurde. Sogar auch einige

*) Man mag ihn in Rumohr's italienischen Forschungen nachlesen.

tüchtige Musiker lieferte Udine dem beherrschenden und befreundeten Venedig — ein trefflicher Cornetbläser Girolamo da Udine wurde am 29. Januar 1567 zum Haupt (Capo) der Staats-Musikcapelle der Instrumentalisten von S. Marco gewählt; er und seine Brüder Zuanne und Nicolo bezogen von Staatswegen ein Gehalt von 75 Ducaten jährlich. Mehr Ehre als dieses cornettoblasende Kleeblatt von Brüdern machte freilich der Vaterstadt ein Prediger wie Maffei, ein Historiker wie Ciruti.

Der Freund denkwürdiger Alterthümer mag die Mühe nicht scheuen, Cividale zu besuchen, dessen alter Name Forum Julii dem ganzen Landstriche den Namen gegeben. Er wird dort ein so uraltes, als merkwürdiges Baudenkmal finden: eine kleine Kirche oder Capelle, die glaubhaft als das Oratorium des im achten Jahrhundert von der Herzogin Gertrudis von Friaul gegründeten Benedictinerklosters bezeichnet wird.*) An einen quadratischen, von einem starken Kreuzgewölbe bedeckten Raum (pulchre testudinatum nennt ihn die Chronik) schliesst sich ein niedriger, in drei schmale Schiffe getheilter Chor, bei dem wir jenem gestelzten hohen Bogen begegnen, der auch für die älteste Baukunst Venedigs charakteristisch ist (er findet sich an der Kirche S. Fosca in Torcello, am Fondaco de' Turchi u. s. w.) und einen ganz eigenthümlichen, sofort an Maurisches oder Orientalisches erinnernden Eindruck macht, während er sich doch schon in der letzten Zeit römischer Kunstweise, z. B. an Diocletian's Palast zu Spalato, an dem Palaste Theodorich's, dem jetzigen Franciscanerkloster zu Ravenna, ankündigt, und eben so gut von dorther auf das venetianische Gebiet herübergekommen sein kann, wie aus Byzanz, wo er gleichfalls in sehr ausgesprochener Weise vorkommt. (Kirche der Agia Theotokos in Constantinopel, etwa ein Jahrhundert

*) Ich weiss nicht, warum Oscar Mothes (Geschichte der Baukunst und Bildhauerei Venedigs, 1. Band, Seite 37 ff.) einige kritische Zweifel hegt, da doch das Aussehen der Capelle noch jetzt der Beschreibung der von ihm selbst citirten alten Chronik, welche die Stiftung erzählt, entspricht. Mothes setzt das Bauwerk in die Zeit um 800; es dürfte kaum bedenklich sein, dessen Entstehung noch um etwa ein halbes Jahrhundert zurück zu datiren.

jünger als die Capelle in Cividale.) Das merkwürdigste an dem kleinen Heiligthume ist das Ornament, welches gleichfalls schon der ursprünglichen Anlage angehört und in sehr lehrreicher Weise Uebergangsformen aus dem antiken Geschmack in die romanische Weise zeigt; ein sehr schönes Ornament aus Stuk, Weinranken und Trauben auf blauem Grunde, welches den halbkreisförmigen Stirnbogen der Eingangsthür einfasst, ist z. B. die richtige Mittelstation zwischen den mosaicirten Weinranken in St. Costanza rotonda bei Rom, dem Ornamente mancher antiken und frühchristlichen Sarkophage*) u. s. w. und jenem ornamentistischen Motive, womit der romanische Baustyl des 11. und 12. Säculums öfter seine Gesimse und Archivolten verzierte. Ganz originell aber nehmen sich sechs mehr als lebensgrosse Gestalten in starkem Relief aus, die in ziemlicher Höhe innen über dem Eingange in steifer Feierlichkeit eine neben der anderen, zu drei neben einem mittleren kleinen Rundbogenfenster stehen, halb wie Bildwerke eines Friesbandes, halb wie gewölbstützende Karyatiden. Es sind vier weibliche Heilige, in schwerer, gestickter, edelstein- und perlenbesetzter byzantinischer Hoftracht, Kronen auf den Häuptern, Kronen und (lateinische) Kreuze in Händen, und zwei h. Priester. Jene alte Chronik belehrt uns, es seien die Heiligen Chrisogonos und Zoeles, und die heiligen Frauen Anastasia, Agapa, Zionia und Irene. Die Gesichter, von eben nicht unfreundlichem, aber etwas leerem Ausdruck, werden nach byzantinischer Weise durch einen Nimbus markirt. Ueberhaupt ist hier byzantinischer Einfluss schwerlich zu verkennen. Die (leider fast erloschenen) Wandmalereien, ein Christus in einer Mandorla in der mittleren Chorwölbung, gehören dem romanischen Kunststyle etwa des 12. Jahrhunderts an, eine mit ausgebreiteten Armen (ähnlich den sogenannten Oranten der Katakomben) Betende, an der linken Seitenwand, ist sogar eine altchristliche Reminiscenz.**) In der Schatz-

---

*) Von letzteren ein schönes Exemplar im christlichen Museum des Lateran. Abbildung bei Agincourt.

**) Vortreffliche Abbildungen bei Gailhabaud, 2. Band, Tafel 22 und 23.

kammer des Capitels mögen wir einen alten Evangeliumcodex besehen, der zu dem Spruche: „habent sua fata libelli“ ein interessantes Beispiel bietet. Nach dem Charakter der Schriftzüge zu urtheilen, stammt der Codex aus dem 6. Jahrhundert; an dem Rande finden sich die longobardischen Königsnamen Theodelinde, Luitprand, Ratchisius, Aistulf, auch einmal der Beisatz „rex noster“ zur Bekräftigung der Notiz des Laurentius a Turre, dass dieses Evangelienbuch ein Eigenthum des longobardischen Königshauses war und aus dessen Sitze von dem Patriarchen Theutimar, der dort öfter bei Synoden anwesend war, im J. 855 nach seinem Patriarchensitze Aquileja gebracht wurde. Vermuthlich durch den Patriarchen Raimund della Torre 1274—1299 oder durch Pagano della Torre 1319 bis 1332 wurde das Marcus-Evangelium aus dem Codex herausgenommen und in silberne, mit dem Wappen Aquileja's und der Familie della Torre gezierte Deckel gefasst. Nach einer Stelle in den Schriften des h. Paulinus glaubte man darin ein Autograph des Evangelisten Marcus zu besitzen. St. Marcus sei auf Anordnung des Apostelfürsten Petrus nach Aquileja gekommen, habe dort für die neue Christengemeinde sein Evangelium selbst übersetzt und abgeschrieben und es seinem Schüler und Begleiter Hermagoras, den er in Aquileja als Bischof zurückliess, übergeben.

Auf seinem Römerzuge erfuhr Kaiser Karl IV. im Spätherbste 1354 zu Udine, man bewahre in Aquileja das eigenhändig geschriebene Evangelium des h. Marcus. Der Kaiser war ein Reliquiensammler ohne gleichen, die erhaltene Nachricht war ihm genug, um sich sofort mit einem kleinen Gefolge nach Aquileja zu begeben, wo ihm der Patriarch Nicolaus mit der ganzen Geistlichkeit feierlich entgegenkam. Er besah die Handschrift und, wie sich der böhmische Historiograph Pelzel ausdrückt, „plagte den Patriarchen und die Vornehmsten aus dem Capitul so lange, bis sie ihm ein Stück davon überliessen“, und zwar 16 Quartblätter vom 12. Capitel, 21. Vers bis zum Schlusse. Der Patriarch musste ihm überdies ein Zeugniss über die freiwillige Schenkung ausstellen, und Karl selbst schrieb auf das letzte Blatt eigenhändig eine weitläufige lateinische

Bestätigung, dieses sei das ächte Evangelium Marci, und wie er es erworben; er liess sogar noch drei Bischöfe ihre bestätigende Unterschrift beisetzen. Er bestellte sogleich einen goldenen, edelsteingeschmückten Buchdeckel, für welchen nicht weniger als 2000 Ducaten bestimmt wurden, und sandte vorläufig die Reliquie von Feltre aus durch den Grafen von Hohenlohe nach Prag. In einem begleitenden Schreiben ordnete der Kaiser an, die ganze Geistlichkeit in Prag solle das Buch in feierlicher Procession empfangen, am Ostertage solle es in festlichem Umzuge herumgetragen werden u. s. w. Die Unruhen, welche in den Jahren 1409—1418 ausbrachen, bewogen die Domherren von Aquileja, sowohl den Rest des Marcus-Evangeliums, als die drei anderen Evangelien nebst anderen Kirchenschätzen nach Cividale zu flüchten. Dort war dem Marcus-Evangelium aber noch immer keine Ruhe beschieden. Schon der venetianische Doge und Chronist Dandolo hatte im 14. Jahrhundert darauf hingewiesen, dass zu Aquileja jenes eigenhändig geschriebene Evangelium „usque in hodiernum diem in eadem ecclesia devotissime veneratur“; natürlich wünschte man in Venedig gar nichts sehnlicher, als das Autograph des h. Stadtpatrons im Schatze von S. Marco, in seiner eigenen Kirche zu besitzen. Wie Karl IV., „plagte“ der Doge Thomas Mocenigo 1420 das Capitel mit den inständigsten Bitten, bis der von Karl übrig gelassene Rest nach Venedig wanderte. Er wurde mit ausserordentlichen Ehren und Freudenbezeugungen aufgenommen und befindet sich noch im Schatze der Marcuskirche, leider von Feuchtigkeit fast unlesbar geworden. Dagegen ist das Prager Fragment (dessen überkostbarer Buchdeckel übrigens schon von Karl's Sohn Sigismund weggenommen worden sein soll), wie der Codex in Cividale trefflich erhalten. Der böhmische Gelehrte Abbé Dobrovsky führte 1778 freilich einen scharfen kritischen Schwerthieb, der dem Alterthume seine rechte Stelle anwies. Aus dem Umstande, dass der Cividaler Codex in ganz gleicher Schrift auch die Vorrede des h. Hieronymus, also eines Autors aus dem fünften Jahrhundert enthält, folgerte Dobrovsky ganz richtig, dass diese Handschrift unmöglich

schon aus dem ersten Jahrhundert herrühren könne. Ein Geistlicher aus Udine, Anton Comoretto, nahm ihm das sehr übel und trat 1780 mit einer Gegenschrift auf.

Der Weg von Udine gegen Venedig führt durch eine weite Ebene, von der Schiller's Tell zu sprechen scheint, wenn er seinem Knaben schildert, wie es ausserhalb der Berge aussieht: „Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen, das Korn wächst dort in langen schönen Auen, und wie ein Garten ist das Land zu schauen,“ eine Ebene voll Pappelspitzen und ragender Kirchthürme, Weiler und Villen wie regellos in der herrlichen Weite umhergestreut, und im Sonnenlichte noch aus der letzten Ferne weiss herüberblinkend, Nebenguirlanden, die sich von Baum zu Baum schlingen, je zuweilen eine Gruppe dunkler Cypressen, die ernst und vornehm dasteht. Ueberall schöner klarer Boden, dem man es wohl ansieht, dass er den Fleiss des Landmannes lohnt. Uud wie eine riesige Gartenmauer um den lachenden Gottesgarten ziehen sich im weiten Halbmonde amphitheatralisch die schroffen Felsengebirge der friauler Alpen hin, nackte, röthliche Steinmassen, die ihre spitzen, im Sonnenglanze leuchtenden Gipfel im tiefen Blau des Himmels baden, wenn nicht eben, wie von gewaltigen Opferaltären riesige Wolkenmassen von ihnen aufdampfen und sie in dunkle Schleier hüllen. Bei klarer Luft können wir auf meilenweite Entfernung jede Schlucht, jeden Einriss, jeden Felsenvorsprung an ihren steilen Abhängen deutlich erkennen, dunkelbläuliche Schattenpartien, die Felsenwände daneben fast leuchtend, wenn nicht zuweilen der leichte Schlagschatten einer am Himmel hinziehenden Wolke über sie wegeilt. Im Winter aber mag man eines Morgens ihre Spitzen mit Schnee weiss beschüttet erblicken und finden, dass der als unästhetisch verrufene Vers des alten römischen Dichters: „Jupiter hibernas cana nive conspuit alpes“ doch ein sehr wahres Naturbild enthält. Wenn im November zu Venedig einer jener Tage eintritt, wo Jupiter Pluvius nicht „als ein freundlicher Dämon“ erscheint, man mit dem Dichter rufen möchte: „Venedig nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sanct Marcus im Koth“ und nun auch „den Pfuhl und

den Frosch kennt“, einer jener Tage, wo man sich vom Marcusplatze in eines der eleganten Café's unter den Bogengängen der Procuratien, und aus dem Café wieder auf den Marcusplatz flüchtet, weil man, wo man auch sei, sich immer einbildet, man werde anderswo weniger frieren, wo man vom Lido herüber das dumpfe Tosen des Meeres hört und selbst die Lagune ihre Wasser heftig gegen den Steinwall der Liva spritzt und die Gondeln und Barken bedenklich schaukeln, aus den Abzuggossen des Marcusplatzes das Wasser in immer breiter werdenden Seen heraustritt, und nach einer Stunde sich die Andächtigen aus der Marcuskirche quer über den Platz auf Facchinenrücken heimtragen lassen, wenn Einheimische und Fremde einhellig erklären, das Wetter sei brutissimo; dann kann man, wenn man Tags darauf bei beruhigtem Himmel die Fondamenti nuovi entlang spaziert oder sich im Canal der Giudecca fahren lässt, die fernen Berge, die gestern noch in bläulichem Dufte dalagen, wie weisse Pyramiden ragen sehen. Bei schmelzendem Schnee aber wachsen die Flüsse, welche von den Bergen entsendet, die Ebene durcheilen, zu übermächtiger Breite — der Isonzo, der Tagliamento, die Piave u. s. w. Sommers geschieht es wohl, dass uns der Bahnzug lange über herrliche Steinbrücken führt, ohne dass wir ein strömendes Wasser erblicken, rechts und links nichts als wüstes, verbranntes Feld von Kieselgerölle, bis endlich in der Mitte der endlosen Brücke ein schmales grünes Flüsschen sichtbar wird, das durchzulassen ein Brückenbogen genügt, dann abermals ohne Ende das Kieselfeld, bis hinter dem letzten Brückenbogen sich wieder bebautes Land zeigt. Aber wenn diese Flüsschen schwellen, dann rollen gewaltige Wassermassen über das wüste Feld.

Die weite Ebene mit dem einfassenden Zuge der Felsengebirge kann einigermassen an den Theil der römischen Campagna erinnern, den das minder wallartige, aber doch im ganzen sehr ähnliche Sabinergebirge begrenzt. Nur freilich ist die Campagna eine melancholisch-grossartige wüste Grassteppe, voll Trümmer, zwischen denen Schafheerden und die schöngehörnten Campagnarinder hinziehen,

und sie wird nur eigenthümlich belebt von den Bogenreihen der altrömischen Aquäducte, die von den Gebirgen gegen die ewige Stadt zueilen, während hier alles wohlbestelltes Feld und lachende Fruchtbarkeit ist.

Der weiter eilende Bahnzug führt uns nun rasch durch die Stationen Casarsa, Pordenone, Sacile, Pianzano nach Conegliano, das mit seiner Berg- und Thalstadt prächtig malerisch daliegt. Die Berge, die ziemlich weit zurückgerückt waren, nähern sich hier wieder, das Land wird hügelig, und schon beginnen sich zuweilen jene malerisch auf Bergrücken hingelagerten Städtchen zu zeigen, die für Italien so charakteristisch sind. Die Rebenfestons werden zahlreicher; ihren dunkelrothen Wein werden wir in Venedig kennen und schätzen lernen. Auf den Bahnhöfen ist überall reges Leben, und in den Waggons wird, je weiter wir kommen, die Conversation immer italienisch lebhafter. Die Bauart der Städte beginnt die Nähe Venedigs anzukündigen; wir sehen Schlote mit dem charakteristischen dicken, kolbenförmigen Helm ragen, in Sacile, Conegliano u. s. w. begegnen unserem Blicke Häuser, die nach dem Muster des venetianischen Hauses gebaut sind, obwohl diese Form, die aus den eigenthümlichen Bedürfnissen der in's Wasser hineingebauten Stadt entstand, auf dem festen Lande keinen rechten Sinn hat (in Sacile ahmt ein Haus die bekannte unregelmässige Façade der Cadoro nach, doch nur in der Anlage, ohne die Marmorpracht und die reiche Steinmetzarbeit). Auch in den Kirchthürmen sind die zwei Grundformen des venetianischen Campanils (des Marcusthurmes und des Thurmes von S. Giorgio de' Greci) nicht zu verkennen. Die französiche Haube, die uns aus Sachsen nach Böhmen, aus Böhmen nach Oesterreich verfolgt, ist hier nirgend zu finden, eben so wenig das hohe, verjüngt ansteigende Satteldach der Thürme in Steiermark, die so seltsam bäuerisch aussehen; eine mehr als billig rege, ovidisirende Phantasie könnte in einem solchen steierischen Dorfthurm einen thurmgewordenen steierischen Holzknecht mit seinem Bauernhute erblicken. Hier im Venetianischen steigen die Campanils fein, schlank und man möchte sagen vornehm auf.

Da liegt eine schöne, weitgebreitete Stadt vor uns, aus der einige solche Thürme zum Himmel ragen, das ist Treviso. Bleibt uns Zeit, so wollen wir die schönen Bauten der Lombardi zu sehen nicht versäumen, und Pordenone's grossartigen, von Engelschaaren umgebenen Gott Vater auf dem Deckenbilde einer Capelle des Domes, aus dem etwas wie ein Nachklang der sixtinischen Capelle tönt, und Giorgione's herrlichen todten Christus, der von Engelknaben bestattet und beklagt wird, das edle Haupt, trotz der überaus kühnen Verkürzung, voll wunderbaren Ausdruckes von Schmerz und Heiligkeit, der unbekleidete Körper, abermals höchst kühn verkürzt, ein Meisterstück an Zeichnung und Färbung, die Engel liebenswürdig naiv, besonders jener, der den schwer zurücksinkenden Leib des Todten mit Aufwand aller seiner Kräfte stützt. Eine Wanderung durch die Strassen zeigt uns jene Vereinigung des wohlerhaltenen Alterthümlichen mit dem modern Behaglichen, die manchen Städten Italiens eine so eigenthümlich anziehende Physiognomie gibt. Lange wird es uns aber in Treviso nicht dulden, wir sind schon gar zu nahe an Venedig, das seine wunderbare Anziehungskraft fühlbar zu machen beginnt. Weiter denn! Die Stationen Preganziolo und Mogliano fliegen vorüber, schöne Landhäuser in dichten Laubhainen drängen näher heran, da ist endlich Mestre — und hart hinter Mestre die breite Lagune mit dem kühn darüber geführten Viaduct. Diese Lagune ist ein Bild und Gleichniss des menschlichen Gemüthes, unter trübem Himmel liegen ihre Wasser trüb, in schmutzigem, missfarbigem Grün; aber lacht der helle Sonnenschein darauf nieder, dann leuchtet die ungeheuere Wasserfläche bis zum fernen Horizont, wie blauer Atlas, von den silberblitzenden Bruchflächen zahlloser kleiner spielender Wellen glitzernd, ein entzückender Anblick.

Aus den Wellen aber hebt sich, unseren Blicken schon erreichbar, die Anadyomene Venetia. Links in mässiger Entfernung eine zweite, kleinere Inselstadt, das ist Murano. In weitester Ferne Burano, rechter Hand S. Giorgio in Alga. Je näher der jetzt langsamer rollende Bahnzug seinem Ziele kommt, desto klarer treten die Einzelheiten

der Stadt hervor, die Fondamenti nuovi mit ihren Gebäuden, das schwarze Kuppeldach von S. Simeone. Man hat wohl geklagt, Venedig habe etwas von seiner Eigenthümlichkeit verloren, dass man jetzt zu Wagen hineinrollt, statt dass man sich wie ehedem der Meereskönigin nur zu Schiffe nahen durfte. Allein man muss schon ein recht eingefleischter Romantiker sein, um daran Anstoss zu nehmen, dass man eine Strecke in kaum zehn Minuten passirt, die man sonst zu Barke erst in zwei Stunden zurücklegte, vorausgesetzt, dass Wind und Wetter gut war; sonst konnte die Lagune auch misslaunig und unter Umständen gefährlich werden. Mitten aus den seichten Wassern ragt säulenartig ein Capellthürmchen der Madonna delle lagune, dahin die Schiffer bei Gefahr ihre Gebete richten. Allerdings ist die Einfahrt nach Venedig von der Seeseite her, etwa mit einem Triester Dampfer, unvergleichlich charakteristischer, die Kuppelkirchen von S. Giorgio maggiore, S. Pietro in Castello, die weissleuchtende Salute, die Dogana u. s. w., treten weit ansehnlicher hervor, und erblickt der Landende gar den herrlichen, originell-phantastischen Bau des Dogenpalastes, den gewaltigen Campanil von S. Marco und die weltberühmte Kirche selbst mit ihren farbigen Mosaiken auf Goldgründen und den vier antiken Goldrossen, Sansovino's Bibliothek und Zecca, den Uhrthurm mit seiner vergoldeten weithin leuchtenden Marienstatue und den beiden ehernen Riesen auf dem platten Dache, die vielleicht gerade mit ihren Hammerschlägen den dumpfen Klang der mächtigen Glocke über die Stadt hintönen lassen, und umgibt den Ankömmling sofort das bunte lärmende Leben der Riva und des Marcusplatzes, dann kann er freilich nicht länger zweifeln, dass er in Venedig ist, in jenem Venedig, das so oft Gegenstand seiner Träume gewesen sein mag, ob ihm gleich auch jetzt noch sein wird, als wandle er in einem wachen Traume. Diesen märchenhaften einzigen Eindruck macht wohl Venedig auf jeden auch nur einigermassen Empfänglichen, der es zum erstenmale sieht, und ist der Ankömmling vollends ein leicht angeregter Künstler, so brennt er wohl lichterloh in Poesie

auf, wie der geistvolle Maler Friedrich Pecht, der zum erstenmale auf den beleuchteten Marcusplatz tretend, ausruft: „Das Zauberhafte dieses Anblickes ist nicht zu schildern, du glaubst in's Feenreich versetzt zu sein, eine jener Erzählungen aus Tausend und einer Nacht mit ihrer üppigen orientalischen Phantasie plötzlich vor dir verwirklicht zu sehen, der Bau, der dir entgegenglänzt, ist einer jener Paläste aus Smaragd und Demant mit goldenem Dache".*)

Ueber Venedig in Entzücken und Declamation zu verfallen, ist eigentlich so banal geworden, dass man es gar nicht mehr recht mit Ehren thun kann, dass es fast besser ist, das Horaz'sche Nil admirari herauszukehren, oder höchstens zu rufen wie jener Franzose beim Anblick des mondherhellten Coliseums in Rom: „Parole d'honneur, c'est bien joli!" Der Revers der Medaille ist freilich weniger glänzend. Wer aus dem Portale des Bahnhofes tretend, ohne sich um den Marmorluxus der Scalzikirche und das originelle bemalte Haus gegenüber zu kümmern, vor allem anderen sich in eine der herandrängenden Gondeln wirft und nun von der weichen Luft angehaucht, von der weichen Welle geschaukelt, den halbstündigen Weg nach einem der dem Marcusplatze nahen Alberghi dahin fährt, durch enge, düstere Canäle, zwischen hohen, düsteren, zum Theil Spuren des Verfalls zeigenden Häusern, zeitweilig in die Geheimnisse einer a pian terreno oder vielmehr a piana acqua liegenden Wohnung blickend, an engen Plätzchen, an erdrückend schmalen Gässchen vorbei, unter niederen Brückenbogen, vorüber an wenig bedeutenden Kirchenfronten, an schiefstehenden Thürmen, wie der missgeschaffene Thurmzwerg von S. Paternian, und so weiter, den wird nichts weniger anfechten, als irgendwelche Reminiscenz an Tausend und eine Nacht, oder an Paläste von Smaragd und Demant, und er wird den ersten Eindruck eher unangenehm und unheimlich finden, und erst wenn er Venedig im Ganzen und Grossen kennt, gewinnt er auch dieses versteckte, verrottete Winkelwerk in seiner

*) Südfrüchte, 1. Band, S. 33.

charakteristischen Physiognomie lieb, und beim zweiten, dritten Besuch begrüsst er das alles mit aufrichtiger Freude.

Trotz zahlloser Beschreibungen, zahlloser gezeichneter und gemalter Prospecte wird wohl jeder Fremde inne, dass erst ein Aufenthalt in Venedig ihm den richtigen Begriff von dieser Stadt zu geben vermag, wie denn auch einst Goethe in seinem Reiseberichte bemerkte: „es sei im Buche des Schicksals geschrieben gewesen, dass er am 28. September 1786 Abends nach unserer Uhr um fünf in Venedig einrückte, das ihm nun kein blosses Wort, kein hohler Name mehr sei.“ Goethe's Schilderung Venedigs, aus der, wie aus allen von ihm an Ort und Stelle über Italien Geschriebenen, das ganze Reisebehagen eines die Welt mit hellem Geistesauge heiter und wohlmeinend Betrachtenden spricht, ist in tagebuch- oder skizzenbuchartiger Form sicherlich eine der besten. Diese leicht hingeworfenen Gedanken, diese anscheinend ganz einfachen Berichte über das erlebte Tagesereigniss, die gelegentlich kurz ausgesprochenen Kunsturtheile, die Volksscenen u. s. w. geben in flüchtigen Zügen ein Bild, dessen treffende Aehnlichkeit auch jetzt niemand verkennen wird. Die meisten Beschreiber (und über Venedig, wie über Italien überhaupt, glaubt jeder schreiben zu müssen, der es gesehen und in dessen Pennal sich eine Autorfeder findet) meinen einer so ganz besonderen Stadt zu Ehren einen ganz besonderen Styl und Geist daran wenden zu müssen — sie möchten am liebsten dem Vogel Phönix dazu eine Feder ausrupfen. Die Meisten werden sofort elegisch, sie beklagen es, keinen Dogen, keine Signorie, keinen Bucintoro u. s. w. mehr zu finden, und möchten die Gegenwart dafür verantwortlich machen. Es wäre freilich ungefähr eben so vernünftig, zu verlangen, Venedig solle immerfort auch Maler, wie Johannes Bellini, Tizian u. s. w. hervorbringen und besitzen. Denn die einfache Wahrheit, dass auch einzelne Staaten, einzelne Städte, dem physischen Menschen gleich, einen allerdings nach Jahrhunderten zu messenden Lebenskreis durchlaufen, wird bei solchen Gelegenheiten sehr leicht ausser Acht gelassen.

Für das alte, auf Welthandel angewiesene Venedig trat der Wendepunkt ein, als die Portugiesen den Seeweg nach Ostindien entdeckt; schwere Verluste im Orient folgten. An dem von Flüchtlingen, welche die Gefahr in die unzugänglichen Meersümpfe als in ein sicheres Asyl trieb, gegründeten Schiffer- und Fischerorte, dessen Gründung eine alte Sage auf den 25. März 413 verlegte, erfüllte sich die Prophezeiung, welche Antonio Sabellico in seinem lateinischen Gedichte von der Gründung Venedigs dem weihenden Priester in den Mund legt: „nur ein ärmlicher Altar sei es, an dem die Gründer ihre Gebete darbringen, aber seien diese Gebete nicht vergebens, so werden dereinst hier hundert Gold- und Marmortempel sich erheben.“ Sabellico selbst schildert in seiner Schrift „de situ venetae urbis“ die Pracht, das glänzende Leben der Stadt, Gentile Bellini erzählt uns in seinen Gemälden, wie in Venedig im 15. Jahrhundert Stadt und Menschen aussahen, und Sannazar kann endlich in seinem berühmten Epigramme dem Meeresgotte Neptun jene Vergleichung Roms und Venedigs in den Mund legen, die ihm der Senat mit mehr als königlicher Freigebigkeit lohnt — nicht weil er sich durch das Compliment geschmeichelt fühlt, sondern weil der Dichter geistreich das Urtheil der Welt in präciseste, denkspruchartige Form zusammengefasst. Und es wurde gesagt und nachgesagt, und auch Christian Warneke übersetzte es 1701 in das holpernde Deutsch seiner Zeit:

„— — Magst du Tarpejens Höh
Und deines Mavors Maur so hoch du wilt erheben,
Schau beyde Städt', ziehst du der See die Tieber für:
Die Menschen legten dort den Grund, die Götter hier“

was freilich weniger gut klingt, als Sannazar's „illam dicas homines, hanc posuisse Deos.“

Wie nun aber der levantische Handelsweg nicht mehr ausschliesslich durch Venedig führte und der Handel seine Schätze nicht mehr in dem Masse spendete, wie früher, da Venedig als Symbol der drei Königreiche die drei auf dem Marcusplatze aufgepflanzten Mastbäume besass, aber an Ort und Stelle der türkische Halbmond schon den Marcus-

löwen verdrängt hatte, wie sich allmälich die politischen Beziehungen in Europa änderten, und die früher stets gehörte Anklage, die sogar noch Benedetto Varchi in seiner Storia Fiorentina*) wiederholt: „Venedig wolle endlich die Herrschaft über ganz Italien an sich reissen" verstummte, und statt dessen die altgewordene durchlauchtigste Republik Venedig wie eine sehr vornehme Grossmama in ihrem Winkel des adriatischen Meeres dasass; da war freilich das Venedig, in dem nach der Schlacht von Lepanto das christliche Europa mit seinen Retter begrüssen durfte, etwas ganz anderes gewesen, als jenes Venedig, dessen Staatshäupter Göthe zum Gedächtnisse eben jener Schlacht im festlichsten Pompe aufziehen sah, aber dadurch zunächst an nichts weiter erinnert wurde, als „an eine alte gewirkte Tapete, aber recht gut gezeichnet und colorirt." Schon um 1700 schrieb ein höherer französischer Officier an eine Marquise in Paris: „man lebe in Venedig unaussprechlich still, faul und frei";**) letzteres Wort nicht in politischem Sinne genommen, — wie hätte es sich da in den Mund eines Officiers Ludwig's XIV. verirren mögen — sondern in sittlichem. Man vergleiche das Menschengeschlecht derselben Zeit, wie es der venetianische Maler Pietro Longhi (1702—1762) in seinen köstlichen Conversationsbildern schildert — diesen jungen blassen vornehmen Herrn, der in Negligée mit zwei musikalischen Freunden ein Geigentrio spielt, während einige sehr behäbige geistliche Herren daneben Karten spielen, die Dame, der der Schneider eben einen Reifrock anprobirt, gross genug um auf der Piazzetta den Raum zu verengen, die junge, schöne Signorina, welche im Marmorpalaste ihres vornehmen Vaters der Tanzmeister eben in die Mysterien der Menuetgrazie einweiht: man vergleiche dieses Geschlecht mit den Männern und Frauen Tizian's und Palma Vecchio's, mit den Steinbildern auf den Gräbern von S. Giovanni e Paolo, man sehe wie

*) I. 57.

**) Kotzebue hat diese Briefe, die in manchen Beziehungen sehr interessant sind, überzetzt und veröffentlicht.

Goldoni in seinen Komödien die damalige gute Gesellschaft Venedigs schildert, und frage sich dann, ob dies ein Geschlecht dazu war, ein zweites Lepanto zu erleben! Und der erste Sturmstoss der französischen Revolution warf die Republik um — die Geschichte ihres letzten Endes unter dem Dogen Manin ist geradezu kläglich, sie stirbt förmlich am Marasmus.

Im Jahre 1797 brachte die Republik Frankreich der gewesenen Republik Venedig ihre Freiheit und Gleichheit. Vor allem mussten die Machtsymbole Venedigs weichen. Die kostbare Dogenmütze mit ihrer Edelsteinbesetzung*) wurde aus dem Schatze von S. Marco confiscirt, der Bucintoro zerstört. Die formlosen Steintrümmer über der Riesentreppe und der Porta della Carta des Dogenpalastes, neben dem umgebenden edel Gebildeten den Blick doppelt beleidigend, sind eine Art traurigen Seitenstückes zu der berufenen schwarzen Tafel mitten in der Reihe der Dogenbildnisse des grossen Saales. „Hic est locus leonis Veneti" — es sind die Spuren des weggemeisselten Marcuslöwen. Der Löwe von der Piazzettasäule musste als Gefangener, als Symbol des botmässigen Venedig, die Sieger nach Paris begleiten. Der Raub der Kunstschätze wurde in der überreichen Stadt selbstverständlich im ausgedehntesten Masse geübt. Vergebens hatte der Senat einst den Dominicanern von S. Giovanni e Paolo bei Todesstrafe verboten, Tizian's Petrus Martyr je zu verkaufen, Petrus Martyr musste so gut wie Paul Veronese's „Hochzeit zu Cana" und zahlreiches andere, als Beutestück das neue Pariser Museum schmücken (die „Hochzeit" ist nie wieder in das Refectorium von S. Giorgio maggiore, ihre ursprüngliche Stätte, zurückgekehrt). Die vier berühmten Rosse von S. Marco gaben das Geleite, Handschriften, Bücher — ja sogar die Musikschränke von S. Marco wurden umgestürzt und für das Conservatoire ausgebeutet, dessen

---

*) Der Reisende des 15. Jahrhunderts Bernhard de Breydenbach sagt in seinem, 1486 zu Mainz gedruckten Buche bei Aufzählung der Schätze von S. Marco: „Item pileus ducis, quo quilibet dux Venetorum singulari privilegio sive prerogativa coronatur, et est precii inestimabilis."

Stempel auf einzelnen zurückgekommenen Werken (z. B. Merulo's Orgeltoccaten, jetzt in der Marciana) noch zu sehen ist, während anderes, z. B. die handschriftlichen Messen Adrian Willaert's nicht wieder nach Venedig zurückkamen, so dass Venedig von dem berühmten Stifter seiner Musikschule nichts besitzt, aber auch nichts von den Gabrieli, von Zarlino u. s. w. Nur die Stücke des noch lebenden Bertoni liessen die Franzosen höflicherweise zurück, wie sie auch in Pesaro die Werke eines noch lebenden mittelmässigen Malers Lazzarini an Ort und Stelle liessen, „um den Künstler nicht zu kränken." *) Vieles wurde dabei verzettelt, beseitigt, muthwillig verwüstet, kostbare Codices zerrissen, kunstreiche alte Holzschnitzwerke zerbrochen.**) Die ganze Rechtfertigung für dieses und ähnliches war jenes „vae victis", welches einst der Ahnherr der Sieger in Rom unter ähnlichen Verhältnissen gerufen. Kirchen und Häuser konnten freilich nicht weggeschleppt werden; trotzdem müssen die Spuren der Plünderung denn doch sehr merklich gewesen sein, denn der Fusswanderer Seume, der einige Jahre später Venedig besuchte, meint: ausser seinen Kirchen, deren es allerdings einige grosse und schöne gebe, besitze Venedig nicht viel Sehenswerthes.***)

Aber freilich hatte es den neuen Beschützern auch Einiges zu danken. Napoleon, entzückt von der Pracht des Marcusplatzes, „des Saales, dessen Decke der Himmel allein zu sein verdient" (wie er sagte), beschloss, dem Platze einen in französich-ästhetischem Sinne „würdigen" Abschluss zu geben. Die köstliche Kirche S. Geminiano, ein Renaissancebau der Lombardi, nach eben denselben französisch-ästhetischen Principien vielleicht ein „édifice gothique", wurde nebst den anstossenden Flügeln der alten und neuen Procuratien †) abgetragen, und Soli musste jenes

---

*) Kotzebue, Reise nach Italien, 3. Band.

**) O. Mothes, a. a. O., 2. Band, S. 337.

***) Spaziergang nach Syracus.

†) Die Nachbildung erhalten in le Fabbriche le più cospicue di Venezia. Wahrhaft kläglich ist das Verzeichniss der unter der zweimaligen französischen

„Atrio“ bauen, die Copie der Copie, die Inspiration aus zweiter Hand — denn wie einst Scamozzi für seine neuen Procuratien Sansovino's Bibliothek copirte, so copirte Soli für sein Atrio Scamozzi's Procuratien; was ihm oder seinem Fortsetzer eigen gehört, ist jene überhohe, durch davorgestellte Statuen nur sehr ungenügend maskirte Attika, die wie ein Beschwerstein auf Sansovino's edel-schöne, hier etwas kalt und trocken nachgeahmte Motive drückt. Eine zweite Gabe ist der Giardino pubblico, dem das Servitenkloster, einst Fra Paolo Sarpi's Aufenthalt, Platz machen musste, der halböde Hügel, der mit seinen mageren Cypressen u. s. w. und seinem grossmächtigen Eingangsthore einem werthlosen Buche mit prahlerischer Vorrede gleicht, und nur in dem allerdings unvergleichlichen Blick über den Hafen nach der Riva und dem Canal grande hin etwas schönes aufzuweisen hat.

Venedig ging dem traurigsten Verfalle entgegen. Unter Oesterreichs Herrschaft, der es unter anderm seinen Freihafen dankt, begann sich die Stadt wieder zu erholen. Vor allem brachte der Pariser Friede die geraubten Kunstschätze zum grössten Theil wieder zurück. Von der Marcuskirche blicken wieder die vier ehernen Rosse herab, auf der Piazzettasäule steht wieder der alte Löwe. In den unruhigen Zeiten war es nicht allzu sicher gewesen. Jetzt schaffte eine musterhafte Polizeiordnung Sicherheit. Mit dem „unglaublichen Gehecke“ von Gässchen und Winkeln und Winkelswinkeln, mit seinen verschwiegenen Canälen ist Venedig für Anfälle wie eigens gemacht — aber man kann sicher in den abgelegensten Stadttheilen zu später Nachtstunde wandern. Und statt Kunstschätze zu entführen, hat die österreichische Regierung der Stadt vielmehr ihre Kunstschätze gesichert. So kaufte, als die herrliche Gallerie Manfrin, ehemals ein Schmuck Venedigs, unter den Hammer des Auctionators kam, der Kaiser eine Anzahl höchst bedeutender Bilder und liess sie der Gallerie der Accademie di belle arti einverleiben (es sind zwanzig

---

Herrschaft zerstörten Kirchen in Venedig, das man bei Mothes, 2. Band, S. 337—340, nachlesen möge.

Gemälde im Saale Nr. 8). Und Venedig hat Ursache dankbar zu sein, wenn von den Denkmalen seiner grossen Kunstzeit etwas in die Hände der Regierung kommt; es bleibt ihm dann ein gesichertes Besitzthum, während Kunstwerke im Privatbesitze leider dazu bestimmt scheinen, früher oder später in das kunstverschlingende England zu wandern, wie z. B. Paul Veronese's berühmtes Bild aus dem Palast Pisani: die Familie des Darius vor Alexander dem Grossen.

Was in Restaurationen monumentaler Gebäude geleistet worden ist, brauchte man nur zu summiren, um zu einem erstaunlichen Facit zu kommen. Die Jahrhunderte machen ihr Recht gegen die in dem lockeren Lagunenboden auf Rosten aufgeführten Gebäude geltend, und es stand z. B. mit der Marcuskirche (deren wellenförmigen Mosaikboden man nur anzusehen braucht, um die ungleiche Senkung zu erkennen) bereits so bedenklich, dass der tägliche Kanonenschuss, der den Schluss des Hafens anzeigt, auf die halbe Ladung reducirt werden musste, obschon er füglich, wie Goethe's Egmont hätte sagen dürfen: „Die Luft hab' ich erschüttert, weiter nichts gethan.“

Die grössten und erfolgreichsten Anstrengungen sind gemacht worden, der Welt dieses einzig merkwürdige, historisch und künstlerisch geweihte Denkmal wieder für eine Reihe von Jahrhunderten zu garantiren.

Mit wahrem Feuereifer werden in Venedig Restaurirungen betrieben. Viele Kirchen sind mit Holzgerüsten gefüllt, Kuppeln und Wände mit Holzgerüsten verkleidet und der Anblik herrlicher Architekturwerke theils verkümmert, theils völlig vereitelt. Wer sich darüber etwa ärgern wollte, möge bedenken, dass es in erster Reihe die dringende und zwingende Nothwendigkeit ist, welche diese ganze Bau- oder Restaurirbewegung veranlasst. So sagte man mir z. B., die Kirche Salvatore in der Mercerie, — eine der schönsten und interessantesten Venedigs — sei bei vorgenommener Untersuchung in so erschreckend baufälligem Zustand, bei äusserlich scheinbar guter Erhaltung, gefunden worden, dass über Hals und Kopf die Wiederherstellung in Angriff genommen werden musste. Das Grab-

mal der Katharina Cornaro, der beiden Brüder und Dogen Priuli, das von Jakob Sansovin im edelsten Renaissancestyl gearbeitete Mausoleum des Dogen Franz Venier sind also — wer weiss, für wie lange! — hinter ungeheuren Contignationen verschwunden, welche bis zum Kirchengewölbe emporragen und das ganze Schiff der Kirche ungangbar machen. Ein Geistlicher in S. Giorgio Maggiore, wo das Interieur, ein Meisterwerk Palladio's, eben auch durch ein gewaltiges Restaurirungsschaffot entstellt und in seiner harmonischen Gesammtwirkung schlimm beeinträchtigt wird, klagte mir: es gehe mit diesen Arbeiten erschreckend langsam. Der Grund ist leicht einzusehen. Die früher von Staatswegen dafür bewilligten Summen sind, wie ich höre, dermalen auf etwa ein Viertel reducirt. Uebereilt hat man sich bei Arbeiten dieser Art in Venedig (und in Rom) ohnehin niemals. Als ich die Stadt im Jahre 1861 zum ersten Male besuchte, sah es in der Kirche S. Giovanni e Paolo fast aus wie im Tempel zu Jerusalem, wo kein Stein auf dem anderen bleiben sollte. Und doch sind dort die Restaurationen noch lange nicht zu Ende! Diese Verschleppung (denn so muss man es nennen, selbst wenn man in billigste Erwägung zieht, was Alles zu thun war und noch zu thun ist) hat leider einen für die Kunst ganz unersetzlichen, kaum je zu verschmerzenden Verlust gehabt. Tizian's „Petrus Martyr", eines der Hauptwerke des Meisters, welches zu verkaufen den Dominicanern von S. Giovanni e Paolo zur Zeit der Republik bei Todesstrafe gegen den Schuldtragenden verboten gewesen, eine „Madonna in Trono" mit Heiligengruppen rechts und links, und himmlisch-schönen Musikengeln, Giovanni Bellini's grossräumigstes Gemälde und eines seiner herrlichsten, wurden um der Restaurirung willen von den Altären abgenommen und einstweilen in der unmittelbar an die Kirche anstossenden, den Sieg von Lepanto 1571 moumental, mit echt venezianisch-überschwänglichem Prachtaufwand verherrlichenden „Cappella del Rosario" aufgestellt. Da brach in der Nacht vom 15. zum 16. August 1867 in eben dieser Capelle der verheerende Brand aus, dessen eigentliche Entstehungsursache noch heute nicht ge-

nügend ermittelt ist. Eine traurige Brandruine blieb zurück. Mir stockte der Athem, als ich in den öden Raum trat, den ich einst und wiederholt in seinem vollen Glanze gesehen und den die jammervollen Reste seines ehemaligen überreichen Marmor- und Goldschmuckes doppelt trostlos erscheinen lassen. Der Sacristan, der uns die Thüre geöffnet, beklagt augenscheinlich weit weniger den Untergang des Petrus Martyr, der Bellinischen Madonna und der auf den Sieg von Lepanto bezüglichen Malereien Tintoretto's, als die zopfigen Reliefs von Morlaiter u. A., deren verkalkte und zerschmetterte Ueberbleibsel an den Wänden er seufzend zeigt. Man hat auf dem Altar im Kirchenschiffe, wo sonst Tizians Bild stand, eine alte, nicht eben schlechte Copie aufgestellt — aber von dem untergegangenen Original giebt sie keine Vorstellung. Wie wirkte auf diesem die in zorniges, blutiges Abendlicht getauchte Landschaft, mit den hohen Bäumen, deren Laub in düsterem Kupferroth erglänzte — diese genial aufgefasste Naturstimmung, durch welche die Mordscene doppelt unheimlich wurde — und wie wunderbar brach durch die trübe Glut jener Strahl reinsten Himmelslichtes, auf dem die zwei unvergleichlich schönen Engelsknaben niederschwebten! Das „Mahl in Emaus“ von Giovanni Bellini aus S. Salvatore hat man, so lange die Restaurirung dauert, klüglich in die Bildersäle der Akademie geflüchtet. Dort kommt das wunderbare Bild — „eines der ersten Bilder von Italien“ nennt es Burckhardt mit Recht — das man in der Kirche, hoch an eine Seitenwand gehängt, in elender Beleuchtung zu sehen sich gefallen lassen musste, erst zu seiner Geltung. Der Christuskopf manifestirt sich jetzt als das, was Burckhardt in ihm mehr ahnte, denn wirklich mit Augen sehen konnte: als „der vielleicht erhabenste Christuskopf der modernen Kunst, nur Lionardo ausgenommen“ — während Pecht, der auch mehr vermuthete, als sah, ihn gar nicht bedeutend finden wollte. Der so eigen ergreifende Zug des leisen phosphorescirenden Schimmers um das in göttlicher Erhabenheit feierlich herausblickende Haupt wird erst jetzt sichtbar. Jetzt erst wird sichtbar der innig-ehrfurchtsvolle Blick des mit am

Tische (wie naiv!) sitzenden Donators, von welchem man sagen könnte, dass man ihn in stillem Staunen schweigen sieht. Wie herrlich ist der Gegensatz des türkischen Dragomans, der wohlmeinend und neugierig, aber ohne tieferen Antheil der ihm unbegreiflichen Scene zusieht. Die beiden Apostel endlich: die würdigsten Gestalten! Ganz anders wieder als beim Donator und auf's feinste verstanden, spricht sich die Verehrung des greisen Apostels zur Linken Christi aus. Und mit wie täuschender Wahrheit ist alles Beiwerk gemalt! Die Triglien (kleine Seefische, Trigla hirundo) in der Schüssel, die Brote, das den Tischrand überragende Messer mit seinem Schlagschatten — man möchte es zurückschieben, damit es nicht fällt. Dazu der vollste venetianische Goldton, die ganze Gluth venetianischer Farbe, der Vortrag einer Meisterhand. Möge es uns die Kirche S. Salvatore verzeihen — wir wünschen um Alles, dass das Bild an seiner jetzigen Stelle bleibe, und möge uns Naya bald durch eine mit gewohnter Meisterschaft ausgeführte Photografie desselben erfreuen, denn die bisher cursirenden Nachbildungen sind miserabel. Ich kann von diesem Wunder der Kunst nicht scheiden, ohne im Vorbeigehen zu bemerken, dass Crowe und Cavalcaselle, bei denen das Bilderumtaufen zur Passion geworden zu sein scheint, wie bei manchen Leuten das Forellenangeln oder Schnepfenschiessen, das Gemälde einem anderen Meister — ich glaube Bonifacio — zuschreiben wollen. Aber man braucht nur das für den ersten Blick ähnliche „Abendmahl" Bonifacio's (des ersten, zweiten oder dritten?) in „S. Maria Mater Domini" oder den für den ersten Blick auch ähnlichen thronenden Christus mit heiligen und Donatoren im grossen Saale der Academie (Nr. 505) anzusehen, um die ganze immense Superiorität des Bellini'schen Bildes zu begreifen, wie denn dieser hohe Meister alle seine Schüler und Nachfolger, sofern sie nicht neue Wege suchten, wie Giorgione oder Tizian, weit überragte. Meinte doch Albrecht Dürer, er sei „der pest (beste) im gemell." Das Bilderumtaufen ist, beiher gesagt, einer der charakteristischesten Züge der Kunstforschung unserer Zeit, und wenn junge Privatdocenten der Kunstgeschichte oder

Kunstschriftstellerei-Novizen, welche sich die Sporen verdienen wollen, damit zu glänzen versuchen und uns vielleicht nächstens „aus inneren Gründen“ beweisen werden, Raphaels „Disputa“ sei etwa von Pinturicchio, so kann man es ihnen zugute halten. Geht aber die Sache so fort, so wird bald kein alter Meister seines Bildes und kein altes Bild seines Meisters mehr sicher sein. Man darf indessen den hohen Werth echter und besonnener Kritik deswegen ja nicht unterschätzen. Wie viel hat nicht der treffliche, der Wissenschaft zu früh entrissene Otto Mündler hierin geleistet! Die Bezeichnungen in den offiziellen Galeriekatalogen sind oft etwas Horribles. Von den „Alberto Duro“ und „Lucca d'Olanda“, welche Bezeichnung in Italien nicht mehr sagen will als „altdeutsches“ oder „altniederländisches“ Bild, wollen wir gar kein Aufhebens machen, aber wenn wir im Katalog der Academie bei einer „h. Katharina“ (Nr. 352), einem niederländischen Bild aus der Zeit Gossaerts oder van Orley's lesen: „Tommaso da Modena“, bloss weil irgend eine freche Betrügerhand darauf die Bezeichnung hingefälscht: „Toms. pictor de Mutina pin. anno MCCCLI“, so hört aller Spass auf, — man hätte doch, abgesehen von allem Anderen, die beglaubigten Wandmalereien Tommaso's im Dominicanerkloster in Treviso zur Vergleichung in nächster Nähe gehabt. Ebenso unsinnig ist die Bezeichnung einer „Fusswaschung“ als Perugino, — Mündler erkennt darin ein Werk Boccacino's von Cremona. Kunstfreunde, welche nach Venedig reisen, werden es mir danken, wenn ich sie auf ein wahres Juwel, zudem ein von Restauratorenhänden ganz intactes Bildchen aufmerksam mache: es ist mit Nummer 110 bezeichnet und heisst im Katalog — horribile dictu — Andrea Cordegliaghi. Mündler denkt an Pordenone, einer meiner einsichtsvollsten Freunde erkennt darin, und ich glaube, mit Recht, ein unschätzbares Jugendwerk Tizians, ein oder einige Jahre nach seinem Erstlingsbilde, der „Heimsuchung“ (Nr. 35). Es ist eine Madonnina, fast ein Profil, gegenüber „St. Katharina“ und „Johannes“ zeigt sich eine herrliche Landschaft. Versäume kein Kunstfreund, es aufzusuchen. Für die

gewöhnlichen Zugvögel, die nach den stets genannten Handwerksburschen-Wahrzeichen der Kunstsammlungen laufen, ist dergleichen freilich nicht da. Man athmet, beiher gesagt, völlig auf, wenn man ein älteres venetianisches Bild findet, an dem die Restauratoren nicht ihr unseliges Handwerk mehr oder minder geübt. Besonders arg scheint man zur Zeit des ersten Napoleon mit den geraubten Bildern in Paris umgesprungen zu sein. Den venetianischen Restauratoren der Gebäude darf man aber im Ganzen nachrühmen, dass sie mit Verstand und Pietät vorgehen. Wäre nur nicht jede Restauration, selbst die gelungene, mehr oder minder ein Leid! Unausweichlich nimmt sie den restaurirten Bauwerken den Hauch und Duft des Historischen, die Patina der Jahrhunderte und stellt Alles so entsetzlich blitzblank hin. Wer es recht empfinden will, postire sich an die linke Ecke von S. Marco und fasse mit einem Blick die restaurirte Nordseite und die zur Zeit noch unrestaurirte Façade. Im Innern, wo der Mosaikboden durch ungleiche Senkungen Berg und Thal bildet, ist schon ein grosses Stück im linken Seitenschiff höchst meister- und gewissenhaft von Salviati's wohlgeübten Arbeitern restaurirt; aber — der alte Boden ist nicht bloss ein Kunstwerk, er ist auch eine Reliquie. Welche Männer — was für Fürsten, Staatsmänner, Helden, Weise, Künstler, welche Träger historisch grosser Namen, bei deren Nennung uns das Herz klopft, haben ihn nicht beschritten! Da ist am grossen Canal der Fondaco de' Turchi, — Mothes hält ihn, und wohl richtig, für den ältesten Palast in Venedig; er gehörte eine Zeitlang den Herzogen von Ferrara und wurde erst ziemlich spät türkisches Kaufhaus. — Unrestaurirt war der Fondaco die malerischeste Ruine, ein wahrer uralter Methusalem, ordentlich gespensterhaft sah er aus. Man hat ihm bei der Restaurirung seine früheren flankirenden Thürme, seinen mauresken Zinnenkranz wieder gegeben, die Säulen polirt, die Wände getüncht und da steht er nun und könnte fast eben so gut als Villa bei Vöslau oder Hütteldorf stehen. Dagegen hat das Blankpoliren dem marmornen Schmuckkästchen Venedigs — ich meine: dem reizenden Kirchlein Maria de'

Miracoli — ganz wohl gethan. Die herrlichen Pilaster mit ihrem Rankenornament hat man wohlweise unberührt gelassen, aber die eingesetzten bunten Marmorscheiben leuchten völlig in verjüngter Pracht. Uebrigens ist erst das Aeussere fertig, im Innern wird noch fortgearbeitet. Eine vollendete Restaurirung ferner, an welcher man Freude haben kann, ist die der Kirche „S. Maria del orto“ — und zwar doppelte Freude, denn es ist unser Dombaumeister Friedrich Schmidt, dem dieses wundervolle Stück venetianischer Gothik seine glanzvolle Auferstehung dankt. Hier vereinigt sich der Eindruck des neu Hergestellten völlig und wunderbar genug mit der Würde des Alterthümlichen. Die meisten Reisenden lassen die Kirche unbesehen, weil sie am letzten Ende Venedigs, unfern dem „Sacco della Misericordia“ liegt — sie sollten es nicht versäumen. Kunstfreunde will ich hier wiederum auf ein Bild von Tintoretto in einer der Capellen links aufmerksam gemacht haben, das die Reisebücher kaum nennen : eine Scene aus der Legende der h. Agnes. Meiner Meinung nach ist es vielleicht nach dem „Wunder des h. Marcus“ (zugleich einem Wunder Tintoretto's) in der Academie das schönste Werk seines Schöpfers. Das haben seinerzeit die Franzosen auch eingesehen und haben es nach Paris geschleppt. Um zu begreifen, wie genau auch Rubens es gekannt und studirt, braucht man es nur anzusehen. Eine andere vollendete Restaurirung, der man auch nur das Beste nachsagen kann, ist jene des Dogenpalastes im Innern. Die weltberühmte Pracht dieser riesenhaften Räume tritt jetzt im ursprünglichen Glanze hervor und wirkt überwältigend. Auch der Flügellöwe über der Riesentreppe, den die Franzosen 1797 wegmeisselten — so dass die rauhe Fläche wie eine Art Seitenstück zu dem berühmten hic est locus u. s. w. im grossen Saale aussah — auch der Flügellöwe hat sich wieder eingefunden. An anderen Palästen wird da und dort gebessert und geschlimmert. Was man an schon Geleistetem sieht, ist nicht eben immer erfreulich. Ich weiss nicht, ob für die neuen Balcone an der Cadoro, die wie nachlässig zugeschobene Schubladen einer Commode aus-

sehen, die Taglioni verantwortlich ist, welche übrigens diesen ertanzten Wunderbau schon wieder verkauft hat, gerade wie den reizenden Palast Corner-Spinelli, der auch ihr gehörte. Es steht überhaupt eine Menge verlassener herrlicher Paläste zum Kauf, mögen sie nur immer Käufer finden, che hanno sale in zucca, und die sich nicht etwa einfallen lassen, sie nach Wilhelmsstrassen- oder Ringstrassenprincipien reformiren zu wollen. Manches ist schier zu Spottpreisen zu haben. Da ist z. B. der Prachtpalast Labia, in günstigster Lage, auf die zwei Hauptcanäle, den Canal grande und den Canareggio blickend, einige hundert Schritte vom Bahnhofe, — die Façade in schönster Renaissance, der grosse, von Tiepolo, diesem letzten, genialen und phantastischen Nachkommen Paolo Veronese's ausgemalte Saal in seiner Art ein Kunstwunder, zu dem alle Maler pilgern, seit Tiepolo, dessen Bilder eben jetzt von den Liebhabern mit wahren Schwindelpreisen bezahlt werden, wieder in Aufnahme gekommen. In den Geschichten des Antonius und der Cleopatra, womit der Saal geschmückt ist, entwickelt Tiepolo eine Farbenfreudigkeit, einen Glanz, wo man kaum begreift, wie dergleichen mit der Technik des Fresco herauszubringen war. So ist z. B. der Atlas an dem Turban der einen Figur bis zur völligen Täuschung des Auges gemalt. Im Täuschen leistet hier Tiepolo überhaupt das — Unmögliche, könnte man sagen. Besonders in der gemalten Architektur, welche die figuralen Darstellungen umgibt. Da sind gemalte Fenster, die in vollem Tagesglanz leuchten, da sind neben wirklichen, in die Wände eingefügten Tafeln dunklen Marmors andere, nur gemalte — man muss daran tasten, um zu unterscheiden, was Natur und was Kunst ist. Da sind neben vier (practikablen) Thüren Marmorsäulen und darüber Gebälk, deren Realität man beschwören möchte — „wie ist das möglich!?“ ruft man, — man geht hin, man stösst mit der Nase an die Malerei und man begreift erst recht nicht. Die Decke ist das Genial-Tollste von Untersicht, was es gibt, übrigens eine der unergründlichen venetianischen Allegorien, wie sie schon der alte Bellini auf dem Gewissen hat. Hier schwingt sich irgend eine

Gottheit auf dem Pegasus, von dem man nur den weissen Bauch sieht (von der Gottheit sieht man noch weniger), zu einem klaren Himmel empor — dessen wirkliches Hereinschimmern man abermals beschwören möchte. Saturn will mit einer enormen Lanze das Flügelross spiessen. Herrlich ist ein Balcon mit Musikanten, von einem Humor, den man weder in Tiepolo, noch in seiner Zeit suchen möchte und der an Callot erinnert. Besonders der eifrige Capellmeister mit seiner Brille und Perrücke und Notenrolle ist ein unvergleichlicher Patron — der echte Typus jener jetzt ausgestorbenen grundgelehrten italienischen Musiker alter Schule, denen das Sintono di Didimo und das Sintono di Tolomeo schlaflose Nächte verursachte, und die statt A und C und G nie anders sagten als Alamire, C-solfa-ut, G-solre-ut. Es ist prächtig! Und nun — wie viel soll diese ganze Pracht und Herrlichkeit kosten? Antwort: fünfzigtausend Lire — das ist zwantigtausend Gulden. So sagte man mir im Palast selbst, vielleicht in der sehr irrigen Voraussetzung, ich wolle ihn kaufen, was mir aus sehr triftigen Gründen nicht im Traume einfällt. Ein schöner Besitz aber wäre es!

Was Venedig zu einer in ihrer Art einzigen Erscheinung gemacht hat, sind die fast nirgends nach abstract ästhetischen Prinzipien ausgeführten Anlagen, es sind vielmehr diejenigen, welche unter den besonderen Verhältnissen und Bedingungen, unter denen Venedig überhaupt existirt, wie von selbst entstanden.

Es ist daher unter den Städten Italiens neben Rom sicherlich Venedig diejenige, welche in diesem Sinne einen in der ausserordentlichsten Weise ausgeprägten Charakter zeigt, obwohl die Meereskönigin der Adria ihre Entstehung um mehr als ein Jahrtausend später datirt als Rom. Wirken schon überhaupt bei Entstehung einer Stadt Himmel und Erde, Zeit und Ort mächtig bestimmend auf ihre Gestaltung ein, so haben diese Factoren bei dem so ganz ausnahmsweise, unter so ganz ausserordentlichen Umständen und Bedingungen entstandenen Venedig ihren Einfluss auch in ganz ausserordentlicher Weise geübt. Mit Recht

weist Daru*) und nach ihm O. Mothes**) auf das Wunder hin, dass eine Stadt, die nachmals eine Weltstadt werden, den Welthandel beherrschen, Flotten in alle Meere aussenden, die Reichthümer des Orientes in sich aufhäufen sollte, mit ihrer Marmorpracht und ihren Kunstschätzen, wie sich Jacob Burckhardt ausdrückt: „zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Schmuckkästchen der damaligen Welt“***) war, an einer Stelle gegründet wurde, wo alles fehlte, was sonst erste Bedingung einer Stadtgründung ist: Baumaterial, trinkbares Wasser, Pflanzenwuchs, sogar der Grund und Boden, der eben nur aus schlammigen oder sandigen Laguneninseln (barene und velme) bestand, an denen das Meer wühlte, die es täglich zur Zeit der Fluth stundenlang unter Wasser setzte und deren höher gelegene Stellen es wenigstens zeitweilig mit seinen Springfluthen überströmte. Der Raum musste dem Meere mit noch weit mehr Kühnheit abgetrotzt werden, als es Belgien mit seinen Dämmen thut: Roste von festestem Holze, „die oft mehr kosteten als der Marmorpalast darüber“, mussten das Fundament für Kirchen und Häuser bilden, dem Wogendrang des adriatischen Meeres, das schon der römische Dichter das stürmische nennt†), musste, wo der schmale Landstrich des Lido gegen seine zürnenden Wellen nicht genugsam schützte, das Wunderwerk der grossen Steindämme (murazzi) abwehrend entgegengesetzt werden. „Die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand“ — es war der stolzeste Sieg, den die Wunderstadt über sie errang. Die Venetianer haben eine schöne, das Verhältniss geistvoll bezeichnende Legende. Es war im Jahre 1340, dass ein furchtbarer Meersturm Himmel und Erde erschütterte und der Stadt Untergang drohte. Feindselige

*) P. Daru, Hist. de Venise, Bd. I, S. 3.

**) O. Mothes, Geschichte der Baukunst und Bildnerei Venedigs, 1. Bd., S. 1.

***) J. Burckhardt. Die Cultur der Renaissance in Italien, S. 62.

†) — — Auster
dux inquieti turbidus Hadriae

und: — — nec rabiem Noti
quo non arbiter Hadriae
maior — — (Horaz, Od. I, 3 und III, 3).

Dämonen hatten ihn erregt, die in einem Höllenschiffe voll jubelnden Hohnes gegen die geängstigte Stadt heransegelten. Da traten zu einem armen Barcajuol drei unbekannte Männer und hiessen ihn, sie mitten in die tobenden Wellen hinausrudern. Wie von höherer Macht getrieben gehorchte er, und siehe, wie der schwache Kahn gegen das Dämonenschiff heranfuhr, stürzten sich die Dämonen heulend in die Fluthen, das Schiff sank, der Sturm schwieg, Venedig war gerettet. Die drei Männer aber waren die Schutzheiligen Venedigs : Marcus, Georg und Nicolaus gewesen. Der grosse Meister Giorgione hat die Sage auf einem prachtvollen, phantastischen Gemälde dargestellt, welches jetzt in der Academie der schönen Künste aufgestellt ist,*) nachdem es früher eine Zierde der Scuola di S. Marco gewesen. Aber die Venetianer fassten ihr Verhältniss zum Meere, das ihnen auch Schutzwehr und Heimath war und ihnen die Schätze der Länder auf seinem Rücken herbeitrug, mit Recht auch in freundlicherer Weise auf. Die See war die treue Braut Venedigs; seit 1177 fuhr am Himmelfahrtstage der Doge, umgeben von den Vätern des Staates und den Edlen auf dem goldprangenden Bucintoro, der Monstranz in Schiffsgestalt, auf der dem Volke seine Häupter gezeigt wurden,**) hinaus und warf den Goldring der Vermählung in die Wellen. Davon konnten jene Flüchtlinge, die ersten Gründer jener kleinen Inselstädte Torcello, Rialto u. s. w. nichts ahnen, welche der Barbarensturm der Völkerwanderung aus den rauchenden Trümmerhaufen Aquileja's, Padua's, Altinums u. s. w. in die unzugänglichen Meersümpfe trieb, dort Zuflucht und Sicherheit zu suchen. Dort hatten sie sich, wie Cassiodor in seinem Schreiben an die Seetribunen sagt, „gleich Wasservögeln ihre Wohnungen gebaut, die aus dem Meere ragenden Erdrücken mit einander verbunden und der Fluth Dämme entgegengesetzt.“***) Es ist merkwürdig, dass

*) Saal II, Nr. 37.

**) Ein Ausdruck Goethe's. S. dessen: Italienische Reise, Brief aus Venedig vom 5. October 1786.

***) Cassiod. Varior.

Wohnstätte und Bewohner, gewissermassen gleicher Art, wie von höherer Macht an diesen unglaublichen, abgesehen von der Sicherheit, die er bot, anscheinend so äusserst ungünstigen, wie aber im Laufe der Jahrhunderte der Erfolg lehrte, vielmehr äusserst günstigen Punct geführt wurden. Die Erdtheile des Festlandes, welche die wilde Gewalt der von den nördlichen Bergen herabstürzenden Ströme mit sich riss und im Meere absetzte, bildete die Lagunen mit ihren Erdbänken, und der Strom wilder Barbaren, der sich vom Norden her über eben dieses Festland ergoss, drängte dessen Bewohner hinaus, eben diese Erdbänke und Lagunen zu bevölkern.

Venedig ist recht sichtlich und eigentlich ein Product menschlicher Kunst und Kühnheit, und wenn bei anderen Städten die umgebende landschaftliche Natur mannigfach bestimmend in das Menschenwerk hereinblickt und hereingreift, so erscheint Venedig hiervon eigentlich gar nicht berührt. Kaum dass sich dem Blicke der Lido als dunkler schmaler Strich bemerkbar macht und nach der anderen Seite hin die bläulichen Pyramiden der euganeischen Bergkuppen den Horizont schliessen. Dafür giebt das Wasser mit seinen wechselnden Beleuchtungs- und Farbenstimmungen einen ganz eigenen Reiz, und seine Reflexe und Widerscheine giessen Lichtmassen über die Stadt, in denen die kräftigen Farbenwirkungen des Südens doppelt energisch hervortreten. Was kräftiger Pflanzenwuchs und Baumschlag sei, kann ein richtiges venetianisches Stadtkind eigentlich erst durch einen Ausflug auf das Festland lernen. Die Gartenanlagen des öffentlichen Gartens (giardino pubblico), des stattlichen Privatgartens Papadopoli, der Gärtchen (giardinetti) hinter den neuen Procuratien, neben den Palästen Vendramin und Cavalli, die höchst bescheidene Allee auf dem Fondamento delle Zattere, gehören alle erst der neueren Zeit an. Die grosse Ansicht Venedigs in Breydenbach's Reise (aus dem letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts) und jener gewaltige interessante Holzschnitt, der als Werk Albrecht Dürer's gilt, enthalten keine Andeutung irgend einer Gartenanlage. Findet man gelegentlich im Hofe eines Hauses, wie in der

Nähe des Arsenals, eine von den Armen eines gewaltigen vielverschlungenen Epheu umklammerte, in das Schwarzgrün der dreigelappten Epheublätter eingehüllte Wand, oder bemerkt man in irgend einem Winkel, wie von der nach S. Pietro di Castello führenden Holzbrücke aus, einen einsamen Lorbeerbaum oder sonst etwas dergleichen, so fällt gerade hier als besondere Merkwürdigkeit auf, was man anderwärts, z. B. schon in Padua, gar nicht ansehen würde. Hin und her spannt sich über ein schmales Gässchen, das zu einem Traghetto führt, wie eine Triumphpforte eine mit Wein oder anderen Schlinggewächsen bezogene Laube. Den freundlichen Anblick solch' belaubter Durchgänge mögen schon die alten Venetianer geliebt haben, obwohl die Bilder Gentile Bellini's, die uns tief in verborgene Stadtwinkel blicken lassen, nichts dergleichen zeigen. Vielleicht auch zogen die Venetianer vor, weiss und roth gestreifte Decken zeltartig über die Durchgänge zu spannen, wie sie es im Orient gesehen, dem sie vieles entlehnten, und die jedenfalls besser gegen Sonnengluth schützten, als das spärliche, halbverbrannte Weinlaub. Je weniger nun aber die Natur Gelegenheit und Raum fand, in Venedig ihre Reize zu entfalten, desto mehr that die Kunst, Venedig zu einem zauberhaften Aufenthalt zu machen, wo es den Herren des Meeres, den fein gebildeten und geschmackvolle Pracht liebenden Edlen wohl und behaglich werden konnte. An Kirchen, an Paläste wurde die gedenkbarste Pracht verschwendet, und doch enstanden auch diese wieder unter ganz eigenthümlichen Bedingungen, und unter Beschränkungen, welche die eigenthümliche Beschaffenheit des Baugrundes auflegte. Der Raum war in Venedig eng und theuer, Paläste und Kirchen konnten sich nicht, wie in Rom, beliebig breit hinlagern — im Ganzen mussten die Anlagen schmal sein, dafür aber durften sie in die Höhe gehen. Bei den ehemaligen Judenhäusern, deren Gruppe dem auf dem berühmten weissen Strich im Steinpflaster, dem Ariadnefaden im Gässchenlabyrinth, vom Rialto gegen die Scalzi und die jetzige Eisenbahnstation Wandelnden so sehr in die Augen fällt, geht das Princip des Schmal- und Hochbauens fast

in's Masslose. Der Segen Abrahams wirkte auch in Venedig, der Senat war aber nicht gewillt, dem Volke, das da wurde wie der Sand am Meere und wie die Sterne des Himmels, andere und geräumigere Wohnsitze einzuräumen, als es schon inne hatte. Da wurde denn babylonisch Stockwerk auf Stockwerk gethürmt.

Die ausserordentliche Enge der Gässchen, die Kleinheit der Stadtplätze schreibt sich eben auch von der nothgedrungenen Sparsamkeit mit dem zugemessenen Raume her. Ein Gässchen, an dessen Eckhaus man den Namen „Calle larga“ liest, würde anderwärts vielleicht „Schmalgasse“ heissen, und wenn ein Durchgang Calle stretta heisst (wie vom Campo S. Aponal gegen den Campiello de' Meloni), so kann man sich vorstellen, wie er aussieht. Hier ist buchstäblich zu finden, was schon Goethe mit Verwunderung bemerkte: „man stösst mit den Ellenbogen an, wenn man die Hände in die Seite stemmt“, und von zwei einigermassen corpulenten Begegnenden muss der Eine nothwendig umkehren. Das Chaos enger Gässchen konnte den Venetianer übrigens an die Städte im Orient, wie Cairo u. a. erinnern, die er als Handelsmann besuchte, wo aber jene Gedrängtheit weniger um der Raumersparniss willen da ist, als um Schatten und Schutz gegen die Sonnenhitze zu gewähren. Aber nach dieser quetschenden Enge waren grosse Räume zum Aufathmen doppelt nöthig. Wer sich von der Brücke des Rialto her durch das Volksgewühl der Mercerie, welches in einigen besonders schmalen Durchgängen, wie in dem verbindenden Gässchen zwischen Campo S. Bartolomeo und S. Salvatore, zum förmlichen Gedränge wird, hindurchwindet und durch das Portal des Uhrthurmes auf den mächtigen Marcusplatz heraustritt, wird dieses Gefühl lebhaft empfinden. Der wunderbare Marcusplatz, der grosse Fest- und Gesellschaftssaal der Stadt, mit seinem Nebenraume, der herrlichen Piazzetta, gewährt weitesten Raum zu behaglichem Wandeln, wie zu Volksfesten, Aufzügen, Processionen.

Vor der Piazzetta breitet sich der prachtvolle Wasserspiegel aus, von dem Goethe meint, „es könne ihm wohl nichts an die Seite gesetzt werden.“ Freilich ist der zahl-

los oft beschriebene und gemalte Blick hier einzig. Zur Linken zieht sich gegen das Viertel des Arsenals und von S. Pietro die lange Riva hin, oft durch ausmündende Canäle unterbrochen, über welche Brücken in leichtem Schwunge stufenauf stufenab hinüberführen, und wo das Durcheinanderwogen des Volkes, das rüstige Schaffen und Tragen, das müssige Gaffen, das Schwatzen, Lachen, Schreien, das stentorhafte Ausrufgebrülle der wandelnden Verkäufer von Geflügel, Seefischen, Austern, gebratenen Kürbissen und anderen Edulien nicht aufhört, die verwunderlichen Stimmen der Burattini (Puppenspieler), die hier ihre portativen Theater aufschlagen, dazwischenkrähen, kurz, der Lärm dauert des Tages vierundzwanzig Stunden. Hier ist der Tummelplatz des Volkes, der Schiffer, Fischer u. s. w., während Marcusplatz und Piazzetta von jeher einen aristokratischen Charakter behauptet haben. Hier hielten die ritterlichen Herren ihre glänzenden Turniere*) (denn damals wusste man in Venedig nicht bloss von den goldenen Marcusrossen her, wie Pferde aussehen), hier zogen jene eben so pracht- als sinn- und geschmackvollen „Trionfi" der Renaissancezeit auf, von denen unsere modernen Maskenzüge und costümirten Bälle nur ein sehr schwacher Abglanz sind. Man kann in Antonio Sabellico's Briefen**) nicht ohne den grössten Antheil die Beschreibung jenes Festzuges lesen, mit dem gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein Friedensfest gefeiert wurde. Da fuhr eine ganze Reihe Goldwagen, phantastisch antikisirender Form und mit dem ganzen verschwenderischen Reichthum des Renaissancegeschmackes geziert; sie trugen die allegorischen Figuren der Italia, Venezia und Liguria, die Götter Griechenlands, Helden des alten Testamentes, dazwischen Genien, geflügelte Knaben mit Füllhörnern, das Schaustück einer mächtigen gestirnten Weltkugel, ein mit den Schätzen des Orientes beladenes Kameel, geführt von einer morgenländischen Fürstin, Musiker, Candelaberträger. Freilich hatten sich dazu sämmtliche Brüderschaften (Scuole) von

*) Man möge darüber vergleichen: Sansovino, Venezia, Fol. 153 ff.
**) L. V, Fol. 28.

Venedig zusammengethan. Jene Träger goldener Candelaber mit himmelhohen bunten Wachskerzen bildeten ein ganz eigenes malerisches Bestandstück solcher Schaustellungen; auf Gentile Bellini's Bild der grossen Procession, welche 1496 auf dem Marcusplatze aufzog,*) sieht man im Mittelgrunde links ihrer eine ganze Schaar, wie ein Fähnlein Soldaten aufgestellt, und wer an gewissen hohen Festen die Marcuskirche besucht, dem wird noch jetzt zu seiner Ueberraschung des alten Meisters Gentile Bild in lebender Wirklichkeit entgegentreten. Jenes Bild Gentile's und einige andere desselben Meisters geben eine überaus anziehende Darstellung der bunten, malerischen Gestalten, wie sie das Venedig des 15. Jahrhunderts belebten. Wie passen diese stolz über die Achsel geworfenen Mäntel, die keck aufgesetzten Barette, die pagenhaften, knappen, oft in zweierlei Farben gespaltenen Anzüge der Jünglinge, die Zendalen, weissen Schleier, geschnürten Goldmieder, Ketten und Perlenhalsbänder der Frauen, die Beamtenroben mit den weiten, hängenden Aermeln, die Talare aller Farben, welche die Brüderschaften trugen, zu der bunten, phantastischen Architektur, wie heiter sehen die in die Farben ihrer Herren gekleideten Gondoliere (darunter gelegentlich ein Mohrengesicht), die Diener, die Chöre von Musikern aus! Der Doge, mit dem Hermelinpelz und dem gold- und edelsteinstrahlenden Corno auf dem Haupte, schreitet, umgeben von den höchsten Würdenträgern der Republik, vollends wie eine Art Erdengott daher; ihm blasen jene Trompeter mit ihren Silbertrompeten voran, deren Fanfaren der herrliche Johannes Gabrieli in dem Einleitungssatze seiner prachtvollen Motette „Surrexit Christus" veredelt hat.**)

Für solche Schaustellungen war der Marcusplatz mit seinen wundersam malerischen Gebäuden die rechte, eigent-

*) Ursprünglich in der Scuola di S. Giovanni Evangelista, dermalen Accademia di belle arti, Saal XVI, Nr. 555.

**) Die sehr malerische Schilderung eines festlichen Ausganges des Dogen möge man in dem Werke: Venezia e le sue lagune (1847), Bd. 1, S. 207—208, nachlesen.

lich die einzige Bühne, denn die anderen Stadtplätze (Campi), selbst die grösseren nicht ausgenommen, sind doch verhältnissmässig klein und hätten zur Entwicklung jener Pracht und Herrlichkeit keinen genügenden Raum geboten. Aber auf dem Marcusplatze konnten Masken und Unmaskirte sich nach Herzenslust durcheinander treiben, hier konnte unter lautem Jubel der zahllosen Menge jenes halsbrechende Kunst- und Feststück des Menschen, der vom Campanil von S. Marco niedersteigend, dem Dogen einen Blumenstrauss überreichte, ausgeführt werden, hier konnten die „Nicolotten“ und „Castellanen“ ihre Pyramiden aus Menschen, einer auf den Schultern des anderen (le forze d'Ercole) zu allgemeinem Staunen aufthürmen. Wie in dem Italien der Renaissance überhaupt, war auch in Venedig der Festaufzug über alles beliebt. Sogar die Auffahrt der Braut, wie sie Sansovino schildert, in ihrer geschmückten Gondel glich einem Trionfo. Das Haar wallend gelöset und mit Goldfäden durchflochten, in blendend weissem Anzuge, sass die Schöne gleich einer Königin da.*) Gerne denken wir uns dazu Frauengestalten, wie sie Tizian und der ältere Palma gemalt, und deren Typus uns noch jetzt in holder Lebendigkeit begegnet.**) Die Vorliebe für Aufzüge spricht sich in sehr geistvoller Weise sogar auch in den Reliefs aus, womit Alessandro Leopardo das Bronzepiedestal des mittleren Flaggenmastes auf dem Marcusplatze geschmückt. Da fährt Venezia in einem zum Schiffe umgeformten Triumphwagen; Delphine, das Symbol glücklicher Fahrt, umspielen sie, Tritonen, Meerelephanten und andere abenteuerliche Meerwunder begleiten sie, Abundantia bringt mitschiffend goldene Kornähren, ein lustig hinter der Göttin kautzendes Aeffchen weiset auf die fremden, herbeigeholten Luxusartikel hin, und als Memento für kühne Feinde trägt Venezia, wie eine zweite Judith, ein Schwert und ein Holoferneshaupt in Händen.

---

*) Burckhardt's Meinung, die Flora Tizian's in den Uffizien zu Florenz sei im venetianischen Brautanzuge gemalt, vermag ich doch nicht zu theilen. Das sehr tiefe Negligé der Göttin ist, streng genommen, gar kein Anzug.

**) Ein befreundeter Maler rief mir einmal in Venedig begeistert zu: „Sehen Sie nur die Blondine von Tizian, die uns da entgegen kommt!“

Dass das „beidlebige“ Venedig ähnliche „Trionfi“ zu Wasser auch wirklich und leibhaftig zu sehen bekam, ist natürlich. Da war wieder der mächtige, lange Canal grande, der wie ein S Venedig durchzieht und theilt, mit seinen Marmorpalästen rechts und links der rechte Ort dazu — der Wassercorso Venedig's. Heutzutage ist er noch der Schauplatz der Regatten (Gondelwettfahrten); ganz anders sah es freilich im festfreudigen 16. Jahrhundert aus. Die Adelscorporationen der Pavoni, Accesi, Eterni, Reali und Sempiterni, die sich eigens für solche Festlichkeiten gebildet hatten,*) suchten einander zu überbieten; die Sempiterni brachten 1541 nichts geringeres auf dem Canal grande hergefahren, als ein colossales rundes Weltall; es war offen, und im Innern wurde ein prachtvoller Ball abgehalten. Wurden fremde Fürsten feierlich mit dem Bucintoro abgeholt, wie 1491 die Fürstinnen von Este,**) wie ein Jahrhundert später Heinrich III. von Valois,***) so wurde die Pracht vollends überschwänglich. Heinrich wohnte im Palaste Foscari, Abends entzündete sich den grossen Canal hinab eine Illumination von fabelhafter Pracht, und ein lichtstrahlendes Schiff schwamm heran, darin Chöre von Musikern und Sängern zu Ehren des königlichen Gastes eine Cantate des Meisters Zarlino ausführten. Welch' ein Anblick, wenn die grünen Fluthen dieses Lichtermeer widerstrahlten! Keine zweite Stadt konnte ein solches Schauspiel bieten.

Es bilden aber die Canäle, welche Venedig labyrinthisch durchkreuzen, recht eigentlich sein ganz besonderes Wahrzeichen; sie sind das Adersystem dieses Organismus, in dem sein Lebensblut kreist, der Canal grande die Hauptader. Ihre Zahl war früher noch grösser; sogar quer vor der Marcuskirche durchschnitt in den ältesten Zeiten Venedig's den Platz ein Canal. Theils um festen Boden zu gewinnen, theils weil man die häufigen Pest-

*) Sansovino, Fol. 151.

**) Sabellico, Epist. III, S. 17.

***) Ein grosses (mittelmässig gemaltes) Bild des jüngeren Palma in der Dresdner Gallerie giebt davon eine Vorstellung.

zeiten, mit denen Venedig im sechzehnten Jahrhundert heimgesucht wurde, auch der übergrossen Canalmenge zuschreiben zu sollen meinte, wurde nach und nach eine Anzahl von Canälen verschüttet und gangbar gemacht. Die Namen gewisser Plätzchen und Gassen, wie Piscina di S. Mosè, Rio terra di S. Leonardo u. a. erinnern noch jetzt daran. Auch seine steinernen Bogenbrücken erhielt Venedig verhältnissmässig spät, meist im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts; ursprünglich waren es mehrentheils Holzbrücken, wie man dergleichen bei dem zum Arsenal führenden Canal, in der Giudecca u. s. w. noch sieht. Selbst die mächtige Brücke des Rialto machte noch im sechzehnten Jahrhundert keine Ausnahme; ihre alte Gestalt ist uns in jenem grossen Holzschnitte und auf einem Gemälde Gentile Bellini's*) in der treuesten Darstellung erhalten. Von jedem Ufer des grossen Canals erhob sich in sanfter Steigung eine Brückenhälfte, mit einem hölzernen Durchgange (etwa wie die Brücke in Luzern) bedeckt. Zwischen beiden Hälften blieb dann noch ein schmaler freier Raum von wenigen Schritten, über den eine Zugbrücke geworfen war. Im Jahre 1442 stürzte sie unter dem Volksgedränge ein; 1513 verzehrte die grosse Feuersbrunst den neuen Holzbau. Die jetzige steinerne Brücke (1587) hat ihre Motive ganz unverkennbar nach den Hauptumrissen ihrer hölzernen Vorgängerin herübergenommen; an Stelle der mittleren Lücke erheben sich jetzt jene beiden triumphthorartigen Pavillons, welche so köstliche Durchblicke auf den Canal gewähren. Die Spannung des gewaltigen Brückenbogens ist von jeher bewundert worden; abgesehen von diesem constructiven Verdienst ist aber nicht in Abrede zu stellen, dass der Ponte di Rialto keineswegs als schönes Bauwerk gelten darf. Wie es denn überhaupt immer eine leidige Sache ist, eine Brücke mit Gebäuden belastet und sie noch anders — als Kaufhalle, Bazar u. s. w. benutzt zu sehen, als eben nur die Verbindung zwischen zwei Ufern zu bilden. Den Ponte vecchio in Florenz wird schwerlich jemand schön finden,

*) Accademia di belle arti, Saal XVI, Nr. 529.

und die alte Londonbrücke, wie sie uns Hollar's Kupferstich zeigt, war höchstens ein recht malerisches Curiosum. Aber diese beiden Brücken mit ihrem Häusergerümpel wollten nichts vorstellen, während der Rialto nicht ganz geringe architektonische Ansprüche macht, die man ihm kaum zugestehen wird.*) Den zweiten Rang, der Grösse nach, nimmt die unbedeckte Brücke über den Canareggio ein. Die Menge kleinerer Brücken ist wahrhaft zahllos, und mit besserem Rechte als einst die römischen Cäsaren hätten die Dogen den Titel Pontifex maximus ansprechen dürfen. Der mächtigste Brückenbau Venedigs gehört freilich erst unserem Jahrhundert an, es ist der gewaltige Viaduct, der von Mestre herüber Venedig mit dem Festlande verbindet.

Ganz eigenthümlich entwickelte sich unter eigenthümlichen Bedingungen in Venedig auch Haus und Palast. Bei der Enge des Raumes konnte schon einmal von den luftigen, weiten Hallenhöfen, wie das Italien der Renaissance sie liebte, von der breiten Lagerung symmetrischer Gebäudemassen nur sehr ausnamsweise die Rede sein. Der prachtvollste Palast muss es sich gelegentlich gefallen lassen, dass sein Grundriss ein Trapez bildet, weil ein eigensinnig vorbeistreichender Canal es gar nicht anders erlauben will, wie Sanmicheli's grandios-prächtiges Palazzo Grimani am grossen Canal, ein Bau, den der benachbarte Canal von S. Luca schief rückt und drückt, dass man den Architekten wahrlich bewundern muss, der uns überall (schon in der prächtigen Eingangshalle) mit dem Scheine der strengsten Regelmässigkeit zu täuschen versteht, wo alles schräg und windschief steht. Auch der brillante Palast Pesaro (am Canal grande, ein Werk Longhena's) biegt sich concav in den linksseitigen Canal hinein, der Grundriss der Zecca stellt so wenig ein reines

*) Friedrich Pecht (in den „Südfrüchten") ist allerdings anderer Ansicht und lobt die Brücke auch als Architekturwerk. Burckhardt (Cicerone) findet den Bau phantasielos und hässlich. Die Erfindung erklärt und entschuldigt sich durch die Gestalt der älteren Brücke, an die sich der Blick der Venetianer einmal gewöhnt hatte. Mothes (a. a. O., 2. Bd., S. 219—222) urtheilt billig und wohl im ganzen gerecht.

Rechteck dar, als der Dogenpalast, dessen gegen den Canal der Seufzerbrücke gerichtete Seite schräg verläuft. Die Baumeister haben feinsinnig dafür gesorgt, dass der Blick durch wunderbaren malerischen Reiz für die mangelnde Regelmässigkeit entschädigt werde oder vielmehr letztere gar nicht bemerke. Am weitesten ist die pittoreske, romantische Beiseitesetzung dessen, was sonst das erste Element der Architektur bildet, der symmetrischen Theilwiederholung, an der Façade der berühmten Cadoro getrieben; denn schwerlich haben wir hier ein unvollendetes Gebäude vor uns, das nur deswegen keinen dem rechten Seitenflügel correspondirenden linken erhielt, weil ihm sein Nachbarpalast zuvor- und in den Weg kam. Aeusserst anmuthig in ihrer ähnlichen anscheinenden Unvollständigkeit ist die Scuola di S. Marco. Von den prahlerischen Portalbauten der Paläste in Rom, bestimmt, sechsspännige Prachtcarrossen aus- und einfahren zu lassen, welche überdies den Einblick gerne mit irgend einem prächtigen Decorationsstücke an Springbrunnen, Statuengruppen u. dgl. abschliessen oder auch mit einem zweiten Portalbau, einem architektonischen „Fortsetzung folgt", wo in der That gar nichts mehr nachkommt (Palast der Consulta auf dem Quirinal), von solchen prunkenden Schaustücken hat Venedig auch nichts aufzuweisen. Selbst die mit der erdenklichsten Pracht ausgestattete Porta della carta des Dogenpalastes, die aus dem brillanten Ganzen erst wieder als ganz besonderes Schmuckstück selbständig hervortritt, selbst diese ist kaum ein eigentliches Portal zu nennen, sondern eine potenzirte, wenn man so sagen darf, „geadelte" Eingangsthüre.

An den Palästen, welche ihre reiche Front einem Canale zuwenden, erhebt sich das Mittelthor meist über einigen breiten Stufen, wo die anfahrenden Gondeln bequem landen mögen; sie sind zunächst durch die sehr praktische Rücksicht auf Ebbe und Fluth veranlasst, aber auch auf stattliche Wirkung angelegt und waren so recht dazu gemacht, die Herrschaften, die über sie zur Gondel hinab- oder aus der Gondel hinaufstiegen, würdig und fürstlich vor dem Volke erscheinen zu lassen; wie rauschten die

Atlasschleppen, die schweren Sammtkleider stolz darüber! Am Palast Pesaro ist dieser Stufenvorbau so breit und luxuriös ausgefallen, dass er für zwei stattliche, mit mächtigen Löwenköpfen im Schlussstein und gelagerten Herkulessen gezierte Thore ausreicht, die eine Muschelnische zwischen sich nehmen. Auch der noch gothische Palast Pisani a S. Paolo zeigt über breiten Stufen eine Doppelpforte. Dafür müssen sich andere Paläste mit wahren Seitenpförtchen behelfen, wie der zierliche kleine Palast Sanudo-Vanaxel unweit S. Maria de' Miracoli, dessen Land- und Wasserthor an der linken Hausecke wie ängstlich an einander gerückt sind. Man weiss mitunter nicht, soll man lachen oder sich verwundern, wenn man sieht, in was für enge Winkel die Baukunst etwas Ansehnliches hineinstellen sollte und wirklich hineinstellte; das Frappanteste ist vielleicht der Palast Grimani a S. Maria formosa, der ein schmales, aus der Ruga giuffa abzweigendes Sackgässchen mit seinen Sculpturen, Simsen, Frontons u. s. w. wirklich imposant abschliesst, obwohl es seine ganze Façade kaum über die Thorbreite bringt (der Bau wird bald dem Sanmicheli, bald dem Serlio zugeschrieben, für welche Meister jedoch der Styl der Einzelheiten schon viel zu ausschweifend ist; nach Morelli soll der Patriarch Johannes Grimani um die Mitte des 16. Jahrhunderts den Entwurf gemacht haben. Im Hofe dieses Palastes steht die bekannte antik-römische Statue des M. Agrippa). — Architektonische Massenwirkung macht unter den älteren Palastbauten eigentlich nur der Dogenpalast, obwohl Palästen wie Foscari, Giustiniani u. a. eine imponirende Wirkung des Räumlichen nicht abzusprechen ist.

Was die Grundform dieser Bauten gleich im vorhinein bestimmte, war der Umstand, dass in dem gegen auswärtige Feinde durch seine Lage gesicherten, im Inneren einigen Venedig die Adelsgeschlechter nicht wie in Florenz und anderen italienischen Städten nöthig hatten, ihr Wohnhaus zur Festung, zur Burg in der Stadt, in der sie allenfalls einer Belagerung durch die Gegenpartei Trotz bieten konnten, zu machen. Der venetianische Edle war von Hause aus Handelsherr, er brauchte an seinem Hause

offene Hallen, eine bequeme Anfurt zum Ein- und Ausschiffen der Waare, Magazinräume im Erdgeschoss, zahlreiche Kammern für zahlreiches Dienstpersonal. Er hatte keinen Anlass, sich in seinem Palast zu verschliessen. vielmehr musste letzterer dem Geschäftsverkehre der Kommenden und Gehenden offen stehen. Der Hofraum, dessen Mitte oft eine Cisterne mit einem mehr oder minder reich ausgestatteten Steinkranze*) einnimmt, ist meist zu eng, um die Anlage eines Hausgärtchens zu gestatten, und da es galt, im Inneren des Hauses mit dem Raume sparen. so ist sehr oft auch die Treppe in's erste Geschoss als Freitreppe in den ohnehin kleinen Hof hineingeschoben (so auch selbst im grossräumigen Dogenpalaste die Riesentreppe). Zwischen all' den Zimmerchen und Kämmerchen, welche eben nur Raum boten, um sich gelegentlich zurückziehen zu können und Nachts eine Schlafstätte zu gewähren, war ein grosser freier Raum unter Dach und Fach für den geselligen Verkehr, für die Repräsentation des reichen Hauses, für die oft glänzenden häuslichen Feste, welche die edelsten Gäste vereinigten, nöthig. Diesem Bedürfniss entsprach eine grosse, weiträumige Halle im ersten Geschosse, über der im zweiten oft eine ähnliche angebracht war, wenn sie nicht so hoch und luftig angelegt wurde, dass sie durch zwei Geschosse ging. Diese Halle oder dieser Saal, um den sich die kleineren Nebenräume des häuslichen Alltaglebens gruppirten, entsprach in gewissem Sinn dem Peristylium des antiken Wohnhauses und öffnete durch Bogen und Säulenstellungen einen heiteren Blick auf Stadt oder Canal — für letztere Anlage kam der Name Portego auf, eine offenbar nur venetianisch-mundartliche Umbildung des antiken „Porticus“ (auch im Italienischen „Portico“). Die kleineren Nebenräume erhielten blosse Fenster, doch oft mit vortretender Balconreihe. Diese Anlage ist am specifisch venetianischen Palastbau von den ältesten erhaltenen Bau-

*) Die beiden Cisternen im Hofe des Dogenpalastes haben prachtvolle Kränze von Bronze von Conti und Alberghetti (1556—1559). Eine sehr schöne Cisterne steht in Corte di Bressan bei S. Giovanni e Paolo.

denkmalen bis in die Zeit des Zopfes hinein mehr oder minder kenntlich. Die ältesten Bauten, wie Palazzo Loredan auf der Riva del Carbon, wie der Fondaco de' Turchi (erst seit dem 17. Jahrhundert türkisches Kaufhaus, früher Eigenthum der Herzoge von Ferrara) betonen schon deutlich genug die Scheidung des mittleren Hauptraumes von den Nebenräumen, wiewohl die breite Säulenreihe mit den schmalen gestelzten Bogen der Häuserfront für den ersten Anblick ein Ansehen giebt, als sei die ganze Façade nur eine gleichmässig durchlaufende Halle. Die Paläste aus der Zeit der venetianischen, mit maurischen Reminiscenzen ganz eigenthümlich gemischten Gothik heben meist den Portego sehr entschieden aus der Mauermasse des Ganzen heraus und machen ihn mit Nachdruck als den vorzüglichsten Raum des Hauses kenntlich. (Palast Cavalli, Foscari, Pisani a S. Paolo u. a.). Die Renaissance behielt die Hauptanlage bei. An dem anmuthigen Palaste Vendramin ist sie z. B. trotz der durchweg gleichartigen Fensterform deutlich zu erkennen; die drei mittleren Fenster, die den Portego bezeichnen, sind von einander nur durch Säulen, dagegen von den Fenstern der beiden Seitenflügel durch breitere Mauerstreifen getrennt. Aehnlich der Palast Cornaro bei S. Angelo (der überhaupt wie ein Nachklang des Palastes Vendramin aussieht), Contarini a S. Samuele u. a. m. Erst als Künstler wie Jacob Sansovino, Sanmicheli u. A. in Venedig eine reiche und sehr einflussreiche Beschäftigung fanden, verwischten die Erinnerungen, die sie von den auswärtigen Bauten her mitbrachten, einigermassen jene specifisch venetianischen Dispositionen, — sie waren gewöhnt, bei Entwurf ihrer Façaden mit anderen und grösseren Factoren zu rechnen. Man wird hier die vorwaltende Bedeutung der Mittelpartie der Façade erst gewahr, wenn man die Disposition des Erdgeschosses mit in Anschlag bringt, so schon an Sansovino's frühestem bedeutenden Bau in Venedig, dem Palazzo Corner della Ca grande. Die beiden Geschosse zeigen einfache Bogen zwischen Doppelsäulen, aber das Rustica-Erdgeschoss betont mit seinen drei Portalbogen, den Seiten- und Mezzaninfenstern doch noch deutlich genug

die Bedeutung der Mitte. Sanmicheli bewirkt am Palaste Corner a S. Paolo trotz der Unzahl der die hohe Façade durchbrechenden Fenster etwas ähnliches dadurch, dass er den Bogen des Mittelfensters hoch über die Bogen der Nebenfenster (die zur Ausgleichung kleinere quadratische Mezzaninfenster über sich nehmen) emporsteigen lässt. Selbst der verwilderte Barockstyl, der es doch sonst an Willkürlichkeiten nicht fehlen liess und um jeden Preis originell sein wollte, hatte für die traditionelle Anordnung noch einige Rücksichten, wie der schnörkelhaft verwunderliche Palast Altavilla (gegenüber von P. Vendramin, neben dem Fondaco de' Turchi) zeigt. Man wird nur wenige Façaden in Venedig finden, die sich ganz davon losmachen (wie P. Contarini a S. Trovaso). Anders ist es bei in breiter Flucht hinlaufenden Gebäuden, wie den alten und neuen Procuratien, der herrlichen, für Venedig epochemachend gewordenen Bibliothek auf der Piazzetta, deren Vorbild so vielfache Nachahmung fand, P. Rezzonico u. a.

Je weniger nun in Venedig behaglicher Genuss des Naturschönen, wie es dem Florentiner u. s. w. die nächste Umgebung seiner Stadt bot, möglich und eigentlich nur mit einer kleinen Seefahrt und Landreise zu erkaufen war (denn auch die nächsten Ufer bei Fusina und Mestre sind in dieser Beziehung reizlos), desto mehr musste Venedig zu einem Weltwunder an Pracht und Luxus gemacht werden. Daher die fürstliche Verschwendung an buntem Marmor oder wenigstens an feinem istrianer Stein, an exquisiter Steinmetz- und Bildhauerarbeit. Ein specifisch venetianischer Schmuck schon in ältester Zeit, den auch noch die gothische Periode mit Vorliebe anwendet, sind die in die Façade eingesetzten runden Scheiben von grünem oder rothem Porphyr oder Marmor, etwa Stücke zersägter antiker Säulenschäfte (die grünen u. a. glacirten kleinen Terracottascheiben an den Campanils aus dem 11. u. s. w. Jahrhundert in Rom beruhen auf einem ähnlichen Einfall, sind aber gegen die breiten eleganten Steinscheiben in Venedig ganz kläglich und ärmlich). Zuweilen wurden diese eingesetzten Steinmedaillons mit Sculpturen barbarisch-romanischen Styles geziert; man bemerkt öfter

zwei auseinanderstrebende aufgerichtete Löwen, einen Löwen, der ein Lamm zerreisst, das byzantinische Motiv zweier Pfauen oder sonstigen Vögel neben einem phantastisch stylisirten Baum u. s. w. Die gothische Zeit brachte die Scheiben glatt oder mit einem Knopfe in der Mitte an. Die Renaissance liess das Motiv so gut wie ganz fallen; nur in der frühen Renaissance finden sich noch Reminiscenzen daran, wie an der Façade von S. Maria de' Miracoli (hier sogar mit einer Anzahl Rundfenster, gleichsam sternbildartig zusammengruppirt, und in bunter Farbenzusammenstellung), an der Scuola di S. Marco, am Palast Vendramin, dessen erstes Geschoss einfache violette Steinscheiben, das zweite Medaillons mit Löwenköpfen zeigt; am P. Contarini a S. Samuele treten an die Stelle jenes älteren Schmuckes sculpirte Kriegstrophäen, am P. Altavilla zopfige Schilde, gekrönt von theatralischen Helmen. Ganz specifisch venetianisch ist in der gothischen Periode das fast zahllos oft angewendete Ornament des Doppelzahnschnittes, der Thüren, Fenster u. s. w. einfasst und durch das kräftige Spiel von Licht- und Schattenwirkung eigenthümlich, aber glücklich wirkt. Dem Orient, mit dem Venedig in stetem Verkehre stand, wurden die phantastischen, geradezu an Arabisch-Maurisches erinnernden Zinnenbekrönungen der Paläste entnommen, auch die geschneppten Bogen, die vielverschlungenen Masswerke machen einen an Morgenländisches erinnernden Eindruck, obwohl man, wenn man die Einzelheiten prüft, lauter Motive finden wird, die nicht aus dem Orient stammen, wie Vierpässe u. s. w. Manche gothische Motive wurden in Venedig ganz eigen umgebildet. Die derben knolligen Krabben oder Bossen der deutchen Gothik schossen hier gleichsam in's Kraut, sie wurden zu jenen geschwungenen, flatternden Kriechblättern, aus welchen die beginnende Renaissance gar gelegentlich noch kleine Engelsknaben oder andere Figürchen herauswachsen liess, als seien diese anmuthigen Wesen in der nordischen Krabbe eingeschlossen und gefangen gewesen, um hier an der südlicheren Sonne aus dem gesprengten Gefängnisse lustig an's Licht hervorzukommen (so an der Porta della Carta). Grössere

Wandflächen wurden auch schon während der Herrschaft der Gothik mit Marmor, oft in buntem Farbenspiele und in grossen Tafeln incrustirt (Cadoro) oder die Einförmigkeit grosser Wandflächen hinter ein Teppichmuster in Mosaikwürfelchen verborgen, wie am Obergeschosse des Dogenpalastes.

Das Motiv des letzteren hat man, nöthigenfalls mit blosser Tünche, bis in die neueste Zeit hinein nachgeahmt; ein ganz modernes Beispiel möge man auf Campo di S. Giovanni in Bragora aufsuchen, wo freilich der milde Ton des Marmors barbaristisch grell in neben einander gestelltes Braunroth und Hellweiss übersetzt ist. Auch die Frührenaissance in Venedig hatte ihre, man könnte sagen kindliche Freude an der Pracht bunten Marmors; was für reizende Zusammenstellungen von Farben ihr glückten, beweist z. B. die Scuola di S. Marco. Dafür war sie in Venedig nicht so glücklich wie in Rom, ächte antike Baureste studiren zu können, und nahm ihre Formen mitunter von Mustern ganz eigener Art her. Die am Aeusseren von S. Marco nach byzantinischer Art sichtbar werdenden Schildbogen der Gewölbe z. B. haben sicherlich das Motiv zu den eigenthümlichen Halbrundgiebeln an der eben genannten Scuola, an der Kirchenfaçade von S. Zaccaria, an S. Maria de' Miracoli gegeben. Unverkennbar hat dann S. Zaccaria an S. Giovanni in Bragora u. s. w. sich eine Nachahmung in's ganz Schlichte, ja Kahle gefallen lassen müssen. Nimmt man aber diesem Styl seine glänzende Ornamentik, so hat man ihm freilich alles genommen, und mit der beseitigten Prachthülle tritt der Mangel des architektonischen Gerüstes an constructiven Gedanken offen heraus. Indessen möchte es doch zu weit gegangen sein, behaupten zu wollen, die Meister hätten es eigentlich nur zu marmorner Schreinerarbeit gebracht. Ein solches Juwel, wie die Scuola di S. Rocco ist, sollte schon allein genügen, diesem Vorwurf seine Spitze abzubrechen. Das Ornament aber bietet eine Welt von Schönheit und reinem Geschmack; die flachen Reliefs mit ihren Acanthusblättern und anderen Pflanzenmotiven, womit die Pilaster, die Friesbänder u. s. w. bedeckt werden, zeigen einen Schwung, eine Anmuth der

Linienführung, eine Schönheit der Zeichnung, einen reinen Geschmack, eine Feinheit der Durchbildung, welche entzückt. Die Chorschranken, die Pilaster von S. Maria de' Miracoli enthalten eine Fülle des Herrlichsten. Man möge dagegen nur das analoge Ornament der späteren Zeit auf der goldenen Treppe im Dogenpalaste vergleichen, stark herausgearbeitet, mit Masken, abenteuerlichen Drachen und anderen Effectsachen überfüllt, lehrt es erst das schöne Mass der älteren Meister recht schätzen; und doch ist in diesem Masse wiederum eine jünglinghafte Ueberschwänglichkeit, die etwas Unwiderstehliches hat; diese Frührenaissance wirkt lieblich berauschend wie junger Wein. Jacob Sansovino und später Palladio bringen dann nach Venedig mit, was man anderwärts in Italien mittlerweile von der Antike gelernt; an Stelle der genial-liebenswürdigen Studentenwirthschaft der ersten Renaissancezeiten setzen sie jene edle Hochrenaissance, deren reine Harmonie etwas so überaus Edles hat. Der noch romantische Zug jener früheren Kunst verschwindet und der Charakter des Ganzen wird ein classischer im besten Sinne. Der Barockstyl, der Zopf übertrieben dann die Motive, wollten durch noch mächtigere Schattenwirkungen Effect machen, reicher, malerischer werden. Wenn z. B. Sansovino die Eckpfeiler seiner mit Recht bewunderten Bibliothek mit aufgesetzten kleinen, leichten Obelisken ausklingen lässt, so wurden auf den schon mehrfach erwähnten Palast Altavilla Obeliske aufgepflanzt, die sehr lebhaft den bekannten Witz der Römer über Bernini's Pantheonthürmchen in Erinnerung bringen. Der Barockstyl, das Rococo hat übrigens in Venedig die Privatbauten im Ganzen ziemlich unberührt gelassen, desto ärgeres aber an Kirchen und einzelnen Denkmalen und Capellen gethan und ist dort in eine ganz eigenthümliche Verwilderung hineingerathen. Die Capelle del Rosario mit ihren Reliefs ist schon bedenklich genug, die Capelle Vendramin in S. Pietro di Castello ist weit und breit verrufen, die Jesuitenkirche ahmt innen Tapeten und Vorhänge von weiss und grün gemustertem Damast in Marmormosaik nach, die sogar die Säulenschäfte neben dem unsinnigen Prachtcharivari des

Hochaltars überzieht, und etwas Curioseres wird man nicht leicht finden, als den durchbrochenen Giebel über dem Portal von S. Eustach (S. Stae) am Canal grande, der aussieht, als hätten steinfressende Riesenthiere neben der Mittelspitze rechts und links ein Stück herausgebissen, wo sich dann auf das Uebriggebliebene Statuen lagern und stellen, Voluten und Acanthusblätter sich herumkrümmen. Manches wird endlich durch seinen Bombast geradezu lächerlich. Wenn an der Façade der Kirche S. Maria Zobenigo das edle Geschlecht Barbaro an Stelle von Heiligen die Statuen seiner in Krieg und Frieden um die Republik wohlverdienten Angehörigen in Panzern und Talaren, aber mit mächtigen Allongeperücken zwischen die doppelte Säulenordnung hinstellte und seine Seeschlachten und die Pläne der eroberten Festungen an den Sockeln in Relief abbilden liess, so ist das schon ein sehr starkes Stück: und wen ergötzen nicht an dem grossprahlerischen Mausoleum Pesaro in der Frarikirche diese mit verbissenem Ingrimm das Gebälke tragenden Mohren aus schwarz und weissem Marmor, durch deren zerrissene weisse Modesten die schwarzen Kniee herausgucken, deren Augen der sinnreiche Künstler einen blutröthlichen Ton und einen Ausdruck gegeben hat, der lebhaft an die Blicke erinnert. womit etwa Paviane in Menagerien unbequemen Neckern ihr Missfallen zu erkennen geben; wen ergötzen nicht diese gräulichen Muskelmänner von schwarzem Marmor, die haltlos einknicken, aber trotzdem weissmarmorne Schnupftücher mit endlosen Inschriften halten müssen: wen ergötzt nicht der würdige Doge Pesaro selbst, der hoch oben auf zwei Drachen oder Kameelen, oder was es sonst für fabelhaftes Gethier ist, thront, den rechts und links marmorne Tugenden bewundern und Fama ausposaunt? Und der Künstler, es war ein gewisser Barthel. konnte doch täglich das Dogengrab Vendramin bei S. Giovanni e Paolo sehen! Die oft getadelten Façaden von S. Maria Zobenigo und S. Mose*) werden überboten von

*) Max Nohl (Tagebuch, S. 86) findet indessen daran „gute Renaissance" zu loben.

der Façade der (gesperrten) Kirche am Ospedale degli Incurabili (neben S. Giovanni e Paolo), am unteren Geschosse schwere jonische Säulen in hermenartig nach unten verjüngte Pilaster mit ganz ungeheuerlichen Löwenmasken, wie in Futterale eingeschlossen, darüber im zweiten Geschosse schwergliedrige Herkulesse als Gebälkträger, dazwischen Festons von plumpen Fruchtschnüren u. s. w. Natürlich haben die Kirchen alle die Styl- und Geschmacksphasen der Jahrhunderte mit- und durchgemacht, von der noch an Altchristliches erinnernden Basilika in Torcello an zu dem märchenhaften byzantinischen Bau der kuppeltragenden, gold- und marmorschimmernden Marcuskirche, zu den mächtigen gothischen Kirchen der Frari und Dominicaner, den reizend disponirten Kirchen der früheren Renaissance, wie S. Fantin und S. Salvatore (wahre Geschwister), zu den edlen Palladio-Bauten des Redemtore, S. Giorgio maggiore, der Zitelle u. s. w., zu Longhena's noch immer wundersam effectvoller Kirche S. Maria della Salute, welche schon die Verschwendung des beginnenden Barocco zeigt (zwei Kuppeln hinter einander, erst noch von Thürmen flankirt; man möge auch bemerken, wie ein Ganzes Palladio's, nämlich die Front der Zitelle hier nur zu einem einzelnen, öfter wiederholten Bestandstücke wird) und so weiter bis zu marmornen Spectakelbauten, wie die Kirche der Scalzi, das Entzücken der Ciceroni und Forestieri, eines ist. Wie überall in Venedig kommt aber bei dem einfach Schönen, wie bei dem Extravagantesten wenigstens der malerische Effect sehr gut weg. In einem oft grossartigen Sinne hat man selbst mit Gegeneinanderstellung von Gebäuden speculirt. Das S. Giorgio maggiore, die Salute so gestellt sind, dass sie sich dem von der Piazzetta aus an den Strand Tretenden möglichst effectvoll darstellen, hat schon Burckhardt bemerkt, und vom Wasserspiegel aus ist sicher eines der allergrandiosesten Effectstücke in der Reihenfolge erzielt: Zecca, Bibliothek, Piazzetta mit den beiden Säulen und dem Durchblick auf den Uhrthurm, Dogenpalast, Prigioni.

Gegenüber diesem blendenden Reichthum müssen sich aber sehr viele Kirchen begnügen, fast auf blosse Stuben-

grösse und Stubengestalt reducirt zu bleiben, und statt des Marmorschmuckes ihre Front mit einfacher Tünche höchst bescheiden ausgestattet zu sehen, letztere oft mit einem für Venedig ganz eigenthümlichen tiefrothen Anstriche (S. Giovanni in Bragora), zu dem vielleicht der tägliche Anblick der ähnlich getünchten Thürme und Einfassungsmauern des Arsenals das erste Motiv gegeben.

Einen grossartigen Aufschwung nahm das Mosaik durch die stete Beschäftigung damit, welche die mächtigen Wandflächen und Wölbungen der Marcuskirche nöthig machten. Ja, diese Traditionen sind bis heute nicht erloschen. Vorzüglich um der Restaurationen in S. Marco willen hält Herr Salviati ein Mosaicisteninstitut, dessen Seele und Leiter der kunstverständige und eifrige Herr Lorenzo Radi ist. Dass man an den Mosaiken der Marcuskirche einen ganzen Cursus der Geschichte der Malerei durchmachen könne, ist wohl schon anderweitig bemerkt worden. Von den übellaunigen, misanthropischen Heiligengestalten der byzantinischen Kunst können wir den Weg bis zu der herrrlich würdigen Gestalt des betenden und segnenden heiligen Marcus verfolgen, welche Tizian über das Mittelportal (in der Vorhalle) gestellt hat. In eben dieser Vorhalle können wir mit einem Blicke Prophetengestalten sehen, die, in die Bogenzwickel kühn hineincomponirt, ihre Verwandtschaft mit den „Vorfahrern Christi" in der sixtinischen Capelle nicht verleugnen, und in den kleinen Flachkuppeln Geschichten der Genesis im romanischen Style des dreizehnten Jahrhunderts — ein Sprung über Jahrhunderte! Die herrlich aufblühende Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts blickt vom Gewölbe der Capelle de' Mascoli hernieder, und in den Lunetten der Façade ist schon etwas von dem flauen Wesen der Zeit des beginnenden Verfalls zu spüren. (Gentile Bellini's Processionsbild reproducirt die alten durch diese neueren verdrängten Mosaiken allerliebst und sicherlich höchst getreu, wie die Vergleichung mit der einzigen hier noch erhaltenen alten Mosaicirung über der ersten Thüre links zweifellos erkennen lässt.) Mit den Mosaikwundern von S. Marco hält nur noch Rom und Ravenna den Vergleich aus. Der Dom

in Torcello zeigt ein grosses Mosaikbild im Innern der Vorderwand, ein auch sachlich sehr interessantes jüngstes Gericht, wie man dergleichen in Italien an solcher Stelle wohl anbrachte, um dem sich in der Kirche zum Heimgange Umwendenden noch eine ernste Mahnung auf den Weg mitzugeben. (Madonna de' Scrovegni in Padua und a. m.) Dieses unmittelbare Eingreifen der Kunst in's Leben, welche hier nicht bloss dazu da ist, damit Kunstphilosophen und Reisende darüber geistreiche Einfälle haben und zu Papier bringen, dieses Entgegenkommen der Kunst, des edel Geformten, des geistvoll Gedachten, auf Strasse und Platz, welches wir daheim meist in Museen und Sammlungen aufsuchen müssen, ist eine der Eigenheiten Italiens, die dem nordischen Wanderer zumeist imponirt, und diesen Eindruck erhält er schon in Venedig. Die herrlichsten Sachen, auf die kein Lohndiener je mit Fingern hinweist und kein blosser neugieriger Reisender je das Glas richtet, leuchten mitunter aus dunklen Winkeln wie Wunderblüthen heraus. So, um ein bestimmtes Beispiel zu geben, das herrliche Sculpturwerk einer Madonna zwischen zwei Apostelgestalten in dem Giebel eines Durchgangsbogens nahe bei S. Zaccaria (der Schule und der Zeit der Massegne angehörig), oder die nicht minder herrliche Madonna zwischen zwei Engeln über einem halbversteckten Seitenportal der Frarikirche.

Die zwei Grabsteine zu beiden Seiten dieses Portals mögen Schriftsteller mit Nachdenken ansehen; einer ist das Denkmal jenes Pierio Valeriano, der den Tractat de infelicitate literatorum geschrieben. Der andere Grabstein aber bewahrt das Andenken des Mannes, den Pierio in seinem Buche als einen der wenigen „glücklichen Gelehrten“ preiset, des Urban Valeriano von Belluno, der in freiwilliger Armuth sein frommes, reines Leben bis über 80 Jahre brachte: „In voluntaria paupertate felicissimus, nulli unquam injurius“ sagt auch seine Grabschrift. Beide Denkmale sind allerdings höchst bescheidene, in die Wand eingefügte Steintafeln mit Bildnissmedaillons und kommen nicht in Betracht gegen die Gräberpracht, die Venedig in seinen Kirchen in überreicher Fülle entwickelt, so dass

manche Kirchen, wie S. Giovanni e Paolo, S. Salvatore u. s. w. beim Eintritt fast den Eindruck von Glyptotheken, von Sculpturmuseen machen. Halbe Kirchenwände nehmen manche Dogengräber mit ihrem architektonischen Gerüste und ihrem Volke von Statuen ein, das sich in feierlicher Symmetrie um die liegende Gestalt des Entschlafenen herumstellt, dem die malerische Fürstentracht, die charaktervollen, scharf ausgeprägten Züge voll erhabener Todesruhe insgesammt etwas ungemein Edles und Imponirendes geben. Man kann nicht leicht etwas Grossartigeres sehen, als die einander gegenüberstehenden Monumente Marco Cornaro (1367) und Vendramin (1478) im Chor von S. Giovanni e Paolo. Antonio Rizzo hat bei seinem grandiosen Monumente des Dogen Nicolo Tron (1476) in der Frarikirche den eigenthümlichen Einfall gehabt, die ehrwürdige Gestalt des Fürsten als Darstellung eines Lebenden und auch entschlafen auf dem Sarkophag ruhend, also doppelgängerisch anzubringen. Zu was für Erinnerungen regen diese Gestalten, diese Namen an, was mag man alles aus diesen marmornen Gesichtszügen herauslesen! In dem scharfgeschnittenen Gesichte Michel Steno's (in S. Giovanni e Paolo) will man einen Zug von Hohn um Nasenflügel und Mundwinkel erblicken; ohne die Reminiscenz an jene berufenen Spottverse „il dose Falier della bel muier“ würde ihn kaum jemand herausgefunden haben, im Profil wenigstens zeigt dies Gesicht nur ernste Strenge, Bildung und Ausdruck einigermassen an Dante erinnernd. Nur wenige von diesen Prachtgräbern sind ohne Bildnissfigur und bloss architektonisch, wie das Denkmal des Dogen Andreas Gritti in S. Francesco della Vigna. Nach Paduaner Art eine Zusammensetzung von Architektur, Sculptur und Malerei (hier als Mosaik), ist das gleich einem Schwalbenneste in der Höhe an die Wand geklebte Dogengrab eines Cornaro in einer der Chorcapellen von S. Giovanni e Paolo; das ebendort befindliche Grabmal Cornaro's (1365), das auch wie ein Erker in der Höhe schwebt, zeigt hinwiederum den eigenthümlichen, nachmal öfter nachgeahmten Einfall, dass der Sarkophagdeckel schräg abwärts läuft, damit der unten

Stehende die darauf angebrachte Figur des Entschlafenen sehen könne. Mit Recht ist für das Grabmal Tizian's bei den Frari (1833—1852) von Luigi und Pietro Zandomenighi die Disposition der altvenetianischen Prachtgräber beibehalten worden. Das gegenüberliegende Monument Canova's ist bekanntlich eine Replik des Grabmals der Erzherzogin Christine in der Wiener Augustinerkirche; letzteres wirkt aber ungleich bedeutender, denn wenn man auch schon der die Stufen zur Pyramide hinanziehenden Trauerpompa vorwerfen mag, „es sei ein von Marmorstatuen aufgeführtes Schauspiel,*) der Rhythmus dieser Gestalten ist doch wundersam edel,**) es sieht allenfalls aus, wie ein schön componirtes, zu ganz runden Figuren herausgearbeitetes Relief. An dem Venetianer Denkmal, dessen Haupttheil auch wieder die unglückliche Pyramide bildet, ist die Anordnung des Trauerzuges zu zerstreut, die Figuren stehen neben einander, wie aus der Schachtel hingestellt, und der unvermeidliche Genius mit dem eben so unvermeidlichen Löwen (hier natürlich dem Marcuslöwen), den Canova zum Chief mourner macht, ist ungleich süsslicher und gezierter als der Wiener Genius; der dritte im Bunde ist der Genius mit dem obligaten Trauerlöwen auf dem Grabmale Clemens' XIII. in der Peterskirche zu Rom. Die Zeitgenossen fanden, Canova hauche seine Genien,***) wogegen nur zu erinnern wäre, dass man in Marmor nicht wohl hauchen kann, sondern in den harten Stoff mit Meissel und Hammer kräftig dreinschlagen muss.

An diesen Werken allen kann man wiederum eine

---

*) S. „Kunst und Künstler des achtzehnten Jahrhunderts“ von Wolfgang Beker und Adolf Görling, 3. Bd., S. 359.

**) Man möge darüber v. Lützow's trefflichen Aufsatz in der Oesterr. Revue, 1864, 2. Bd. vergleichen.

***) S. in Kotzebue's „Reise nach Rom nud Neapel“ das berufene Capitel über die Peterskirche, welches Goethe eines Spottgedichtes würdigte. An einer anderen Stelle giebt Kotzebue den Rath: Canova möge ein Werk heimlich in die Villa Hadrian's oder die Bäder Caracalla's vergraben „Siehe da — würde es heissen. — Phidias, (!) siehe da die ächte antike Kunst! Welcher Neuere darf so verwegen sein, sich mit diesem zu messen!“ Bei vollster Würdigung der Verdienste Canova's kann man über solche Fanfaronaden heutzutage doch nur lachen.

ganze Kunstgeschichte durchstudiren. Sieht man im Dogenpalaste die köstlichen Beutestücke, welche Venedig aus Griechenland mitgebracht und die zum Theil (wie die einfach herrliche Grabstelle einer gewissen Lysistrata — hoffentlich nicht der Aristophan'schen) der Phidiaszeit angehören, so mag man sich gerne die venetianischen Meister, die Lombardi, Leopardo u. A. denken, wie sie tief nachdenkend und still entzückt vor diesen Trümmern antiker Kunst stehen und beim griechischen Genius eine Lection nehmen, der sie lehrt, was Mass, Klarheit, reine Schönheit sei. Und wie die edlen Schüler diese Lection gelernt, zeigen ihre Werke, sie antikeln und antikisiren nicht, sie blieben ganze Männer, ganze Individuen, die auf eigenen Füssen stehen, aber, wahrlich, das Licht antiker Kunstreife durchleuchtet und durchwärmt sie und ihre Arbeiten. Nachmals kamen freilich die Barthel's mit ihren fletschenden Mohren, die Bonazza und Morlaiter mit den wie elegante Porcellanarbeiten aussehenden Reliefs der Capelle del Rosario, die Ongaro mit den Tugenden der Capelle Vendramin, welche Schnürbrüste tragen, es konnten Werke entstehen, wie die Altargruppe der Jesuitenkirche, wo Gott Vater und Gott Sohn wahrhaft beängstigend lebensgefährlich auf der Weltkugel sitzen, welche von Engeln mit aller möglichen Anstrengung über Marmorwolken hingetragen wird. Nach einer Periode, die in solchen Erfindungen und Werken das Höhere und Ideale suchte und fand, ging freilich Canova wie ein hellstrahlendes Gestirn auf. Aber man muss es selbst dem Zopf in Venedig zugestehen, dass er etwas Originelles und Pikantes hat, und schon als historische Erscheinung gehört er nothwendig mit zum Ganzen. Neben dem Edlen und Reinen, das in so reicher Fülle dasteht, geht er ganz gut mit darein. Edles und Schönes zeigen aber nicht bloss die eigentlichen Kunstgebilde, sondern auch die Arbeiten der Kunsttechnik — man findet z. B. an manchen Häusern bronzene Thürklopfer, die wahre Cabinetsstücke heissen dürfen, einen Neptun zwischen zwei Seerossen, eine Venetia zwischen zwei Löwen, oder allenfalls auch einfacher, die zierliche Gestalt eines Delphins u. a. m. Von dem Pracht-

gitter vor der Loggietta unterhalb des Marcusthurmes gar nicht zu sprechen, findet man blosse schmiedeeiserne Gitter aus dem sechzehnten Jahrhundert, deren Züge und Verschlingungen von so reinem Schönheitssinne eingegeben sind, die eine so geistreiche Berücksichtigung der Natur des Stoffes, einfachen Rundeisens, zeigen, dass sie wahre Kunstwerke heissen müssen (eines der schönsten vor einem Marienbilde an einem Hause gleich bei Ponte de' Greci).*) Selbst das mechanische Spielwerk der beiden glockenanschlagenden Riesen auf dem Uhrthurm ist kunstwürdig ausgeführt und hat einen grossartig monumentalen Zug, den man erst recht herausfühlt, wenn man sich z. B. der multiplicirten Kleinheit der Prager Kunstuhr mit ihren Todtengerippen, Wucherern, die keine Lust haben zu sterben, Engeln, Tugenden u. s. w. erinnert. Und hinwiederum konnte die Sculptur der gothischen Zeit in Venedig liebenswürdig genrehaft werden — man möge z. B. das Capitäl am Dogenpalast ansehen, das die Geschichte eines Liebes- und Ehepaares völlig novellenhaft und so naiv als rührend erzählt, oder die köstlichen kleinen Handwerkerscenen an der Laibung der Portalarchivolte von S. Marco, wo besonders der Meister Böttcher den mittelalterlichen, venetianischen Handwerksmann gar anziehend repräsentirt.

Man muss gestehen, dass die Kunst ihre Aufgabe, in die Wasserwüste der Lagunen ein kleines Himmelreich hineinzubauen, in grossartig verschwenderischer Weise gelöst hat. Und die Venetianer haben das auch immer recht wohl gewusst und ihren irdischen Himmel auf ihren Kunstwerken gerne mit dem überirdischen in Verkehr gesetzt. Der ganze Himmel steigt auf Paul Veronese's Bild herab, dem Dogen Venier zum Siege von Lepanto Glück zu wünschen; Tizian lässt eine Deputation des venetianischen Senates sich zum ersten Tempelgange der kleinen h. Maria

---

*) Eine gute Abbildung in der Stuttgarter „Gewerbhalle" 1864, S. 31 -- nur dass das Gitter auf die Breitseite gelagert ist, während es in Wirklichkeit als sperrbare Gitterthüre auf der Schmalseite steht, was einen wesentlichen Unterschied macht.

einfinden,*) Giovanni Bellini setzt ganz unbefangen einen venetianischen Nobile und seinen türkischen Dragoman neben Christus und die beiden Jünger in Emaus als Tischgäste.

Die monumentalen Bauten Venedig's wirken auch auf das einfache Bürgerhaus ein und geben ihm einen Charakter, der zu dem malerischen Anblicke der Stadt überaus wesentlich beiträgt. Die Disposition des Palastes ist hier oft beibehalten, aber in's ganz Schlichte, Schmucklose, Bescheidene übersetzt. Wie der Palast, so öffnet meist auch das einfache Haus nach seiner Lage eine Thüre gegen die Landseite und eine gegen den Canal, da denn jeder das Vergnügen haben kann, das merkwürdige Schauspiel der Ebbe und Fluth im eigenen Hause beobachten, ja an den Stufen der eigenen Treppe messen zu könne. Wo die Häuser bis an den Canal herandrängen, gleichwohl aber ein Pfad zur nächsten Brücke oder Gasse nicht zu entbehren war, ist ein sogenannter Sottoportico angebracht, wesentlich anders gestaltet, als z. B. die Portiken in Padua oder Bologna. Meist sind es ganz einfache, ungewölbte Corridore, die sich gegen die Wasserseite öffnen, auf einfachen, quadratischen, mässig starken (zuweilen sogar nur hölzernen) Pfeilern ruhen, welch' letztere zwischen sich und den horizontalen Sturz der Oberwand wiederum ganz einfache aber eigen stylisirte Consolen nehmen, und unter einander durch ein niedriges Brüstungsmäuerchen verbunden sind (der Sottoportico della Guerra ist einer der malerischesten.) Auch wo kein Wasser ist, finden sich gelegentlich solche Verbindungsgänge von Strasse zu Strasse. (Sottoportico della Malvasia neben der Fenice gegen Campo S. Angelo und zahlreiche andere.)

Im ganzen darf man sagen, dass sich der Charakter der Stadt seit dem fünfzehnten Jahrhundert gleich geblieben ist trotz überaus grosser Veränderungen im Ein-

---

*) Stahr ist naiv genug, bei dieser Presentazione della Vergine, einem von italienischen Malern tausendmal dargestellten Gegenstande, das kleine Mädchen für das Christkindchen zu halten. Was er darüber und über Tizian's Assunta alles sagt, das möge man in seinem Buche aufsuchen. Die Nachwelt wird sich doch einmal über diese Sorte geistreicher Kunstkritik verwundern.

zelnen. Sieht man die Bilder Gentile Bellini's oder den früher erwähnten grossen Holzschnitt an, so erhält man wesentlich denselben Eindruck, wie ihn das jetzige Venedig macht. Geht man in's Detail, so sieht vieles freilich ganz anders aus — man vermisst sofort die Kuppeln von S. Maria della Salute; an Stelle des Pavillons der Dogana di Mare mit ihrer auf der Weltkugel balancirenden Fortuna erblickt man einen trotzigen Thurm, und hinter den crenelirten Umfassungsmauern, die gleich den jetzigen sich zum Dreieck zuspitzen, eine Reihe Querdächer, so dass das Ganze an den Anblick des Arsenals erinnert u. s. w. Auf Gentile's Processionsbild bemerkt man bald, dass damals der Marcusplatz weit schmäler war als jetzt, die (gegen die Marcuskirche geblickt) rechte Häuserzeile stand in einer Flucht mit der Nordwand des Campanils, so dass der Platz um dss ganze Stück von da bis zu den jetzigen neuen Procuratien breiter geworden. An Stelle des erzbischöflichen Palastes standen prächtige malerische, zinnengekrönte Häuser, mit einem hohen Spitzbogen als Durchgang gegen die Canonica. Der Marcusplatz ist seitdem prunkender geworden, romantischer und malerischer nicht. Aber die Piazzetta hat jedenfalls ihre bezaubernde Eigenthümlichkeit erst erhalten, als Sansovino's Bibliothek in blendender Schönheit dastand. An ihrer Stelle zeigt der alte Holzschnitt Kaufläden, eine Art Bazar; jenes alte Chronikenbild, dessen phantastische Darstellung des Dogenpalastes den Archäologen so viele Unruhe verursacht hat, gar die Fleischbänke, deren Düfte und Fliegenschwärme also im vierzehnten Jahrhundert der Doge aus erster Hand bekam.

Man kann sagen: je genauer Venedig in der Gestalt erhalten wird, in der wir es erblicken, um so besser. Selbst das Verrottete, Verfallene würde durch sauberes Tünchen kaum sonderlich gewinnen. Dem deutschen Reisenden fällt es allerdings sehr auf, weil es das erste dieser Art ist, was er in Italien zu sehen bekommt. Geht er aber z. B. in Florenz vom Palazzo Strozzi gegen den Domplatz über den Mercato vecchio, so findet er dort nicht nur „jederzeit Gestank und Thätigkeit“, sondern genau

dasselbe Urgrossvaterwesen halbruinenhafter Häuser; gar nicht zu sprechen von manchen Quartieren in Rom u. s. w. Die neuen Privatbauten in Venedig und die meisten Restaurationen alter Privathäuser sind wenig glücklich; der Façade der Cadoro haben z. B. die rechts hineingebrochenen neuen Fenster mit dem einer übel geschlossenen Schublade gleichenden breiten Balcon davor entschieden Eintrag gethan. Aber auch dergleichen verschwindet im grossen Ganzen. Die alte und alterthümliche Stadt mag immerhin die Spuren ihrer Jahrhunderte zeigen, ihre Thürme mögen sich neigen wie der Campanil von S. Giorgio de' Greci, S. Pietro di Castello, welche wahrlich fast mit Bologna's Asinelli und Garisenda wetteifern, — sie selbst wird der Menschheit mit ihren Eigenthümlichkeiten erhalten bleiben als eine der denkwürdigsten Stätten der Welt!

II.

Padua.

Wer von der Seeseite, von Triest her, in Venedig landend, zuerst seinen Fuss in das Land setzt, dessen Naturschönheiten jeder von Jugend auf preisen hört, der wird, wenn über den langen Viaduct nach Mestre hinüber das Festland Italiens erreicht ist und der Bahnzug mit dem Reisenden vorüber an den Stationen Marano, Dolo, Ponte di Brenta gegen Padua hinbraust, sich gestehen müssen, dass er von den gepriesenen Naturreizen vorläufig nicht viel zu sehen bekommt. Wohlbestellte Felder freilich, rechts und links, zwischendurch ganze Haine von Maulbeerbäumen, deren grüne Blätter, die Nahrung des Seidenwurmes, vielleicht dazu bestimmt sind, nach naturhistorischen und industriellen Metamorphosen in Jahr und Tag als Atlaskleid eine Dame zu umrauschen, gelegentlich ein überbrückter schmaler Flussarm der Brenta, so geht es ziemlich eintönig fort. Erst in der Bergkette der Euganeen

hinter Padua und gegen Vicenza hin gewinnt die Landschaft eigenthümliche und grosse Reize. Um aber demjenigen in realer Wirklichkeit zu begegnen, was man italienischen Landschaftscharakter zu nennen und wovon sich der Nordländer daheim den Begriff zunächst nach Landschaftsbildern der Kunstausstellungen zu bilden pflegt, muss er nicht bloss den Po überschiffen, das vornehme, traurige Ferrara in seiner „öden, eingesunkenen Gegend“ und das alterthümlich-prächtige, palastreiche Bologna mit seiner idyllischen Umgebung jener fruchtbaren Plainen, welcher die Stadt den Beinamen „la grassa“ dankt, und den lieblichen Hügeln, von deren baumreichen Höhen in Grün halbverborgene Landhäuser und krönende Kirchen weit in's Land sehen, dahinten lassen, sondern auch den Apennin über Filigare oder Vergato übersteigen, wo sich ihm im Gartenlande Toscana's zuerst zeigt, was er so oft geträumt und ersehnt hat.

In Zeit von einer Stunde, nachdem man das strahlende Venedig verlassen, ist Padua erreicht. Die Stadt liegt, vielfach von Flussarmen canalartig durchzogen, in einer vollkommenen Fläche da; dennoch hat, besonders von Rovigo her, die Ansicht vorzüglich durch die Kuppelsysteme (wie man es nennen muss), welche die Antoniuskirche und die Justinenkirche krönend, sich über das Häusermeer der ausgebreiteten Stadt malerisch und fast an Orientalisches erinnernd erheben, und durch die schlank aufsteigenden Campanils u. s. w. etwas Imponirendes. Im Inneren sieht sie grau, uralt, düster genug aus, und wenn sich Rom gefallen lassen musste, dass Goethe nach dem ersten blendenden Eindrucke Neapels meinte : „Rom komme ihm vor, wie ein altes, übelplacirtes Kloster“, so wird Padua, unmittelbar nach der phantastischen Pracht Venedigs gesehen, das gleiche Compliment nicht wohl ablehnen dürfen. Aber solche „alte übelplacirte Klöster“ bergen oft Unschätzbares an Denkmalen alter Kunst, alter Sitte, alter Frömmigkeit; so auch Padua, an dem die Touristen meist vorbeifliegen, ohne den „Santo“ ihres Besuches zu würdigen. Dieses alte Padua trägt überall die Spuren und Merkzeichen eines historisch bedeutenden Lebens, uralter

Existenz. Und uralt ist diese Stadt, als deren Gründer schon das Alterthum den troischen Antenor nannte. Es ist ein dem eigensten Wesen des mittelalterlichen italienischen Localpatriotismus entsprechender, in seiner Festigkeit gläubiger Ueberzeugung beinahe rührender Zug, dass die Bürger Padua's in einem aufgefundenen römischen Sarkophag, dessen beträchtliche Grösse auf einen beigesetzten Heros, dessen völlige Schmucklosigkeit, und dessen schlichte, derbe Formen sie auf hohes Alterthum schliessen machten, das Grab ihres Antenor entdeckt zu haben meinten. Unter diesem Namen (la tomba d'Antenore) steht das Alterthum unter einem Steintabernakel an einer Strassenecke; — mit südländischer naiver Unbefangenheit treibt darunter ein Schuster vor aller Welt Augen sein Gewerbe. Den vermeinten Reliquien eines anderen grossen Landsmannes, des Titus Livius, haben die Paduaner einen Ehrenplatz und Gedenkstein in dem Riesensaale ihres Stadthauses gegönnt — sicherlich bedauernd, Antenor und Livius, („perch' e' non ebber battesmo", wie Dante sagt) nicht im Dome oder in der Antoniuskirche beisetzen zu können, neben Professoren, Aerzte, Juristen, Feldherren und fürstliche Personen, deren Epitaphien die Kirchenwände säumen.

Was Padua eine eigenthümliche Physiognomie giebt, sind jene Portiken, die sich fast in allen Gassen rechts und links unter den Häusern hinziehen und bei Regen und Sonnengluth einen willkommenen Schutz, auch Raum für allerlei Gewerbe und Handelsverkehr gewähren, freilich aber nicht wenig dazu beitragen, die Stadt düster aussehen zu machen und ihr selbst einen Anschein von Verödung zu geben, da die Strassenmitte meist nur von den nicht sehr zahlreichen und im ganzen ziemlich ärmlichen Kutschen und sonstigen Gefähren belebt wird, was zu Fuss geht, aber sich unter die Portiken verläuft. Burkhardt weist darauf hin, dass, hätte Padua eine so glänzende Machtentwickelung erlebt wie Bologna, es ein dieser Stadt ähnliches Aussehen gewonnen haben würde. Die Bemerkung ist richtig; wir treffen in den Strassen Bologna's dieselben „Motive" könnte man sagen, aber alles reich, glänzend,

kunstveredelt, wo in Padua oft eben nur zier- und schmucklos dem einfachen Bedürfnisse Rechnung getragen worden. Wo sich die Portiken in Bologna mit edel ornamentirten Archivolten in freien, luftigen Bogen von korinthischer Säule zu korinthischer Säule schwingen, tragen in Padua einfache Rundpfeiler oder schmucklose Säulen den schlichten Bogen; wo in Bologna der Palast heiter-ernst, vornehm. adelig seine Façade mit gastlich weitem Portale vor uns ausdehnt und die edle Frührenaissance oder Hochrenaissance dem Stein ihr Siegel aufgeprägt, wo selbst die trotzige Stadtburg, wo der Palast des Podestà nicht finster dareinsieht, sondern reich und phantastisch im Sinne des Mittelalters, da begegnen wir in Padua zinnengekrönten Palästen mit engen Fenstern, engen Eingangsthoren, moderbräunlich von Jahrhunderte alter Patina, zuweilen ein Gemisch von Romanisch, Gothisch und eingeflickter Renaissance, kerkerartig, eng, abwehrend — Gebäude, wie Gespenster aus alten Jahrhunderten, bei denen uns zu Muthe wird, als sehe uns etwa Ezzelino mit finsteren, wenig Gutes verheissenden Blicken an. Eigen ist es, dass manche dieser Bauten trotziger und fester aussehen, als sie in Wahrheit sind. Scheinarchitektur mit aufgemalter Rustica u. dgl. war sonst in Italien (mit Recht) wenig im Gebrauche; ein uralter Palast mit crenelirtem Kranzgesimse (Nr. $\frac{3803}{3806}$ in der via S. Francesco) hat dennoch diesen Schmuck (wie es scheint, gleich ursprünglich) nicht verschmäht, — und wer etwa kurz vorher den alten Palast in Florenz mit seinen fast cyklopisch aufeinander gethürmten Quadermassen gesehen, und den Palast Pitti, unter dessen Quadersteinen im Erdgeschosse sich einer befindet, der wohlgezählt seine neun Mannsschritte lang ist, dem erscheinen diese gemalten Werkstücke fast wie leere Drohungen der Ohnmacht (dasselbe Haus hat eine recht gute Arcade frühen Renaissancestyles im Mittelgeschoss). Ein interessantes altes Haus in der Via St. Antonio (Nr. 3915) hat über einem zierlichen romanischen Bogenfries (Kleeblattbogen auf Consolen) ein zweites, schwarz und roth, zahnschnittartig aufgemaltes Friesband. Einer der ältesten, düstersten Paläste, ganz schmal und gedrückt eng, tritt

uns in der Via Teatro S. Lucia quer vor. eine Inschrifttafel belehrt uns: „Rispettarono i secoli questo edifizio da Ezzelino Balbo eretto circa 1160." Gerade dieses Gebäude zeigt den herüberwirkenden Einfluss Venedigs in einem ganz venetianisch gebildeten Portego, der wohl einer Restaurirung (allerdings auch noch einer mittelalterlichen) angehören muss. Auch sonst finden sich venetianische Motive (besonders auffallend an einem Hause in der Via Giuliana), aber im ganzen sind es doch nur sehr vereinzelte Anklänge, und die architektonische Physiognomie ist eine von jener Venedigs gründlich verschiedene.

Venedig kann mit nichts anderem verglichen werden; Padua ist, wie gesagt, die specifisch-italienische, alterthümliche Stadt; in Bologna, aber auch in Verona, in Pisa, in Siena, selbst in Florenz u. s. w. wird man die gleichen Grundzüge wieder erkennen; nur dass sie sich in jeder Stadt anders und individuell in's Einzelne hinausgebildet haben. Florenz ist die Stadt fürstlicher Bürger (und jetzt nebenher schon sehr stark moderne Residenz), Siena die Stadt stolzer Adelsgeschlechter, Pisa die reiche, stolze Republik und Handelsstadt, der im besten Aufschwunge die Flügel zerschmettert wurden. Padua ist das „alte Kloster", die alte Universität voll düsterer Gänge, in denen es sich über scholastische Probleme vortrefflich grübeln liess. Es hat seine Blüthentage gehabt, neben Bologna war es die zweite Universität Italiens dem Range nach, es war in gewissem Sinne eine Weltstadt, wo der Verkehr des Nordens mit dem Süden beständig durchzog; hatte es doch schon im 15. Jahrhundert ein Hotel im grössten Style mit Stallungen für Hunderte von Pferden, wo es jetzt nur seine mässige Stella d' oro u. s. w. für mässige Ansprüche besitzt; es sah auf dem weiträumigen Prato della Valle Feste und Turniere, ja die Stadt der grauen Gelehrsamkeit hat sogar einem der beliebtesten Tänze des 16. Säculums den Namen gegeben, denn die sogenannte Pavanna hat nicht ihren Namen, wie insgemein angegeben wird, von sich pfauengleich spreizen, sondern heisst eigentlich Paduana, Paduanertanz; aber die brillante, heitere Festes- und Lebensfreudigkeit des lieblichen Florenz hat Padua doch

niemals besessen. Es ist charakteristisch, dass in seiner brillantesten Epoche, im 14. Jahrhundert, Beschwerden laut wurden „über die vielen in den Gassen Padua's lagernden Schweine, welche den Pfad verunreinigen und die Pferde scheu machen." Als die Venetianer die Stadt dem letzten Carraresen abrangen, übergab er sie mit Flüchen. Die Pest wüthete im Innern, das Kriegsvolk schmolz, der Fürst konnte die weitgedehnten Mauern der gewaltigen Stadt nicht mehr gegen die belagernden Venetianer beschützen und besetzen. Da hörte man ihn Nachts, wie er schauerlich dem Satan rief, „er möge ihn tödten" — eine Mühe, der bald darauf die venetianische Signorie in den düsteren Gewölben des Dogenpalastes den Satan überhob.

Den sonderbarsten Eindruck unter den Gebäuden Padua's macht der Palazzo della ragione, eine ungeheuere Masse, von der man beim ersten Anblick kaum recht weiss, ob man sie gothisch, orientalisch oder wie sonst nennen soll. Gleichwohl stammt der Bau in seiner jetzigen Gestalt aus einer Zeit, wo in Italien die Renaissance schon alles andere zu verdrängen begonnen, aus der Zeit nach 1420. Auf doppelten Arcaden, wie auf einem terrassirten Unterbau, ein länglicher viereckiger Oberbau, von einem mächtigen Schiffdache bedeckt. Das Obergeschoss enthält jenen ungeheueren Saal, der eines der Wahrzeichen von Padua bildet. Goethe vergleicht ihn einem überwölbten Marktplatz und meint: „es sei ein abgeschlossenes Unendliches, dem Menschen analoger als der Sternenhimmel." Dagegen wäre denn doch zu erinnern, dass, wenn die Architektur nicht durch edel geregelte Raumeintheilung das Ungeheuere unserem Geiste commensurabel macht, es nur den Eindruck des Oeden und Leeren hervorruft. Die Wände dieses gewaltigen Raumes entlang wird der Blick durch eine Unzahl halberloschener Wandbilder verwirrt, welche Religiöses, Allegorisches, Astrologisches, Mystisches, Genrehaftes in bunter Fülle darstellen, und welche zu verstehen, man bei dem Zauberer und Arzte Pietro von Abano in der Schule gesessen haben müsste, dem ehemals die Erfindung zugeschrieben wurde, während Giotto (nicht zu seinem Ruhme) für die malerische Erfindung einstehen

musste, welche die neuere Zeit für einen gewissen Miretto in Anspruch nimmt. An einem Ende thronen schwarz und streng zwei altägyptische Bildsäulen der löwenköpfigen Pascht – recht bezeichnend, denn es war die Göttin des unendlichen Raumes, — ein Geschenk des berühmten paduanischen Aegyptologen und Reisenden Belzoni; von der anderen Seite her leuchtet gespensterhaft weiss Donatello's riesiges Pferdemodell, gleich dem Rosse des Commendatore Don Pedro, das reiterlos stehen geblieben, während sein Herr hingegangen, dem Sünder Don Juan Busse zu predigen.

Es wird uns ganz unheimlich zu Muthe, wir treten heraus auf die umlaufende Gallerie und sehen herab auf das rege Leben der Piazza delle Erbe und der Piazza de' Frutti, welche zusammen einen mächtigen Stadtplatz bilden würden, stände nicht der Palazzo wie eine ungeheuere Noahsarche zwischen beiden. Der dritte oder, dem Range nach, eigentlich erste Stadtplatz, Piazza de' Signori geheissen, giebt uns ein wesentlich italienisches Städtebild — hohe Häuser mit Balconfenstern durch alle Geschosse, der Uhrthurm und, als Reminiscenz an Venedig, aufgerichtete Säulen davor. Aber wie ein reiner Wohlklang berührt die Loggia del Consiglio, ein Werk des Ferraresen Biagio Rossetti. Diese Frührenaissance hat doch immer etwas, das wie ein goldener Jünglingstraum von allem was schön und edel ist, aussieht; auch hat sie oft genug etwas jünglinghaft überschwängliches und das richtige Mass überschreitendes. Hier aber nicht. Diese edle Säulenhalle im Erdgeschosse, frei, heiter, luftig, die hinanführenden breiten. prächtigen Stufen, das schöne Obergeschoss, das reine, mit weiser Mässigung angebrachte Ornament — es ist nun wieder etwas ganz anderes, als die venetianischen Bauten der frühen Renaissance. Ich möchte den Eindruck dieser Art Gebäude mit dem harmonisch-melodischen Klange, der Geschlossenheit und präcisen Fassung eines Sonettes vergleichen, am besten eines Sonettes in der süsstönenden Sprache dieses Landes, wie dergleichen Petrarca gedichtet. der ja oft und viel in Padua weilte und in dem reizenden nahen Bergländchen zu Arqua seine letzten Tage verlebte.

Wenn wir bei dem nahen Palaste des Capitano, theiweise einem Werke Giov. Maria Falconetto's, in unserem begleitenden Burkhardt (es sollte in der That niemand ohne das treffliche Buch nach Italien reisen) die Bemerkung finden : es sei kein Bau von höherem Belange, so werden wir, so stattlich der Palazzo auch dasteht, kaum viel einzuwenden haben. Wir müssen Falconett in einem unscheinbaren Winkel aufsuchen, um ihn schätzen und bewundern zu lernen. Rechter Hand neben der Kirche des Santo zieht sich eine Arcadenreihe hin, in der wir das mit der Hausnummer 3950 bezeichnete, stets geschlossene Hausthor eines augenscheinlich vornehmen, aber etwas verwahrlosten und verkommenen Hauses finden. Oeffnet sich das Thor uns Anpochenden (wenn wir endlich begriffen, dass der gezogene Klingeldraht nur ein stummer oder stumm gewordener Figurant ist), so finden wir zwei im Jahre 1523 gebaute, herrliche Gartenhäuser, aus denen uns die ganze Poesie, der ganze Schönheitssinn dieser wunderbaren Kunstzeit entgegenleuchtet. Das eine ein Pilasterbau, das andere mit Wandsäulen, eine offene, südliche Loggia, wie der Norden, der ewig vor der Rauhheit von Luft und Wetter hinter den Ofen kriechen muss, nicht kennt, Säle, polygone Räume, herrliches Ornament, Arabeskenphantasien, Genien und andere Figuren — der Custode wird uns versichern, sie seien von Raphael erfunden. Dieses köstliche Besitzthum gehörte ehemals der Familie Giustiniani, es zählt zu dem Schönsten, was Padua aufzuweisen hat, selbst in seinem Verfalle.

Einen ähnlichen Eindruck des edel Gebildeten giebt uns der Hof der Universität, eine doppelte Säulenhalle. keine Arcaden, sondern gerades Gebälk. Wir erkennen mit Vergnügen den Schöpfer der wundervollen Bibliothek auf der venetianischen Piazzetta, Jacob Sansovino wieder, der diesen Hof 1552 baute; der eigentlich ganz enge Raum macht eine stattliche, prächtige Wirkung, woraus Architekten manche Lehre ziehen könnten. Diese Wirkung wird nicht einmal durch die Unzahl in Stein gehauener Wappen beeinträchtigt, welche die inneren Hallenwände, das Treppenhaus, jedes Plätzchen überdecken. Goethe

scheint diesen Hofraum gar nicht bemerkt zu haben, er verwundert sich nur über die Enge der Hörsäle. Man kann sich doch eines Gefühles des Unmuthes nicht enthalten, wenn man sieht, wie der voluminöse Vitruv und der gerade in Padua selbst gekaufte Palladio auf diesen grossen, klaren Geist drückte. Mochte er, der aus der Wirrniss der eigentlich von ihm schon überwundenen Sturm- und Drangzeit den Weg zum Masse, zur Klarheit suchte, immerhin einen Augenblick gegen die Gothik mit ihren „Tabakpfeifensäulchen und auf Kragsteinlein kauzenden Heiligen“ ungerecht sein und bei manchem Vortrefflichen, werth, durch alle Jahrhunderte zu glänzen, finden, was die Venetianer dem Meister Albrecht Dürer und seinen Werken vorwarfen, „es sey nit antigisch art, dorum sey es nit gut“, mag ihm S. Marco in Venedig und der Dom in Monreale nur den Eindruck des Barbarischen gemacht und er die herrliche Kunstwelt des „tristen“ Domes des heil. Franciscus „in Assisi mit Abneigung links liegen gelassen haben“; aber dass er für Brunneleschi, für Bramante, für die Sansovino's, die Robbia's, die Ghiberti und Donatello's, in denen der antike Geist seine Auferstehung und neue Verklärung feiert, nicht ein Wort, nicht eine Sylbe hat, ja dass er in einem 1810 an Reinhard geschriebenen Briefe von einem „Raupen- und Puppenzustande“ redet, „in dem die ersten italienischen Künstler auch gesteckt, bis endlich (?) Michel Angelo (?), indem er die Peterskirche concipirte, die Schale zerbrochen (!) und als wundersamer Prachtvogel der Welt sich dargestellt“ — das bleibt doch immer eine schwere Anklage gegen den Mann, der endlich doch, und mit vollem Rechte, das Centrum deutscher Bildung heissen muss. So beschreibt er eben in Padua umständlich ein Bild, eine Enthauptung Johannis von Piazzetta, worin der Künstler „das Humoristische sehr glücklich getroffen“ (der Gegenstand eignet sich ganz dazu!), während er in den Giotto's in der Madonna dell' Arena, die er zum Glück gar nicht gesehen zu haben scheint, sicherlich wieder nur einen detestablen Raupen- und Puppenzustand gefunden haben würde, und die herrlichen Francia's und Perugino's in der Pinakothek zu Bologna eben

nichts weiter als seinen „historischen Sinn“ anregen. Und trotz alledem und alledem enthalten seine Schriften eine Fülle der herrlichsten Kunstbemerkungen, und seine kleinen Monographien über Mantegna's Triumphzug und Leonardo da Vinci's Abendmahl bleiben classische Muster für alle Zeiten. Der berühmte botanische Garten, ein herrlicher Raum, auch ohne alle Seitenblicke auf botanische Belehrung, enthält eine sehr freundliche Erinnerung an Goethe, jene mit einer Inschrifttafel bezeichnete Palma di Goethe, die in dem naturforschenden Dichter zuerst den Gedanken der Urpflanze anregte.

Zur Winterszeit muss hier das edle Tropengewächs noch immer hinter Glasfenster und in künstliche Wärme flüchten, während in Rom schon zahlreiche Dattelpalmen ihre feingefiederten Blätterkronen jahraus jahrein im milden Hauche südlicher Luft wiegen, obwohl sie auch hier noch den Eindruck zu Besuch gekommener fremder, vornehmer Touristen machen. Aus dem botanischen Garten tretend, werden wir eine treue Facsimilirung der Schreckenskerker Ezzelino's mit allen ersinnlichen Folter-, Köpfe- und Hängeapparaten „mit Abneigung links liegen lassen“ und zur nahen Antoniuskirche eilen, die freilich als Bauwerk wiederum den Eindruck des grossräumig Oeden macht, aber Herrliches birgt. Der schöne, stille Platz vor der Kirche hat übrigens etwas Anheimelndes und dabei doch wieder Grossartiges, wozu die kraft- und lebensvolle Reiterstatue Gattamelata's, ein Werk des oft harten, übertreibenden, aber auch mächtigen und geistesgewaltigen Donatello, das Ihre beiträgt. Dass die gehäuften Kuppeln auf der Kirche des Santo eine unglückliche Reminiscenz aus Venedig, dass sie sinnlos sind, üble Linien bilden, und besonders das hohe Kegeldach der Mittelkuppel mit dem Posaunenengel oben die unglücklichste der unglücklichen Decorationen zu heissen verdient, ist so oft gesagt worden, dass man es mit Ehren nicht noch einmal sagen kann. Auch die breitgelagerte, geistlose Façade mit ihrer Zwerggallerie ist doch zu nichtsbedeutend und ermangelt zu sehr aller Spuren eines höheren architektonischen und Schönheitssinnes, um für ein Werk Nicola Pisano's gelten zu

können. Auch die viereckigen, stubenartigen Capellen des Chorumganges werden dem an das reiche architektonische Leben der analogen Räume in französischen und deutschen gothischen Kathedralen gewöhnten kahl und öde dünken, die an- und herausgebaute runde Mittelcapelle mit ihrer Marmorpracht und ihrer künstlichen goldgelben Beleuchtung überrascht dann freilich um so mehr. Das Schönste und Reichste an Kunst und Pracht bleiben die beiden Capellen in den Querschiffflügeln, dem Eintretenden links die Grabcapelle des heil. Antonius von Padua, den die Stadt, obwohl er ein geborner Portugiese war, doch als ihr eigenstes Eigenthum ansieht und vorzugsweise den „Heiligen“ (il Santo) nennt, rechter Hand die Capelle San Felice mit ihren unschätzbaren Wandmalereien von Aldighiero da Zevio und Jacopo d'Avanzo. Wer Italien durchreist, wird sich zweier Stellen zu erinnern wissen, die dadurch einen ganz eigenthümlich feierlichen Eindruck machen, dass man dort immer, man mag kommen, wann man will, eine Menge Betender in tiefer gesammelter Stille und Andacht antrifft, — die eine ist die düstere, niedere Capelle über dem mamertinischen Kerker am Abhange des Capitols zu Rom, die andere ist die Antoniuscapelle in Padua. Die blendende Kunstpracht umher macht hier den Eindruck noch viel eigenthümlicher. Man mag das Grab des Heiligen mit eigenthümlichen Gedanken betrachten. Es war eine Zeit, die alles Verständniss für solche mächtige Charaktere einer früheren Epoche, auf die es als eine „barbarische“ herabsah, verloren hatte; wenn Prediger, wie dieser Antonius, wie Bernardin von Siena, wie Roberto da Lecce, Jacopo della Marca, Girolamo Savonarola, welche nicht bloss Kirchliches, sondern ein Stück Zeitgeschichte predigten, ungeheuere Wirkungen hervorriefen, wie sie heutzutage kein Kammerredner, kein Leitartikel schreibender Journalist je erreichen wird, so wurde das auf Rechnung des „finsteren Fanatismus der Zeiten“ geschrieben; Deutschland hatte für seine herrlichen Frauengestalten einer Mathilde, einer thüringischen Elisabeth kein Herz und kein Verständniss mehr, denn sie hatten das Unglück, von der Kirche canonisirt worden zu sein;

Goethe höhnt hier in Padua: „da man einmal den Heiligen Kirchen gebaut, so findet sich darin wohl auch ein Platz für ein Denkmal vernünftiger Menschen“, und Kotzebue ist naiv genug, in seiner italienischen Reise von einem der genialsten weiblichen Wesen aller Zeiten zu sagen: „Die heilige Catharina von Siena ist weniger durch ihre Wunder als durch unseren Wieland berühmt geworden.“ Catharina mag sich beim Verfasser des Agathon für ihre Unsterblichkeit bedanken, obwohl er selbst eigentlich nur noch in Literaturgeschichten fortlebt.

Die Zeiten haben sich indessen geändert; wir dürfen hier am Antoniusgrabe unsere tief-ernsten Gedanken haben, ohne dass sich ein Nicolai darüber erbost. Grosse Reliefs von weissem Marmor bekleiden die Wände ringsum, Legendenhistorien des Heiligen; Meister wie Jacopo Sansovino, Tullio und Antonio Lombardo, Tiziano Aspetti haben diese Kunstwerke geschaffen, deren ganz eigenthümlichen Styl man als ein Mittleres zwischen der Weise antiker römischer Sarkophagreliefs und der grossen historisirenden Relieftafeln Ghiberti's bezeichnen könnte. Die gewölbte Decke, Goldarabesken auf weissem Grunde (ausgeführt von Tiziano Minio — nach wessen Entwurf?) erreicht als Decoration das Schönste und Beste, was die antike Kunst an ähnlichem hinterlassen. Ueberhaupt ist diese Capelle, wie Burkhardt mit Recht bemerkt, „nichts als Ein Prachtstück der Renaissance.“ Wer noch nicht weiss, wie prächtig und zugleich wie edel künstlerich die Renaissance sein konnte, mag es hier lernen, und wer sich durch den Contrast der Zopfzeit wahrhaft erheitern will, der trete in die Kirche zurück und im linken Seitenschiff einige Schritte nach vorn, wo sich ihm sogleich ein ungeheuerliches Rococograb vom Jahre 1690 entgegenstellt. Das 17. und 18. Säculum hatte eine ganz besondere Freude daran, auf Grabdenkmalen Todtengerippe ihr Wesen treiben zu lassen, mögen sie nun, wie an einem Cardinalsgrabe in S. Pietro in Vincoli zu Rom, gleich Hatschieren rechts und links neben dem Sarkophag stehen, oder (ebendort) den Sarkophag sentimental anglotzen, oder mag der Knochenmann, wie auf dem Grabe Urban's VIII. in der Peterskirche,

schadenfroh grinsend die Grabschrift buchstabiren, oder was sonst treiben. Unser Geschmack hat sich etwas geändert, dem Verfasser der „heiteren Fahrten durch Italien" aber, dem es unter den marmornen Göttern und Heroen im Vatican unbehaglich wurde, da er nichts fand, als „blindes Heidenthum", und der dafür mit so warmem Antheile von den unterschiedlichen Skeletten in der Peterskirche spricht — ihm sei das Grab in Padua bestens empfohlen. Das Ganze spitzt sich als Wanddecoration obeliskartig zu. Zu oberst ein Phönix als tröstende Unsterblichkeitsassecuranz, darunter ein geflügeltes Todtengerippe als lemurische Fama trompetend — (Trompeter und Waldhornisten, welche wissen, was der Lippenansatz bedeuten will, werden sich darüber ihre Gedanken machen) und mit der einen Knochenhand einen Vorhang, als Hintergrund des folgenden, haltend und ausbreitend. Dann die zwei wirklich edlen Bildnissbüsten der hier Beigesetzten — für dergleichen hatte jene Zeit noch immer Geschick und Glück. Sofort ein kleiner Kindergenius auf einem Bücherhauf, unter ihm ein nackter Greis, der ein Arzneiglas besieht, ihm gegenüber ein anderer Greis, der unvermeidliche „Pensiero", hier, kraft des neben ihn gestellten Hahnes, die „gelehrte Nachtwache" oder das gelehrte Morgenstudium. Unter einer geflügelten Sanduhr wallt ein schwarzer Marmorvorhang mit der Grabschrift nieder, welche ein vorbrechendes, weissmarmornes Todtengerippe, den Knochenarm lang ausstreckend, eine Schreibfeder in den Knochenfingern, in sehr unbequemer Stellung, aber doch kalligraphisch hinschreibt: „Age mors, falce defuncta, Calamum stringe, succisasque vita vitas, aevo vitaliori compensatura scribe: Petri Equitisque Marci atque Dominici de Marchetis mortales exuvias hoc tumulo contineri — in anatomico theatro, in primariis Chirurgiae et Medicinae exedris etc. MDCLXXXX."

Wollen wir uns nach diesen wüsten Phantasmen Trost holen, so brauchen wir nur in den wie ein kleines Heiligthum von allen Seiten eingefriedeten Chor zu treten und Donatello's Bronzereliefs, sein Crucifix, oder Antonio Rizzo's mächtigen Bronzecandelaber zu besehen, der, im

ganzen etwas allzu reich an Details, in allen Einzelheiten die grösste Schönheit zeigt; diese decorirenden Centauren, Pane, Sphinxe, diese feinen Ornamente und Reliefs sind mit undenkbarer Feinheit, Zierlichkeit und Eleganz gearbeitet. Wir mögen auch die Bronzetafeln Vellano's mit biblischen Geschichten an der inneren Choreinfassung besehen, wahre Nürnbergerarbeit mit zahllosen kleinen Figürchen — dieser mühsame Fleiss hat etwas beinahe rührendes, und man lernt nebenher durch den Gegensatz die benachbarten Reliefs Donatello's, wie gross das Figurengedränge derselben auch ist, erst recht in ihrem Werthe und ihrer Würde als Kunstwerke schätzen. Das Kloster mit seinen weiten Hallenhöfen ist ein merkwürdiger Ort. Die „Scuola del Santo“ mit den Malereien Tizian's, die Georgscapelle mit den Malereien Aldighiero's und d'Avanzo's öffnen wieder eine neue Kunstwelt und regen zu lehrreichen Vergleichungen an.

Wenige Schritte von dem grossen Stadtheiligthume liegt der gewaltige ovale Raum des Prato della valle, belebt von einem Heere von Statuen, Bildnisse berühmter oder vornehmer Männer, die der Universität Padua's ihre Bildung dankten. Der Gedanke ist glücklich, wenn nur die Statuen nicht so verzopft manierirte Handwerksarbeit wären. Rieselnde Wasser und hohe Baumgänge machen den gewaltigen Platz, der trotzdem wiederum etwas von leerer Oede hat, erfreulicher. Unter einer neuen Loggia stehen die grösseren, modernen Statuen zweier Männer, die eine Zeit zusammen in Padua als Freunde und Geistesverwandte lebten — Dante und Giotto. Dass Dante's divina Commedia eines der grossen Monumentalwerke aller Zeiten ist, dass der grosse Florentiner fast die ganze folgende Cultur Italiens wie ein Atlas auf seinen Schultern trägt, dass er trotz aller specifisch italienischen Züge und Beziehungen zu den kosmopolitischen Genien gehört, die Gemeingut der Menschheit sind — beginnt man mehr und mehr einzusehen. Wie viel Anregungen der Dichter von seinem Freunde Giotto erhalten haben mag, vermögen wir nicht mehr anzugeben; was aber Giotto und seine Schule und durch sie die ganze italienische, die ganze christliche

Malerei dem Dichter zu danken hat, zeigen die erhaltenen Malerwerke, und gerade in Padua ist Giotto durch den grossen epischen Bilderkreis der Madonna dell' Arena vertreten, wie kaum irgend anderwärts, wie kaum selbst durch die Malereien der Unterkirche zu Assisi, wiewohl gerade in letzteren der danteske Geist besonders entschieden hervortritt. Eine Stiftung des Enrico de' Scrovegni, liegt das Kirchlein der Madonna dell'Arena am letzten Stadtende, in der Nachbarschaft der Eremitanerkirche. Ein hohes Thor führt in einen ovalen Raum, die ehemalige Arena, jetzt eine stille, liebliche Wiese unter grünenden Bäumen, am Wege rechts und links bescheidene Blumenhecken. Ein freundliches Haus im Hintergrunde, daneben, schräg gestellt, das Kirchlein mit seiner kahlen Façade. Giotto's Gemäldekreis, der die Wände des Innern schmückt, ist oft und meisterhaft beschrieben — von Burkhardt, Schnaase u. A. Dass der gegen Giotto unbegreiflich verstimmte Rumohr, der auf Kosten des Florentiners den gegen ihn unsäglich inferioren Giovanni da Melano bei jeder Gelegenheit hervorhebt, an diesem Werke mit wenigen Worten vorübergeht, gehört zu den unbegreiflichen Dingen, wie man dergleichen bei ausgezeichneten Männern gelegentlich findet. Italien hat an dichtenden Dramatikern Mangel, an malenden Dramatikern aber desto Ausgezeichneteres; zu den grössten gehört Giotto. Wenn Giotto neben die in tiefer Seelennoth und Seelenangst betende Anna eine gleichmüthig die Spindel drehende Hausmagd hinsetzt, wenn er Joachim malt, der sich unter einer Last schwerer Gedanken zu seinen Hirten auf die einsame Bergeshöhe flüchtet, die treuen Burschen unter einander flüstern und keiner zu fragen wagt, was ihm denn fehle; wenn der Künstler im Kindermorde die Elemente der Tragödie, Furcht und Mitleid, wie absichtlich betont, erstere im Chor der Mütter, letzteres im Chor der jammervoll blickenden Diener des Tyrannen, während zwischen beiden Chören die brutalen Henker hart und kalt ihr Blutgeschäft abfertigen; wenn hinwiederum mit köstlichem Humor in der Hochzeit zu Cana der Speisemeister, eine fallstaffartige Persönlichkeit, in Miene und Haltung den strengen

Richter in Weinfragen, zugleich aber in dem aufdämmernden Beifall im Blicke die wärmste Anerkennung des Wunderweines zeigt, während ein einfältiger Bursch von Diener ihn leise anstösst und fragt, ob er also den Gästen davon einschenken könne und solle: so finden wir einen Shakespeare gewissermassen verwandten Zug, und hätte der grosse Britte z. B. die Verhandlung zwischen Judas und dem Oberpriester malen können, so würde er sie wahrscheinlich aufgefasst haben, wie hier Giotto. Mit wie grossen Factoren der Meister rechnete und das Ganze und Grosse im Auge behielt, zeigt gerade diese Scene. Man vergleiche sie mit der symmetrisch entgegenstehenden „Heimsuchung." So grundverschieden der Gegenstand, die Compositionen sind in der Anordnung der Figuren ganz symmetrisch gehaltene Gegenstücke. Giotto vermag deutlich und geistvoll zu erzählen, wie nicht so bald ein Zweiter. Fast jeder, der in der herzergreifenden Darstellung der Klage um den Leichnam Christi Magdalena erblickt, wie sie in tiefem schmerzlichen Sinnen die durchbohrten Füsse betrachtet, geräth sofort auf den Gedanken: sie erinnere sich, wie sie eben diese Füsse einst mit kostbaren Salben gepflegt. Und wie phantastisch-grossartig der Meister wiederum sein kann, zeigt die erhaben-schauerliche Geisterscene der Himmelfahrt. Treten wir in die kleine Sacristei und werfen wir einen dankbaren Blick auf die Bildnisstatue des Stifters Enrico.

Von der Arena zu den Eremitanern sind wenige Schritte. Jeder erinnert sich sofort der Malereien Mantegna's, deren „scharfe, sichere Gegenwart" Goethe so beifällig bemerkte. Die betreffende Capelle ist hoch und schmal — der geistvolle Realist hat diese über einander angebrachten Scenen aus der Legende der heiligen Jacobus und Cristoph in Verkürzung der Figuren, Untersicht unter die (prächtigen und hochinteressanten) Architekturen u. s. w. so gehalten, als sei alles plastisch auf in die Wände hinein vertieften Bühnen aufgestellt. Daher überall ein anderer, vom Standpunkte des Beschauers, den der Maler mitten in der Capelle annahm, berechneter Augenpunkt; daher auch eine unglaubliche Illusion des Wirklichen. Diese ist

selbst noch in den halb geöffneten Bücherschränken der Kirchenlehrer, oben in den Gewölbkappen, erstrebt und erreicht.

Padua als Kunststätte ist darum so hochwichtig, weil hier die Florentiner Kunst durch Donatello, Giotto u. s. w. so unermesslich einflussreich geworden. Für den aus Venedig Kommenden ist es eine neue Welt. Und wie die Paduaner von Giotto erzählen gelernt (die venetianischen Maler sind nicht gute Erzähler, selbst den nicht ausgenommen, der sich einbildete es zu sein: Tintorett), zeigen die Malereien in der Capelle S. Felice im Santo. Man sehe nur die Scene, wo die Jünger den Leichnam des heil. Jacob zum Schlosse der Gräfin Lupa bringen und um Aufnahme bitten, wie ehrfurchtsvoll legen sie den Todten auf die Steinbank vor dem Schlosse, das erklärende Sprechen und Bitten von zwei anderen die Treppe und den Söller hinauf, das neugierige, theilnehmende Blicken und Fragen der herabkommenden Frauen, und der herrliche Engel, der das Schifflein auf der schwarzen, stürmischen Fluth herangesteuert und himmlisch ruhig und erhaben dasitzt. In dem grossen Bilde der Kreuzigung auf der grossen Mittelwand schlägt der einzige, weissbärtige Pharisäer, der mit einem letzten Blicke des Hasses gegen den Gekreuzigten sich zum Weggehen wendet, die ganze gemeinrealistische Darstellung Tintorett's in der Scuola di S. Rocco.

Die Justinenkirche neben dem Prato della Valle hat nur wenig an bedeutenden Malerwerken aufzuweisen (das Kunstjuwel einer Madonna in Trono von Romanino de Brescia im Capitelsaale möge kein Besucher übergehen), aber der Bau selbst ist in seiner schlichten Grossartigkeit von so heiterer als imposanter Wirkung. Es ist nicht immer Verschwendung an dem edlen Material des Marmors, womit sich grosse Wirkung erzielen lässt. Was man aus blosser Terracotta machen kann, mag man an den beiden Grabmonumenten an der inneren Frontwand der Eremitanerkirche lernen. Sie sind nach Paduaner Art eine Combination von Malerei und Plastik — letztere ist aus blosser Terracotta gebildet (in Ferrara mag man dann von

dem Palaste Venti und in Bologna von dem Thurme von S. Francesco die Lection fortsetzen).

Das Petrarca-Jubiläum hat in Padua, auf dem unmittelbar hinter der Porta Codalunga, neben der Kirche des Carmine gelegenen squareartigen Platze eine dauernde Spur zum bleibenden Andenken hinterlassen — ein Denkmal Petrarca's, des Dichters, Philosophen, Historikers. Archäologen, Staatsmannes, Patrioten — denn das Alles war dieser merkwürdige, überreich begabte Mann. Dass aber Dante endlich doch für Italien, ja für die Welt, eine ganz andere und höhere Bedeutung gehabt hat und noch jetzt hat, als der Sänger der „Africa“ und Laura's, wird wohl selbst der begeistertste Petrarca-Bewunderer nicht in Abrede stellen dürfen. Mag unsere heutige Weltanschauung eine andere sein, als die mittelalterliche gewesen, mag man erst einen Cursus der mittelalterlichen Naturwissenschaften, der scholastischen Philosophie, der italienischen Special-, ja Familiengeschichten durchmachen müssen, um die „Divina commedia“ Dante's auch nur verstehen zu können — der ewige Gehalt dieses wunderbaren Werkes bleibt unerschüttert; wie eherner Posaunenklang hat es durch alle Jahrhunderte getönt und wird weiter tönen. Nicht zu gedenken des tiefsinnigen Inhaltes, den Dante in seinem „Convito“, in der herrlichen, so zarten und so männlich-kräftigen Poesien, die er in seiner „Vita nuova“ niedergelegt. Die ganze italienische bildende Kunst von Giotto, Dante's persönlichem Freund an, bis auf Raphael und Michel-Angelo wurzelt in Dante, und lebt von dantesken Ideen und Anschauungen. „Als die italienische Kunst von Dante abfiel, fiel sie“, pflegte der grosse deutsche Meister Cornelius zu sagen. Dante's Liebe zu Beatrice steht über der sprichwörtlichen Laura-Verehrung Petrarca's wie der Himmel über der Erde. Wir wollen dabei zu Gunsten Petrarca's in billige Erwägung ziehen, dass Dante es mit einer Verstorbenen, einer Verklärten zu thun hatte. Wenn uns Dante mit der Uebermacht seines Geistes wie ein Gegenwärtiger erfasst und festhält, so hat Petrarca unverkennbar mehr nur noch ein wesentlich historisches Interesse. Er ist einer der Frühlings-

vögel, welche der Renaissance voranflattern. Seine antiquarischen Arbeiten gleich den Episteln und Essays von Boccacio, sind für eine Zeit unschätzbar, wo antiquarische, mythologische u. s. w. Handbücher, und die alten Classiker selbst, noch nicht für wenige Groschen oder Thaler in jedem Buchladen zu reicher Auswahl dastanden, — seine Briefe sind eine historische Fundgrube, — er versucht es, in seinem Heldengedicht „Africa" die alte lateinische Poesie wieder aufleben zu machen, — er ist Kunstfreund und persönlicher Freund des liebenswürdigen Simone von Siena, der ihm die Züge der geliebten Laura abmalen muss. In seinem Testament weiss er einem Freunde kein kostbareres Legat zuzudenken, als ein Tafelbild von Giotto (Magistri Jocti). Seine Beziehungen zu Cola di Rienzo sind bekannt. Hier steht Petrarca beinahe im Gegensatz zu Dante. — Dante sieht nicht „in unnützem Erinnern, in vergeblichem Streit" nach dem längst vom Strome der Zeiten verschlungenen antiken Rom, — unter den Lebenden, den Gegenwärtigen hofft und sucht er den Helfer Italiens; sein Gottesreich auf Erden mit den „zwei Schwertern" ist durchaus das mittelalterliche, den Zeitgenossen verständliche. Cola di Rienzo, wie später mit geringerem Erfolg Stefano Porcari, denkt und träumt die Herrlichkeit des alten, des republikanischen Rom — und ihm stimmt Petrarca begeistert zu. Das Meteor erlischt nach kurzem Leuchten. Aber ein Ton ist jetzt angeschlagen, der in Italien bis auf die neueste Zeit fortgeklungen hat und erst in neuester Zeit verstummt ist — die unaufhörlichen, zugleich elegischen und grosstönenden Reminiscenzen an den alten Ruhm und die alte Herrlichkeit Italiens. Eine zweite, Jahrhunderte lange Nachwirkung hatten ferner die Sonette Petrarca's. Sie lehrten den Italiener die Kunst, in seinem wohllautenden Idiom jedes Nichts von Einfall in eine Form von Versen und Reimverschränkungen einzuquartieren, deren blosser Klang schon musikalisch bezaubert. Fast jeder höher Gebildete, der einen kurzen Gedanken, eine kurze Betrachtung, eine Lehre, Lebensregel oder Ermahnung, die Erinnerung an einen Moment der Freude oder des Schmerzes zu Papier brachte, wählte

fortan statt einfacher Prosa die Gestalt eines Sonettes. Die Literatur Italiens wimmelt und funkelt von solchen kleinen Brillantkäfern. Mahnt der ernste Klang der Terzinen Dante's an einen hohen, rauschenden Wald, an brausende Wasserstürze, so meint man, liest man diese zahl- und endlosen Sonette, in einem hübschen, aber quadratmeilengrossen Garten zwischen niedrigen, bunten, duftenden Blumenbeeten, vorbei an rauschenden Springbrunnen zu wandeln. Der Duft, das unaufhörliche Geplätscher hat am Ende etwas Einschläferndes — man sehnt sich endlich wieder nach etwas Waldesschatten auf Waldespfaden, mögen letztere auch rauher sein als jene wohlgeglätteten Gartenwege. Das Sonett ist eigenst italienisches Eigenthum; was darin in anderen Sprachen versucht worden, und mitunter glücklich, sieht endlich neben den Originalen doch aus wie Muschelcameen neben echten. Verfolgt man endlich die italienische Kleinpoesie der folgenden Jahrhunderte bis in die zahllosen Madrigale, ja bis in die Operntexte des 17. und 18. Säculums hinein, so findet man, dass sie sich ewig um die holden, erbarmungsvollen Augen oder um das steinharte Herz der Angebeteten bemüht und dass die „Liebe" gleichsam als Vorstellungszeichen für jede edlere Gemüthsregung dienen muss. Auch dazu hat Petrarca mit seinen classischen Laura-Sonetten den vollen Ton angegeben. Fasst man in's Auge, was wir eben auseinanderzusetzen versucht, so wird es begreiflich, warum die Dante-Feier in der ganzen Welt vollen Anklang fand, alle Welt mit ganzem Herzen und in aufrichtiger Begeisterung Theil nahm — während die Petrarca-Feier mehr nur für Italien eine locale Bedeutung behielt und der Enthusiasmus dabei fühlbar etwas programmmässig Angeordnetes hatte. Wie sich in Deutschland Nationalfeste und Dinge, die nicht im Festprogramme standen, an die Dichternamen, die Dichtermonumente Goethe's und Schillers und, müssen wir hinzusetzen, an Mozarts und Beethovens Festfeier knüpften, — da in Deutschland die grossen Tonsetzer den Dichtern für ebenbürtig gelten, im Musiklande Italien aber, trotz aller augenblicklichen Vergötterung, nicht — so in Italien an die Namen und Monu-

mente Dante's und Petrarca's. Eine Boccacio-Feier, eine Ariost-Feier, eine Tasso-Feier stünden allenfalls noch in Aussicht. Wollte aber Italien allen seinen glänzenden Namen, seinen bedeutenden Männern, nicht blos seinen Dichtern Denkmale setzen, so dürften die Marmorbrüche von Carrara nicht Marmors genug haben. Wohl dem Volke, welchem man so etwas nachrühmen kann. Das uralte Padua hatte vor Allem das Recht und, wenn man will, die Pflicht, Petrarca durch ein Monument zu ehren. Er brachte seine letzten Tage in ländlicher Stille und Ruhe am Fusse der lieblichen Euganeen zu, — in unmittelbarer Nähe jener grossen, düsteren, aber würdigen mittelalterlichen Studirstube, wie man Padua nennen könnte, und bei dem Friedensschlusse zwischen Padua, oder eigentlich ihren Herrschern, den Carrara und der Republik Venedig 1371 hatte er wichtige Dienste geleistet. — Für den allerersten Anblick schon wirkt das Petrarca-Denkmal durch den Platz den man ihm angewiesen, nicht eben günstig. Die schmale weisse Figur auf schmalem weissen Sockel sieht auf dem grossen Wiesenplatze aus wie ein Schachfigürchen, wie ein weisser Pion, den der Schachspieler beim Nehmen etwas weit weg vom Schachbrett auf den grünen Tischteppich bei Seite gestellt hat. Der Dichter ist in der Tracht seiner Zeit, die noch in den Kutten der Kapuziner fortlebt, dargestellt, die Kapuze über den Kopf gezogen, deren spitzer Zipfel ihm lang und zopfartig über den Rücken herabhängt. Das Haupt umgiebt der Lorbeerkranz — er durfte nicht fehlen; man weiss, welchen Werth Petrarca auf ihn legte, nachdem er ihn am Ostertage 1341 in feierlicher Dichterkrönung auf dem Capitol empfangen. Der Dichter hält einige halbbeschriebene Blätter und einen Stift in Händen; es ist, als sei er sinnend und schreibend einen Moment lang stehen geblieben; auch das Gesicht hat etwas Sinnendes und Zusammengefasstes, fast Trübes, als schreibe er eben die Anfangsworte seines 54. Sonettes: „io son già stanco di pensar." Die ganze sehr ernste Figur ist nicht ohne Leben und Ausdruck, aber an die mächtige Lebenskraft, die die wundervolle bronzene Reiterstatue Gattamelata's beseelt, oder das aus

dem 14. Säculum herrührende, wahrscheinlich von einem pisanischen Meister gearbeitete Steinbild des Enrico de' Scrovegni in der Sacristei des Giotto-Kirchleins darf man nicht denken. An der Vorderseite des Sockels steht eine kurze, nicht emphatische und nicht phrasenmachende, sondern einfach-würdige Inschrift zum Lobe Petrarca's und Padua's. Die anderen drei Seiten zeigen die neue Art, einen berühmten Mann auf seinem Denkmal mit Zeitgenossen zu „garniren“ (wie beim Friedrich-Denkmal in Berlin, beim Luther-Denkmal in Worms), in möglichst reducirter Gestalt, — drei Medaillons mit Köpfen in sehr flachem Relief, — zur Rechten des Dichters die schöne Laura, von welcher er indessen hier schwerlich rühmen könnte: „per mirar Policleto“ u. s. w., zur Linken Cola di Rienzo, rückwärts Jacopo Carrara. Am ungünstigsten wirkt an der Statue die Drapirung. Sie hängt sackartig schwer herab, der untere Rand undulirt, wie eine altmodisch gefältete Halskrause. Allerdings setzt die Tracht des Trecento der stylisirenden Hand des Künstlers erhebliche Schwierigkeiten entgegen, aber mehr und Besseres hätte sich doch machen lassen. Das ganze Denkmal hat etwas Nüchternes, um nicht zu sagen Langweiliges. Und doch ist es weit besser als ein neues Denkmal, das man auf dem Campo Angelo in Venedig, ich weiss nicht wem, gesetzt und bei dessen Anblick mir war, als sehe ich davor die Geister der venetianischen grossen Bildner, von den Massegne angefangen bis auf Canova, händeringend stehen. Unser Aevum setzt ein Monument nach dem andern — sich aber setzte es damit keines. — Wenden wir uns von den Denkmalen der Todten zu den Lebendigen, so werden wir finden, dass ein anderer Menschentypus die Strassen Padua's belebt, als wir in Venedig gesehen. Beim weiblichen Geschlechte ist der Unterschied besonders auffallend. Statt der schlanken Venetianerin mit dem tizianischen Gesichtsoval, den mild gedankenvollen Augen, dem braunen, blonden oder rothgoldenen Haar erblicken wir hier ein Geschlecht kleiner, lebhafter, feuriger Brünetten. Die Männer ganz stattlich; bei den jüngeren wissen wir freilich nicht, ob sie nicht etwa blosse Universitätsgäste sind.

Wir können von Padua unmöglich scheiden, ohne — although our last not least — einen Blick in's Caffè Pedrocchi geworfen zu haben; so gut ein Wahrzeichen Padua's, wie der Salone im Stadthause und der Prato della Valle. Wem Caffè oder Eis besser munden, wenn sie mitten in verschwenderischer Marmorpracht genossen werden, wird hier seine Rechnung finden — tempelartige Eingänge, Säle, Tribünen, alles im milden Glanze gelblichen Marmors. In dem alten, ernsten, finsteren Padua sieht dieses Etablissement modernsten Luxus eigentlich ganz exotisch aus. Man pflegt zu sagen, es sei eine alte Observanz, neben die Kirche ein Wirthshaus zu bauen — und so werden wir auch wohl nichts einzuwenden haben, wenn Pedrocchi's Caffè kaum ein halbhundert Schritte von der Universität entfernt ist, und die Studirenden haben dagegen sicherlich noch weniger einzuwenden als wir.

III.

Vicenza.

Wer von Padua aus über Rovigo an den Po eilt, wird jene Gegend durchstreifen, die Goethe vom Observatorium aus so anmuthig fand: „ein grünes Pflanzenmeer, Baum an Baum, Busch an Busch, unzählige weisse Häuser, Villen und Kirchen aus dem Grün hervorblickend.“ Statt mit einem solchen Ueberblicke, viel mehr im Durchreisen Meile nach Meile genossen, ist der Eindruck doch am Ende der einer ziemlichen Ermüdung — die reizenden Episoden der euganeischen Berge mit ihren Villen und Städtchen, und des malerischen Monselice mit seinem Bergschlosse abgerechnet. Belebter gestaltet sich die Bahn nach Vicenza, wo man durch Gartenland voll üppiger Fruchtbarkeit hinfahrend, bald genug die Kuppen des Monte Berico erblickt und in Vicenza sicherlich nicht einfährt, ohne sich sofort zu erinnern, man sei an der

classischen Stelle von Palladio's Wirken und Schaffen. Die zahlreichen Paläste des Meisters geben der Stadt ihren Charakter, während man ihn in Venedig vorwiegend als Erbauer von Kirchen kennen und schätzen gelernt hat. Die im Grunde noch recht zahlreichen mittelalterlichen Elemente verschwinden so ziemlich dagegen, wenn sie sich nicht so aufdringlich bemerkbar machen, wie der leidige, hohe, rothe Thurm mit grünem Dache, der sich neben Palladio's Basilika übel genug ausnimmt. Goethe meint: Palladio hat ihn bei Anlage seines prächtigen Baues weggedacht. Freilich sind Gebäude leichter weggedacht als weggebracht, und das ist zuweilen auch recht gut, denn sonst hätte die Zeit des Rococo unter alten Kirchen u. s. w. noch ärger aufgeräumt, als sie ohnehin leider gethan hat.

Palladio ist eine Zeitlang ohne Frage überschätzt worden; was er gethan, war wohlgethan, was er gebaut, war wohlgebaut. Der Rückschlag der Unterschätzung blieb nicht aus. Man fand ihn jetzt eiskalt, unwahr, nicht einmal in seinen Dispositionen immer glücklich, einen sclavischen Nachbeter und Nachtreter Vitruv's. Unsere Zeit fängt an, Palladio wieder mit günstigeren und günstigen Augen anzusehen, und insbesondere den durchaus edlen und harmonischen Zug seiner Natur, die Schönheit von Verhältnissen an seinen Gebäuden, die noble Phantasie, die feine Durchbildung zu schätzen. Meisterhaft ist die Charakteristik, die Burkhardt giebt. Mit Recht hebt er hervor: dass Palladio „in vollem Ernste die antike Baukunst wieder in's Leben rufen wollte.“ Dieser sein aufrichtiger Glaube versetzte zwar nicht Berge von Ort zu Ort, wohl aber Tempel, Theater, Thermen und Portiken aus der Zeit der Antike in seine. Hier wären sie nun freilich Fremdlinge, ja in einer völlig veränderten Welt wahre Abnormitäten geblieben, hätte nicht der Meister den ganzen Reichthum seiner Erfindung, die ganze Macht seiner edel gebildeten Phantasie darauf gewendet, den Widerspruch zwischen dem antiken Vorbilde und der modernen Aufgabe aufzuheben oder ihn wenigstens möglichst wenig bemerkbar zu machen. Dass aber eine vollständige

Ausgleichung, ein reines Aufgehen nicht möglich war, giebt auch einer der begeistertsten Bewunderer Palladio's, Goethe, zu, indem er ihn (fein, geistreich und treffend) mit einem grossen Dichter vergleicht, „der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert.“ Am besten ist der Meister in den seltenen Ausnahmefällen daran, wo sich das antike Muster kurz und gut reproduciren liess, was Palladio allerdings nie als knechtischer Copist, sondern als genialer Künstler that. Es ist für den berühmten Hof der Carità in Venedig durchaus kein Vorwurf, dass die Anordnung dem römischen Coliseum nachgebildet ist. Das Verhältniss der Arcaden zu den Halbsäulen ist ohne Frage ein unvergleichlich glücklicheres, es ist in aller seiner Einfachheit bloss durch dieses harmonische Wechselspiel der Bauglieder ein entzückender Anblick, während das alte Amphitheater in Rom vor allem den Eindruck des Colossalen, des Uebermächtigen hervorruft. Die stärkere römisch-dorische Säule dem Erdgeschosse zuzuweisen, im ersten Geschosse die leichtere jonische, im zweiten die noch leichtere, prächtig spielende korinthische anzubringen, ist so sehr durch die Natur der Sache gerechtfertigt, dass die Wiederaufnahme dieses antiken Gedankens wie etwas selbstverständliches erscheint, das gar nicht anders sein könnte. (Palladio hat mit vollem Rechte die analoge Anordnung auch an einigen Bauten in Vicenza beibehalten, so schon an der berühmten Basilika, deren unteres Geschoss dorisch, das obere jonisch ist, so am Palazzo Chiericati sull' isola, das auf einer dorischen Halle eine jonische trägt; am Palazzo Barbarano korinthische Halbsäulen über jonischen.) Das reiche Fries des Erdgeschosses mit Schildern und entfleischten Ochsenschädeln (capo di bove, wozu das Grab der Cecilia Metella bei Rom das Motiv gegeben), das zierliche Doggengeländer im ersten Geschosse, die schöne Anordnung der Fenster im Obergeschosse weisen den Vorwurf einer blossen Nachbildung des Coliseums (den ich an Ort und Stelle einmal von einem einsichtsvollen Kenner wirklich machen hörte) entschieden zurück. Freilich treibt mit solchen Prachtstücken der Architektur, die dastehen, damit eben

ein Prachtstück dastehe, der Dämon der Ironie, der schadenfroh in der Welt herumspukt, zuweilen sein böses Spiel. Wir treten, neugierig zu sehen, zu was denn diese Pracht und Herrlichkeit die architektonische Vorrede bildet, in die offene Thür des Erdgeschosses und finden zu unserem grenzenlosen Erstaunen eine ganze Reihe von nicht näher zu bezeichnenden, allerdings aber für jedes Haus unentbehrlichen Localitäten, welche man in Holland mit dem euphemistischen Schmeichelnamen der „besten Kammer“ zu bezeichnen pflegt. Das lag sicher nicht in Palladio's Plan!

Eine ganz directe antikisirende Studie ist der Einfall jenes kleinen Teatro olimpico, das ein Vicentiner einmal gegen mich mit Recht als kleines Juwel (gioiello) rühmte, das aber, so äusserst anmuthig das Ganze auch wirkt, bei den völlig anderen Voraussetzungen unserer Schauspieldarstellungen, doch nichts ist als ein köstlicher Figurant, graziöse Zwecklosigkeit, eine allerliebste Caprice — es müsste denn etwa der Hof Ercole's von Este wiederkehren und mit ihm die Aufführung plautinischer Komödien, womit der Herzog zu Ferrara die Hochzeit seines Sohnes Alfonso mit Lucrezia Borgia verherrlichte. Die sinnreich perspectivisch verengten Strassen oder Strassenmodelle der Scena sind vielleicht das Motiv geworden, wonach Bernini und seine Nachahmer hernach wahre architektonische Betrügereien trieben, wovon der Säulengang im Palaste Spada zu Rom vielleicht die äusserste, die grosse Treppe im Vatican die glücklichste ist.

Die Perle Vicenza's und eines der berühmtesten Werke Palladio's überhaupt ist der Palazzo della Ragione, insgemein die Basilika geheissen, wo der Meister unter gegebenen, schwierigen Umständen seine Aufgabe mit der ganzen Leichtigkeit des Genies gelöst hat. Die Doppelhalle, mit welcher er den Kern des alten Gebäudes einhüllte und veredelte, hat kaum noch ihresgleichen. Dass die Hauptdisposition des Gebäudes sofort an den alten Stadtpalast zu Padua erinnert, stellt Palladio's Verdienst erst recht in's Licht. So romantisch-abenteuerlich der Paduaner Bau, so classisch edel der Vicentiner. Wer, von

dem Anblicke innigst erfreut, weiter und durch die Strassen Vicenza's wandelt, dem wird, wie er so von Palast zu Palast kommt, am End zu Muthe, als blättere er in einem kostbaren architektonischen Atlas, in dem Studienbuche eines genialen Architekten; nur mit dem Unterschiede, dass statt in perspectivischem Aufriss, Durchschnitt, Plan und „Details", hier alles wirklich und wahrhaftig dasteht. Bald doppelte Säulenstellungen, bald einfache mächtige korinthische Halbsäulen oder Pilaster (Palazzo Valmarano, Palazzo del Capitanio auf der Piazza delle Signorie u. a.), die Fenster (insbesondere auch jene der Mezzaninen, die sich sonst so oft als leidiger Einschub erweisen) wundersam schön in die Mauermasse vertheilt, da und dort abwechselnd von Dreieckfrontons und Kreissegmenten gedeckt, Nischen, wohlgebildete Architrave und Kranzgesimse — Doggengallerien, krönende Statuen auf säulengetragenen vorspringenden Verkröpfungen — das sind die Factoren, mit denen Palladio rechnet; aber eben die Art, wie er damit rechnet, ist sein Verdienst. Bei allen Einzelheiten wird man sich ganz genau Antwort geben können, welcher römische Triumphbogen, welcher Tempelrest das Motiv hergegeben, ja Palladio's Vorgänger haben mit denselben Motiven gearbeitet, aber was Palladio eigen angehört, ist, dass seine Bauten überall zum Ausdrucke eines edlen Geistes werden, der reine Zusammenklang der Verhältnisse. In dem warmen Tage des Südens treten die Bauglieder, gehoben von kräftigem Schattenschlag, energisch und doch durchaus nicht aufdringlich hervor, und in den Süden gehört diese Kunstweise, denn diese Gebälke und Verkröpfungen in den Ländern jenseits der Alpen nachgeahmt und wiederholt, verfallen ohne Gnade dem tragischen Lose, zuweilen Monatelang Perücken von Schnee tragen zu müssen, die ihnen sehr übel stehen, während der gothische Dom gerade mit dem Schnee vortrefflich auszukommen weiss, ja ihn zu einer Art Zierde macht, durch welche die Bauglieder, wie durch aufgesetzte weisse Lichter, bedeutend hervortreten. Die Paläste Vicenza's gewinnen jedenfalls auch (gleich den venetianischen) durch die umgebenden, einfacher-bürgerlichen und doch nicht styl- und charakter-

losen Häuser — nicht allein um des Gegensatzes willen, sondern auch, weil diese bescheideneren Nachbarn dem Auge und Geiste ein Ausruhen verstatten. Eine Stadt von lauter Palästen wäre so gut ein Unding, wie etwa eine Stadt von lauter Thürmen. Manches scheint sogar eigens auf die zufällige Nachbarschaft in seiner Wirkung mitberechnet; wie jenes schmale, angeblich von Palladio zu eigenem Gebrauche gebaute (jetzt freilich oft dem Pietro Cogolo zugeschriebene) Haus, das sich so bescheiden zwischen die Nachbarhäuser hineinschmiegt und mit seiner sinnigen Anlage in so eingeschränkter, ja unbequemer Lage und seinen edlen Verhältnissen so mächtig herausleuchtet.

Vor lauter Palladiostudien mögen wir uns in Vicenza kaum erinnern, dass die Stadt auch noch manchem anderen Architekten, wie Scamozzi, manches Schöne dankt, und vor lauter Palastschau kommen wir kaum dazu, die Kirchen zu besuchen, obwohl sie manches Interessante enthalten, z. B. der Dom ein grosses Relief einer Krönung Mariä, 1448 von einem Meister Antonius quondam Nicolai gearbeitet, von dem wir in S. Lorenzo auch Statuen finden, und an dem wir einen ganz tüchtigen Meister in der Weise der venetianischen Masegne kennen lernen. Im ganzen ist Vicenza an Kunstschätzen arm; wer aus Venedig oder Padua kommt, wird es der Mühe kaum werth finden, die städtische Pinakothek zu besuchen. Palladio leistet Ersatz für Alles. Als Kirchenbaumeister allerdings lernen wir ihn hier nicht kennen, denn die Kirche S. Maria nuova, die man ihm insgemein zuschreibt, kann schon nach den Jahren ihrer Erbauung 1584—1589 nicht wohl sein Werk sein. Seinen Ruhm würde sie kaum vermehren; Oscar Mothes charakterisirt sie kurz und gut, in ihrer Façade als Mittelding zwischen Triumphbogen und Tempel, in ihrem Innern als Nachbild eines spätrömischen Tempels. Die Schwierigkeit, eine antike Tempelfaçade mit der durch den Ritus unabweisbar gewordenen Einrichtung einer christlichen Kirche, zwei Objecte so völlig heterogenen Ursprungs, in Einklang zu setzen, hat übrigens selbst Palladio mehr geistreich versteckt als gelöst. Den Seitenschiffen zu Liebe, oder vielmehr durch sie gezwungen,

schiebt er gleichsam eine zweite, rechts und links hervortretende Tempelfront hinter die erste, welche die Mitte und den Eingang in's Hauptschiff bildet. Er „überredet“ auch hier, man glaubt ihm, so unorganisch eigentlich die Verbindung ist. So kann man auch die Façade von S. Giorgio maggiore oft und lange gesehen haben, ohne an ihrer Fensterlosigkeit Anstoss zu nehmen. Geradezu Unrecht ist es, wie Alois Messner in seinen „Reiseblättern“ thut, Anklagen wegen „heidnischer Fühlweise“ zu erheben. Die Ceremonien des christlichen Gottesdienstes verlieren nichts, wenn sie in einem so herrlich edlen Raume gefeiert werden, wie das Innere von S. Giorgio oder des Redentore. Glücklicherweise fangen die Leute, welche absolutes Wohlgefallen an der Gothik gerne zu einem Glaubensartikel machen möchten, an, etwas seltener zu werden. Und man müsste, beiläufig gesagt, sogar die altchristliche Basilika verwerfen, denn sie ist ja ganz analogen Gebäuden gleichen Namens aus der antiken Welt nachgebildet. Einzelne, wie Kreuser, merken es auch wirklich und wollen, allen felsenfest dastehenden Zeugnissen zum Trotz, der Basilika einen anderen Ursprung geben. Einstweilen wollten wir es recht gerne dulden, wenn es unter unseren modernen Architekten recht viele „Heiden“ gäbe, wie dieser Palladio war. Nur gegen leere Nachahmungen seines Styles müssen wir Einsprache erheben, um so mehr, je leichter er, wie jeder Idealstyl, äusserlich nahzuahmen ist und je geistloser und manierirter er dann ausfällt. Abschreckende Beispiele dazu kann man sich so ziemlich in der ganzen Welt zusammensuchen.

Die herrliche Umgebung Vicenza's, ein blühender, fruchttragender Garten, mag zu Ausflügen locken. Hier begegnet uns schon wieder aller Orten der Genius Vicenza's, Palladio, nicht allein in zahlreichen Villen der Umgebung (O. Mothes hat sich die lohnende Mühe gegeben, sie aufzusuchen und zu beschreiben), sondern auch ganz nahe, in dem bescheidenen aber schönen Triumphbogen am Monte Berico, der den Weg zu einem Wallfahrtskirchlein eröffnet, zu dem ein langer Arcadengang emporführt (eine ähnliche Anlage in noch grösserem Massstabe

ist bei Bologna zu finden), und in jener berühmten Rotonde (Villa Capra), die auf ihrer Höhe ein prachtvolles Decorationsstück für die Gegend ist, aber ohne Frage der allerersten Anforderung nicht entspricht, die man an eine Villa stellen mag: wohnlich und behaglich auszusehen. Auch bei der Anlage des Ganzen ist die unvermittelt aus dem quadratischen Hauptbaue emporsteigende Rundkuppel, sind die nach den Seiten vortretenden, stufenerhöhten jonischen Tempelfronten eine Mischung von Elementen, die eben nur ein Palladio wagen und durch herrliche Bildung in allen Einzelheiten plausibel machen konnte, so dass endlich die Kritik nichts besseres thun kann, als in den allgemeinen Beifall mit einzustimmen.

IV.

Verona.

Wenn der Dichter meint, „es sei nichts schwerer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen“, so hat er sicherlich recht, und so erfreut sich auch der Reisende, wenn er nach meilenweitem Wege durch die blühendste Ebene endlich die fernen Bergketten des Horizonts näher und näher heranrücken sieht, und wenn endlich, um einen etwas geschraubten und doch poetischen Ausdruck Jean Paul's zu brauchen, „die Göttersöhne, die mit Lawinen und Katarakten und Wintern bewaffnet, um das göttliche Land Wache stehen, wo Götter und Menschen einander wechselseitig nachahmten“, sich trotzig und seinen Blicken nahegerückt zu den Wolken des Himmels erheben. Jener mächtige Berg, der so ernst und bedeutend herblickt, ist der Monte Baldo, und die alte, schwarze, tiefernste, bewehrte Stadt, die sich die Abhänge her am schimmernden, gekrümmten Adigeflusse ausbreitet, ist Verona. Beim Namen Vicenza's trat uns die edle Künstlergestalt Palladio's allein entgegen, aber welche Schaar bedeutender

Namen und Schatten begegnet uns in diesem uralten Verona! Es blickt auf weite Felder, die mehr als einen blutigen Riesenkampf gesehen — hier schlug Marius die wilden Horden der Cimbern, und als Jahrhunderte später die Westgothen Alarich's gegen die Welthauptstadt anstürmten, schlug hier Stilicho wiederum eine siegreiche Schlacht und bereitete dem von der Gefahr befreiten Rom zum letzten Male das Schauspiel eines Triumphes — freilich war der Triumphator ein „Barbar" im römisch-griechischen Sinne des Wortes. Deutsche Heldengestalten schreiten an uns vorüber — Odoaker und der Ostgothe Theodorich, der sagengepriesene „Dietrich von Bern". — Finster und dräuend folgt ihnen die blutige Gestalt Ezzelino's, aber auch manche glänzende Gestalt aus dem Hause der della Scala, voran der heldenmüthige Ghibellin, der Beschützer und Gastfreund Dante's, Can grande, der „veltro" Dante's, der „non ciberà terra nè peltro, ma sapienza ed amore e virtute" — da lächelt aus dem römischen Alterthume leichtfertig der Dichter Catullus herüber, freilich der stärkste Gegensatz zu Dante, der sich denken lässt; ihn begleitet jener Cornelius Nepos, den man mit besserem Rechte, als einst die musikalische Solmisation, die crux tenellorum puerorum nennen könnte; denn wem haben als Gymnasiasten die vitae excellentium imperatorum nicht schwere Stunden gemacht? — Da ist der ältere Plinius, der uns so viel über Natur und Kunst zu sagen weiss, und aus den Heldenreihen der Scaligeri tritt, wie eine Parodie, jenes Prototyp monströser, humanistischer Gelehrsamkeit und Gelehrteneitelkeit, jener Julius Cäsar Scaliger hervor.

Leben die Helden nur in der Geschichte oder in ihren Ehrenmalen, so sprechen die Werke der Künstler aus Verona noch in lebender Gegenwart zu uns. Den Maler Paul, dessen Gemälde, wie Kugler sagt, „gleich grossen berauschenden Symphonieen auf der Leinwand dastehen", lernen wir allerdings in Venedig besser kennen, als in seiner eigentlichen Heimath; aber die bedeutenden Architekten, die aus Verona stammen (war doch auch Vitruv ein Veronese), haben ihre Vaterstadt mit manchem köstlichen

Bauwerke geschmückt: Sammicheli, Falconetto, Fra Giocondo. Der Dichter Facio degli Uberti aus dem 14. Jahrhundert erzählt eine Vision, wie ihm in Rom eine erhabene, majestätische Greisin in veralteten, zerrissenen Gewändern begegnet — es ist Roma selbst; sie führt den Staunenden über die Trümmerwelt der sieben Hügel, damit er begreife, „wie schön sie einst gewesen" (che comprender potrai, quanto fui bella). Als eine ähnliche Sibyllengestalt möchte man sich auch die Stadtgöttin von Verona denken. Wer ein Freund blanker Tünche und funkelnd neuen Ansehens von Gasse und Platz ist, trete durch keines der sechs Thore Verona's in diese düsteren und ernsten aber bedeutenden Strassen, — aber wer es liebt, die Geister alter Jahrhunderte mitten durch das bunteste Tagestreiben schreiten zu sehen, der wird sich von dieser ehemaligen Hauptstadt des Königreiches Italien (das war Verona unter den Carolingern) wunderbar angesprochen fühlen. Die Musiker haben wohl die Gewohnheit, dass sie in der Ouverture die bedeutendsten Motive des nachfolgenden musikalischen Drama, wie ankündigend, anklingen lassen. In ähnlichem Sinne möchte man Verona die rechte Ouverture Italiens nennen. Was den Eindruck Roms so einzig ergreifend macht, ist das Durcheinander mächtiger Ruinen alter Römergrösse, alter Kirchen aus den düsteren Zeiten des frühen Mittelalters, barbaristischer Bauten voll der Romantik uralter Sagen, der Werke des Genius, der an den Resten antiker Kunst erstarkt und sich mächtig zu einem geklärten Schönheitsideal emporringt, und weiter Museen gefüllt zum Theil mit trümmerhaften Resten alter Kunst oder mit römischen Grabsteinen, die uns vom würdigen Dasein tüchtiger Menschen erzählen. Dazwischen prangen in und vor irgend einer uraltersgrauen Kirche gothische Denkmale ritterlicher Helden, tiefsinniger Männer der Wissenschaft und der Kirche. Das Ganze, wie mit farbigen Blumen bekränzt, erheitern edle Werke der Malerkunst aus deren schönster Blüthezeit. Alles das findet sich auch schon in Verona in ganz wunderbar anziehender Verbindung — dem ewigen Rom gegenüber freilich nur wie eine vorläufige Probe. Der nordische Wanderer aber, der die Alpen

herabgestiegen, fühlt sich wie in einer neuen Welt, und das heitere Leben des Südens, das über dem allen wie heller Sonnenschein liegt, macht ihm selbst das Düsterernste erfreulich. Keiner hat dies in einfachster, natürlichster, ungesuchtester Darstellung, wie man eben nach des Tages Schauen, Staunen und Lernen Abends in der Herberge Briefe an die Freunde flüchtig hinwerfen mag, zu geben gewusst, als eben wieder Goethe. Die Briefe aus Verona in seiner italienischen Reise hauchen eine Frische, welche sie der Bewunderung aller Zeiten werth macht.

Die Lage Verona's hügelauf und thalab und weitgedehnt gegen das ebene Land ist so malerisch, als man denken mag. die Strassen sind weit und luftig und die offenen Thore und Hallen der dem Flusse entlang gebauten Paläste geben einzig malerische, ja entzückende Durchblicke auf den hellen Silberspiegel der Adige und die gegenüberliegenden Gebäude des anderen Ufers. Die Bauherren haben dafür gesorgt, dass auch gegen den Fluss ihre Prachtbauten, die sich mit ihren Säulen und Arcaden zum Theil bis in das Wasser vordrängen, etwas stattlich Architektonisches zeigen, während z. B. die alten Häuser am linken Arnoufer in Florenz nur ihre schmucklosen Rückseiten gerümpelhaft, ja halb ruinenartig sehen lassen, und doch möge ein guter Genius die Florentiner von dem Gedanken wegbringen, den sie eben hegen, dort einen neuen Lungarno im Pariser Geschmack und Styl anzulegen! Freilich sieht auch in Verona vieles, sehr vieles so grau romantisch, so verrottet malerisch aus, wie nur möglich, und schon dieser Ponte di Castello vecchio mit seinen Schiessscharten auf der Brüstung rechts und links ist ein ganz unschätzbares Stück mittelalterlicher Romantik; man begreift gar nicht, wie da moderne Menschen so ruhig und wochentagmässig gehen mögen, und würde sich gar nicht wundern, sähe man plötzlich Guelfen und Ghibellinen, Montecchi und Capuletti geschwungenen Schwertes mit lautem Kampfruf gegen einander losstürmen. Jeder ächte Tourist wird ohnehin in Verona an Romeo und Julietta, der Poesie Shakespeare's zu Ehren, mehr

denken, als er vor dem Geiste der Geschichte eigentlich verantworten kann, und da (wir müssen schon wieder Goethe citiren) die „meisten Reisenden etwas handwerksburschenartiges haben und sich nach Wahrzeichen umsehen“. so wird er den Sarkophag des Liebespaares sehen wollen, wo er sich an dem Steintroge gerührt erbauen, ihm aber auch wohl passiren mag, was im Jahre des Heils 1861 einem suchenden Touristen begegnete, dem auf die Frage: „Liegt hier Romeo und Julie?“ ein ehrlicher deutscher Soldat den Bescheid gab: „Nein, Herr, hier liegt das Infanterie-Regiment Nummer so und so viel.“

Bedeutender als jene problematische Reliquie spricht das alte römische Amphitheater an, das, mitten in der Stadt, schwarzgrau düster seine Arcadenreihen öffnet. An Grösse und ergreifender Mächtigkeit des Anblickes dem römischen Coliseo nicht vergleichbar, hat es vor diesem doch den Vorzug, dass die inneren Reihen seiner Sitzstufen nicht sowohl erhalten, als nach und nach durch eine Art von Verjüngungsprocess restaurirt sind, denn verwittert ein Stufenstein, so wird er — es ist das eine seit undenklichen Jahren geübte Praxis — herausgenommen und durch einen wohlbehauenen neuen ersetzt. Nur sollte man unter keiner Bedingung mehr irgend welche Schaustellungen darin veranstalten. Ballonschlagen, Wettreiten oder gar Tanzen nimmt sich auf dieser alten, blutgedüngten Arena nicht zum besten aus.

Ein anderer bedeutender Rest aus der Römerzeit, die Porta de' Borsari, gehört freilich schon den Zeiten der sinkenden römischen Kunst an — die neue Kritik weist ihn den Tagen des Kaisers Galienus zu, dessen Bogen in Rom unweit S. Maria maggiore eine so üble Figur spielt, — aber mit seinen Durchgängen und Nischen ist es doch immer etwas ganz stattliches (wie der ähnliche Arco de Leoni), an dem die Renaissance-Architekten von Verona manches gelernt haben mögen, z. B. Sammicheli. dessen Porta stupa mit ihrer Rustica und ihren aufstrebenden römisch-dorischen Säulen, ihren fünf Bogen und ihrer Attika, mächtig dastehend, ein lehrreiches Beispiel ist, wie die Renaissance es verstand, auch den militärischen

Befestigungsbau so zu gestalten, dass er Angriffen widerstehen konnte, und sich doch künstlerisch schön gestaltete. Aehnlich ist die Porta nuova, auch ein Werk Michele Sammicheli's. Die Schäfte der Halbsäulen und Pilaster sehen in ihrer Rusticabekleidung wie Schwergewaffnete aus, die sich dem Feinde trotzig entgegenstellen. (Aehnliches am Fort St. Andrea bei Venedig.) Sammicheli panzert hier sogar die Attika mit seinen Rusticaquadern, und die mächtigen Schlusssteine fügen sich stark und tüchtig ein. Für einen Triumphbogen wäre die Anlage Unsinn, es ist aber kein Triumph-, sondern ein Festungsthor. Sammicheli hatte für die Rustica eine ganz besondere Vorliebe; er wendete sie oft auch bei seinen Palastbauten an, wie bei dem Palaste Guasta Verza, Palazzo Pompei u. s. f. Der stattlichste seiner Veroneser Paläste ist wohl Palazzo Bevilacqua, der mit seiner durch kräftige Glieder bedeutend eingetheilten Façade (dorische Pilaster, die Triglyphen als balcontragende Consolen energisch vortretend, mächtige Schlusssteine der Bogen, auf letzteren, nach dem Muster römischer Triumphthore, Victorien u. s. w.) entschieden grossartiger und bedeutender wirkt, als sein Namensvetter in Bologna, der eigentlich doch nur eine verbesserte Redaction der Casa de' diamanti in Ferrara ist. Einen ganz besonderen Charakter erhalten die Strassen Verona's durch die bemalten Häuserfaçaden, die zum Theil sehr bedeutenden Künstlern zugeschrieben werden, z. B. die Bemalung der Casa Borella niemand geringerem als Mantegna. Während diese Art, die architektonische Gliederung der Façade zu ersetzen, in Venedig selten und in Florenz (wo man das Sgraffito vorzog) auch nicht häufig war, so dass der von Giovanni di S. Giovanni bemalte Palast auf Piazza S. Croce dort fast das einzige bedeutende Beispiel bildet, wurde diese Weise, die leeren Wandflächen eines Hauses erfreulich zu machen, in Verona fast noch häufiger angewendet, als in den deutschen Städten Nürnberg, Augsburg, Basel etc. Unter dem südlichen Himmel hat sich vieles erstaunlich gut erhalten und wirkt selbst in seinen Resten noch erfreulich. Es finden sich ganz allerliebste Einfälle, wie an dem Hause Nr. 73 bei

Ponte della Pietra, wo auf einem Fries Kindergenien, grau auf dunklem Grund, sich mit Salamimachen u. s. w. eifrig beschäftigen (sollte das Haus wohl einem reichen Pizzicarol gehört haben?); zuweilen finden sich Reminiscenzen an berühmte Kunstwerke, an Casa Mazzanti auf Piazza delle erbe die Gruppe des Laokoon, auf einem anderen, unfern davon, Raphael's Adam und Eva aus den Loggien des Vaticans, darüber eine Madonna mit Heiligen, und als Fries zum mehr als humoristischen Contrast ein tanzende Bauernhochzeit. Das bedeutendste bleibt doch jenes Mantegna-Haus; wir erkennen den Meister, der die reizende Gewölbedecoration in der Capelle bei den Eremitanern zu Padua mit ihren Blumen- und Fruchtschnüren auf blauem Grunde, ihren Genien u. s. w. schuf, gerne wieder. Dazwischen bedeutende historische Scenen. Schade, dass an so edlem Kunstwerk der Regen jahraus jahrein wäscht, die Sonne bleicht. Freilich wird in einem Jahrhundert z. B. der Bilderkreis des Campo santo in Pisa nur noch eine blosse kunsthistorische Tradition sein. „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde."

Origineller noch, romantischer jedenfalls, ist vieles, was Verona aus dem Mittelalter besitzt. Es giebt nicht leicht wieder etwas so eigenthümlich malerisches, als den kleinen Platz mit den Denkmalen der Scaliger. Wie wunderlich die gothischen, thurmartigen Tabernakel mit ihren Reiterbildern dastehen! Von letzteren ist freilich ein gut Stück Weg zu Verocchio-Leopardo's Colleone in Venedig, zu Donatello's Gattamelata in Padua; die Kunst lernte kaum je mehr, als in dem Jahrhundert, das zwischen jenen Kunstwerken liegt. Wer in der romantischen Stimmung bleiben will, kann sich an einer ganzen Reihe alter Basiliken erbauen, S. Lorenzo, S. Giovanni in Fonte, S. Maria antica, S. Stefano, dem Dom. In der Taufkirche S. Giovanni möge niemand die Sculpturen romanischen Styles am Taufbecken übersehen, denen erst neuestens Schnaase (in dem erschienenen 7. Bd. seiner Kunstgeschichte) die verdiente Anerkennung gezollt hat. Er vergleicht sie treffend mit Scenen der antiken Tragödie. Man möge dagegen nur die Sculpturen am Dome, diese Rolandsbilder,

Löwen u. s. w. vergleichen. Der italisch-romanische Sculpturstyl des 12. Säculums ist insgemein etwas ganz unglaublich barbarisches, er ist zugleich gespensterhaft-unheimlich und fratzenhaft burlesk, wo der grösste Ernst und die tiefste Erbauung gemeint war. Die Veroneser Sculpturen (auch die in S. Zeno) sind hinlänglich barbaristisch, diese Kreuzigungen, Weltschöpfungen, Evangelisten u. s. w. sehen aus, als werde von einem missgeschaffenen, obgleich wohlmeinenden Gnomengeschlechte ein Mysterienspiel aufgeführt; anderes (wie die Anbetung der Könige und andere neutestamentarische Scenen neben dem Portal von S. Zeno) erinnert auffallend an die Meister Gruamons, Adeodatus und Ridolfinus in Pistoja, die freilich schon wieder wahre Phidiasse gegen den Schöpfer der rückwärtigen Bronzethür des Pisaner Domes waren, wo gräuliche Larven, Phantome, Scenen der heil. Geschichte nachäffen, deren Leiber eben so grossen Ueberfluss an „Gesichtslängen" zeigen, als die Gestalten der Veroneser Sculpturen in ihrer untersetzten Stämmigkeit Mangel daran haben. Wer in Italien durchaus nur hinter dem Apoll von Belvedere und dem Moses des Michel Angelo her ist, mag an solchen unbeholfenen Erstlingsversuchen mit verächtlichem Lachen vorübergehen; der Kunsthistoriker verweile aber und lerne! Die Photographie müsste dergleichen durchaus reproduciren — nicht für die Salonalbums reisender Damen, wohl aber für die Mappen der Forscher. Jean Paul's Doctor Katzenberger ist auf organische Missbildungen mehr erpicht, als auf solche, die, wie es humoristisch heisst, „die gemeinsten Reize umher verbreiten" — er ist es, weil er glaubt, gerade durch solche Abnormitäten einen tieferen Blick in die ewigen Gesetze werfen zu können. Hier ist etwas ähnliches, und die neue Kunstgeschichte hat es endlich zum Glück einsehen gelernt. Diese alterthümliche Zenokirche mit ihrer nach lombardo-romanischem Style breitgelagerten Front, ihren Bogenfriesen und Lisenen, ihrem imposanten Radfenster, ihrer wesentlich den alten Basiliken analogen Anlage, ihrer Krypta, ihren phantastisch-barbarischen Sculpturen pflegt auf Reisende einen um so grösseren Eindruck zu machen, als es

der erste Bau dieser Art ist, der ihnen in Italien begegnet. Es schwebt ein seltsam Grauen über solchen uralten Stätten der Andacht. Wer aber nach Florenz kommt und S. Miniato al Monte, dies reizende Gedicht in Marmor, besucht, möge sich der Zenokirche in Verona erinnern. Er wird finden, welcher Anmuth die Formen fähig sind, welche ihn dort vielleicht erschreckten. Wer sich an edler Renaissance erholen will, möge Sammicheli's reizende Rundcapelle in S. Bernardino besuchen, es ist wohl das feinste, was dieser vorzügliche Künstler in Verona gebaut. Was für seltsame Einfälle aber gerade auch die Renaissance gelegentlich hatte, lehrt das Monument der Familie della Torre in S. Fermo maggiore von Andrea Rizzo. Der Künstler hat an den vier Ecken Amoretten mit Larven angebracht, bloss weil es hübsch aussieht! Ein Prachtstück der Renaissance ist der grosse hölzerne Osterleuchter in S. Maria dell' Organo. Man kann nicht leicht besseren, reineren Geschmack an Holzschnitzerei und Intarsie finden. Das Kunstwerk trägt in seiner Bescheidenheit den Sieg über Rizzo's brillanten Bronzeleuchter im Santo zu Padua davon.

An Padua wird man sich in Verona doch auch vielfach erinnert fühlen. Die Piazza de' Signori, ein köstlich malerischer Punct in Verona, ist eine Art Potenzirung des gleichnamigen Paduaner Platzes. Unter den Städten Mittelitaliens hat hinwiederum Pisa manches, was an Verona mahnt, die köstliche Lage des letzteren abgerechnet, und Gärten, wie der Garten Giusti, auf dessen Terrassen die schwarzgrünen Pfriemen mächtiger Cypressen so stolz in den blauen Himmel hineinragen. Sie werden kaum durch die berühmten Cypressen der Villa Este in Tivoli übertroffen.

Die Festungswerke Verona's zu würdigen, muss dem Fachmanne überlassen bleiben. Aber selbst der Laie, dessen Arsenal alte Bibliotheken und Archive, dessen Schlachtfelder Monographien und gelehrte Zeitschriften sind, begreift beim Anblicke dieser stolzen Bastionen, was es mit jenem Viergestirn von Festungen sagen will, das in neuer Zeit so oft von sich reden gemacht. Etwas ähnliches gilt von M a n t u a, das wie ein Biberbau in dem vom Mincio

gebildeten See dasitzt. Und diese unüberwindliche Festung — wie wunderbar ist doch dieses Italien — ist doch wiederum die Stadt des Giulio Romano, wie Vicenza die Stadt des Palladio; es war unter den Gonzaga's ein Musensitz, wo der grosse Schüler Raphael's, wo Mantegna köstliche Werke schufen, wo ein glänzender Hof glänzende Feste feierte, wo ein Claudio Monteverde die Grundlagen zu einer der beliebtesten Ergötzungen, auch unserer Neuzeit, zur Oper legte, und in seinem Ballo delle ingrate, in dem die schönsten Damen des Hofes tanzten und sangen, die Schönheiten des galanten Hofes ermahnte, gegen die edlen Ritter nicht allzu spröde zu sein. Es ist da ein Wandbild Giulio's, das wie eine Idealisirung des Hofes aussieht, die Hochzeit Amors und Psyche's. Diese Etagère mit Schüsseln und Kannen im reichsten Style Benvenuto Cellini's ist so gut dem herzoglichen Haus- und Tafelgeräth nachgebildet, als dieser unnütz herbei incommodirte Elephant an des Herzogs Thiergarten mahnt. Das Ganze ist die fröhliche Renaissancezeit in's Mythologische übersetzt. Welch' köstlicher Geselle ist dieser Ziegenfüssler als Bäckerknecht, der die Semmeln und Weissbrode, die er in einem Flachkorbe auf dem Kopfe herbeigebracht, geneigten Hauptes mir nichts dir nichts über die Tafel rollen lässt. Das schöne Mass Palladio's vermissen wir freilich oft genug. Die Karyatiden-Giganten am Palazzo Colloredo scheinen eigens gemacht, um Vorübergehende zu erschrecken, und Leute von schwachen Nerven mögen nicht unvorbereitet in den berühmten Saal des Gigantenkampfes im Palazzo del Tè treten. Gemässigter ist das Haus, das Giulio für sich selbst gebaut haben soll, allerdings palastartiger und grossräumiger als das Palladio-Haus in Vicenza. Ein schöner und reicher Bau aus den Zeiten der Frührenaissance ist die Kirche S. Sebastiano mit ihrer cassettirten Gewölbedecke, den ornamentirten Pilastern und der luftigen hohen Kuppel. Man nennt sie als Werk des grossen Leone Battista Alberti, der daran aber doch wohl nur bedingten Antheil haben mag.

Die Mantuaner erinnern sich auch wohl noch immer gerne, dass Virgil ihr Landsmann gewesen; der grösste

zum Spaziergange eingerichtete Platz am Lago di Mezzo heisst Piazza Virgiliana. Er trägt, wie billig, ein Denkmal des Dichters. Schon die französische Republik errichtete ihm hier „im Jahre 9 der Freiheit“ eines — mit Schwänen von übergypstem Eisenblech, einer unerschwinglich hoch aufgestellten Büste und anderen Herrlichkeiten — überdiess mit Inschriften, in denen den Generalen Brune, Miollis u. s. w. mehr Complimente gemacht wurden, als dem Sänger der Aeneis, der füglich mit dem deutschen Dichter hätte fragen können: „Hätt' ich mir nicht selber ein Denkmal gesetzt, das Denkmal, wo käm' es denn her?“ Wenn es ja noch Denkmal sein soll, so sind es die unsterblichen Terzinen Dante's, welche Mantua's Entstehung und Virgil's Andenken feiern.





Römisches.



Das unterirdische Rom.

I.

Ehe man zu den Marmorgöttern im Vaticanischen Museum kömmt, muss man einen fast endlosen Gang passiren, die Galleria lapidaria; „man könnte eine kleine Eisenbahn darin anlegen“, meint Julius Braun. Die Wände sind mit eingesetzten Grabsteinen völlig tapeziert, und zwar (für den gegen die Museumräume Wandelnden) rechter Hand mit heidnischen, linker Hand mit altchristlichen aus den verschiedenen Katakomben Roms, welche labyrinthisch die ewige Stadt rings einfassen. Aehnlichen Wandschmuck altchristlicher Grabsteine zeigt die offene Loggia im Hofe des Lateranpalastes, wo sich das Museo cristiano befindet, und so auch die in die halbunterirdische Basilika Santa Agnese vor Porta Pia herabführende, weite, dämmerige Vorhalle. Oft wenn ich zu den Antiken des Vaticans eilte, geschah es, dass ich anfing, die Inschriften jener altchristlichen Steine zu lesen; und — vergebens leuchtete der „Torso“ aus seiner runden Halle her und blickte hinter ihm der „Meleager“ herüber — ich kam nicht wieder los. Goethe's Ausruf: „Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kömmt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel“ schien mir bei den Worten, die ich las, wie sie da ungeschickt und oft unorthographisch in die Steine hineingeritzt waren, in höherem Sinne zu passen. Bei den „bacchischen“ Sarkophagen der Alten fiel mir am Ende doch immer der Vers Hebbels ein, von dem „der die Fidel strich, als man ihn führte in den bittern Tod“ und wenn — um nochmal mit Goethe zu

sprechen: „Sarkophagen und Urnen der Heide mit Leben verzierte“ und „Fülle den Tod überwältigte“, so schien mir der Tod nicht sowohl überwältigt als maskirt und der schwere Seufzer über die Vergänglichkeit des Lebens durch den „heisern Ton, den der ziegenfüssige Pausback wild aus dem schmetternden Horn zwingt“ und die „Cymbeln und Trommeln“ nur übertäubt und übertönt und nicht zum Schweigen gebracht. Nur das künstlerische Auge wird erfreut, welches bei den altchristlichen Epitaphien freilich nichts zu suchen hat. Aber dafür leuchten hier ganz andere Sterne aus der düsteren, schaurigen Todesnacht. Da ist im Lateran ein kleiner Stein; er zeigt nichts als das in unsicheren Zügen eingeritzelte Bild einer Taube mit dem Oelzweige im Schnabel und daneben das Wort PAX. Nichts weiter! „Friede“ — das Eine Wort sagt Alles, das ist es ja, wonach das menschliche Herz ewig seufzt! Die Einfachheit, Herzlichkeit, die Liebe, das feste gläubige Vertrauen, wie es sich in wenigen Worten schlicht und innig ausspricht, wer mag es ohne Rührung und, was mehr, ohne innige Erquickung lesen? „Crescentina anima dulcis in pace“ — „Piste Spei sorori dulcissimae fecit“ — „Anatolius Filie bene merenti fecit, qui vixit annis VII mensis VII diebus XXI spiritus tuus bene requiescat in Deo. Peta pro sorore tua.“ Ein Ludimagister wird auf die Donatschnitzer des „qui“ und des „peta“ mit Fingern deuten — uns kümmert es nicht, wir hören nur die Liebe, die treu und zärtlich den Ihrigen nachblickt und nachruft und sich ewig mit ihnen verbunden fühlt: „pete pro sorore tua, — bitte für deine Schwester.“ Wer kann in den Irrgängen von San Calisto (von Porta San Sebastiano) ungerührt jenes wiederholt und wie ein Wegweiser in diesem Labyrinth der Erdwänden eingeritzte „Meine Sophronia, wo bist du? — Meine Sophronia, wo liegst du?“ lesen — und endlich: „Meine Sophronia, Du lebst ewig, Du lebst in Gott, loben werde ich Dich, so lange ich lebe — Sophronia im Frieden.“ Selbst wo ein Schmerzensruf durchbricht, löset er sich in süssem Trost: „zu schnell endigtest Du, Constantia, Du Wunder an Schönheit und Geist — sie lebte 18 Jahre, 6 Monate.

16 Tage, Constantia im Frieden.“ Man glaubt mitzuempfinden, was der Vater der jungen schönen Märtyrin empfand. als er ihr diese Worte nachrief. Wie anders jener antike an der salarischen Strasse gefundene Grabstein: „Kein Name, nicht von wem ich geboren, nicht was ich getrieben, stumm für ewig bin ich Asche, Gebein, Nichts — ich bin nicht, ich war nicht, aus dem Nichts entstand ich; geh', schilt mich nicht, das ist auch dein Los.“ Das ist am Ende und sans phrase der nachtschwarze Hintergrund jener Sarkophag-Bacchanale und der „flatternden Vögel, deren Schnabel so herrlich die Frucht schmeckt.“ Es ist unmöglich, den Unterschied zwischen der trostlos gewordenen, ja verzweifelnden, untergehenden Heidenwelt und der hoffnungsreichen neuen christlichen Welt schärfer zu kennzeichnen.

Zuweilen möchten wir sogar lächeln, wären wir nur nicht gar zu innig ergriffen. Bei der häufigen Verwechslung des B und V lesen wir z. B. wohl „bibas in aeternam,“ (trink' in alle Ewigkeit) statt „vivas“ (lebe) — wir lächeln höchstens, wie wir bei kleinen Kindern über naive orthographische Schnitzer lächeln, welche einen ganz anderen Sinn geben, als der Schreibende beabsichtigte.

Eine ähnliche Sprache, aber nicht im Worte, sondern in Bildern und Sinnbildern, reden die Wandmalereien der Katakomben, die altchristlichen Sarkophage, die Goldfiguren der Agapengläser. Je weiter es in die christlichen Jahrhunderte hineingeht, umsomehr zeigt in diesen Arbeiten die antike Kunstweise, aus welcher sie hervorgegangen, ein hypokratisches Gesicht, sterbende Züge. Das könnte uns tief traurig stimmen, zeigten sich nicht überall auch schon Keime eines kommenden, neuen, wunderbaren Lebens, leuchteten nicht in die hereinbrechende Nacht auch schon wieder die Strahlen einer neuen Morgenröthe. Während die ältesten Katakomben-Malereien noch den feinen ornamentistischen Sinn jener Kunstweise erkennen lassen, welche wir als pompejanisch zu bezeichnen pflegen, während die Menschengestalten hier zwar schon flüchtig aber noch geistreich skizzirt sind, starren uns von den Wänden der Krypten der heiligen Cäcilia, des Papstes

Cornelius byzantinisch überlange Menschengestalten gespensterhaft an, — Malereien, allerdings erst aus dem 9. oder 10. Jahrhunderte. Aber ohne diese Phantome wäre so wenig ein Raphael Sanzio, als ohne die Medusa von Selinunt ein Phidias geworden. Die ersten Anfänge einer neuen Kunst sind insgemein abschreckend genug. Während die ältesten Sarkophage in ihren Reliefs die Züge der schon sinkenden antiken Sculptur, aber doch der antiken Sculptur erkennen lassen, langen die späten bei einer Technik an, die wie eine barbarisirte Neuauflage der uralten egyptischen Koilanaglyphen aussieht — eingeritzte Conturen der Gestalten, innerhalb deren die Details in allerflachstem Reliefe mehr angedeutet als ausgeführt sind. Was uns diese Darstellungen erzählen und immer wieder erzählen, ist freilich im höchsten Grade merkwürdig. Aber kein Wunder ist es, wenn, wer antike Kunst und antike Schönheit sucht, daran vorübergeht, und es vorzieht, im sonnigen Tageslichte die Reste alter Pracht aufzusuchen, statt mit der Flackerlampe in Händen durch die stygische Nacht tiefer, enger, unterirdischer Gänge dem voranschreitenden Führer zu folgen. Erst wenn man die Sprache dieser Denkmale verstehen gelernt hat, können sie interessiren und fesseln.

II.

Das hohe Interesse, welches Rom beinahe jedem Besucher einflösst, erstreckt sich vorzüglich auf das Rom zweier Epochen: der Zeit des Cäsar Augustus und der Zeit Leo X., auf das antike Rom und auf das Rom der Renaissance, wozu dann noch die Freude an Naturschönheiten und Volksleben kömmt. Goethe's allbekannte, unvergleichliche Schilderungen bleiben hier ein für alle Mal massgebend. Wie sehr Augen und Sinne der Gebildeten und Gebildetsten gerade auf diese zwei Gebiete gerichtet sind und sich von Anderweitigem fremd und selbst unangenehm berührt fühlen, zeigt in merkwürdiger Weise gerade bei Goethe der Eindruck, den in ihm der erste Anblick des Tempels von Pästum hervorrief. Er, der auf

nichts Höheres schwur, als auf die Griechen, berichtet, als er das erste wirklich und echt griechische Werk, den Poseidontempel gesehen: „Ich befand mich in einer völlig fremden Welt. Unsere Augen und durch sie unser ganzes inneres Wesen sind an schlankere Baukunst hinangetrieben und entschieden bestimmt, so dass uns diese stumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen lästig, ja furchtbar erscheinen.“ Und wenn im zweiten Theile des Faust, da Faust als „Decoration“ für die Helenen- und Parisscene vor dem Kaiserhofe das Scheinbild eines altdorischen Tempels heraufzaubert, der zuschauende Architekt ausruft: „Das wär' antik, ich wüsst' es nicht zu preisen, es sollte plump und überlästig heissen“ — so ist, trotz des unmittelbar darauffolgenden Hiebes gegen die Gothik („Schmalpfeiler lieb' ich“ u. s. w.) der Nachklang einer Reminiscenz aus Pästum nicht zu verkennen. Und so werden auch die Reste des königlichen und republikanischen Rom, die Servischen Mauern oder die Riesenwölbungen der Cloaca maxima, der mamertinische Kerker u. s. w. von vielen Reisenden fast nur als Curiosa flüchtig, von Manchen gar nicht gesehen. Goethe würdigt sie keiner Erwähnung, während Kotzebue ganz interessant darüber zu sprechen weiss. Goethe suchte eben Kunstschönheit. Für das mittelalterliche Rom haben eben auch die Wenigsten Zeit und Interesse übrig, obwohl zwei treffliche Werke in neuerer Zeit in dieser Richtung unverkennbar sehr anregend gewirkt haben: Gregorovius Geschichte Roms im Mittelalter und A. v. Reumont's Geschichte der Stadt Rom (in den bezüglichen Partien) — besonders das erstere Buch — das Resultat tiefer Gelehrsamkeit verbunden mit glänzender Darstellung.

Durch das von Gregor XVI. gegründete etruskische Museum*) wurde die Aufmerksamkeit (nicht bloss der Gelehrten) auch auf die etruskische Culturschichte gelenkt

*) Gregor XVI. ist auch der Gründer des lateranischen Museums. Stahr, der natürlich keine Ahnung davon hat (er sagte ganz allgemein: „man hat die mächtigen Zimmer zur Anlage eines neuen Museums verwendet“) meint: „Gregor XVI. kümmere sich um Kunst und Kunstwerke dieser Art (wie die Aegineten) so

und durch die Sammlung altchristlicher Kunst- und anderer Gegenstände im Museo cristiano und in einigen auswärtigen Sälen der vaticanischen Bibliothek trat auch das altchristliche Rom näher heran — und gerade dieses Rom bietet des Merkwürdigen und Ergreifenden so überaus viel. Aber es muss für die Touristen, selbst für die nach redlichem Bildungsgewinne strebenden, sozusagen erst entdeckt werden, und für die Männer der Wissenschaft ist es eigentlich nur vor Kurzem entdeckt und sie müssen Zeit gewinnen, sich darin zurecht finden zu können.

Im Kreise der modernen Wissenschaften sind einige von ganz erstaunlich jungem Datum. Nicht allein, dass sich für die Naturwissenschaft bisher unbekannt gewesene Regionen geöffnet haben, so ist z. B. die Aegyptologie, welche durch Männer, wie Lepsius, Brugsch u. A. einen so glänzenden Aufschwung genommen hat, eine ganz neue Erwerbung; so auch die Geschichte der Musik, insoweit eine solche an Stelle des früheren biographischen und sonstigen Notizenkrames ihren Gegenstand zu durchdringen, zu begründen und im Zusammenhange einer in sich zusammengehörigen Entwickelung darzustellen bestrebt ist. und was auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, seit Winckelmann den ersten Spatenstich auf ihren Boden gethan hat, geleistet und errungen worden ist, weiss Jeder — es genüge Namen zu nennen, wie Rumohr, Kugler, Schnaase, Lübcke, Burckhardt, denen sich seither eine bedeutende Anzahl jüngerer Forscher gesellt hat.

Auch die christliche Archäologie ist eigentlich erst, trotz der früheren höchst bedeutenden Arbeiten durch Arringhi, Baronius u. s. w. in der Neuzeit in den Kreis der Wissenschaften getreten — oder sie hat, richtiger gesagt, erst jetzt die verdiente volle Anerkennung ihrer Selbstständigkeit und Wichtigkeit erlangt. Früher beinahe nur als Nebenzweig theologischer Forschung behandelt. als Neben- und Hilfswissenschaft der Kirchengeschichte

---

wenig, wie um die Wolken vom vorigen Jahr" (III., Seite 18), wohl gemerkt: diese Bemerkung macht er in dem von Gregor XVI. gegründeten Lateranmuseum!!!

dienstbar, oder aber auch in den neuen zum Theile vortrefflichen Werken über Kunstgeschichte, einige, meist ziemlich dürftige Blätter zwischen den Capiteln der antiken und mittelalterlichen Kunst füllend, tritt sie zur Zeit endlich als eigenberechtigte Wissenschaft auf, wobei übrigens die Ausblicke auf theologisches Gebiet einerseits und auf kunsthistorisches andererseits nicht aufgehört, aber auch eine ganz andere Bedeutung gewonnen haben, als man früher ahnen mochte. Auch hier ist und bleibt Rom der classische Boden. Die Gründung jenes Museums im Lateran, die Durchforschung der Katakomben, welche in neuer Zeit durch Cavaliere Rossi zu so ausserordentlichen Resultaten geführt, haben einen Fond an Material geliefert, an welchem die sichtenden und ordnenden Hände sich erst allgemach heranwagen. Dass sich die zeigenden, zweifellosen Resultate nicht eben für Jedermann ganz willkommen sein werden, ist kaum zu bezweifeln. So gar heroisch resolut wird heutzutage indessen kaum noch Jemand sein, wie der englische Bischof von Sarum Burnet gegen Ende des 17. Jahrhunderts, der in seinen zu Rotterdam erschienenen Briefen (Some letters from Italy and Switzerland in the years 1685 and 1686) die Katakomben kurz und gut für die antiken Puticoli (Sclavengrüfte) erklärt, welche „dann von den ersten Christen zu Begräbnissplätzen benützt worden seien." „Einige fanatische Mönche", fährt der gelehrte Mann fort, „verfertigten einige schlechte Bildhauerarbeiten und Inschriften und verschütteten dann die Eingänge, um sie nach angeblichen Offenbarungen im Traume wieder zu öffnen u. s. w." Der Engländer Misson (a new voyage in Italy, 1714) stimmte in Burnet's Ton, und Beiden gesellte sich als Dritter im Bunde der Hamburger Professor Peter Zorn in seiner 1703 zu Leipzig erschienenen „dissertatio historico-theologica de catacumbis." Die archäologisch-wissenschaftliche Frage fing an durch confessionellen Parteieifer getrübt und verwirrt zu werden. Einerseits haben die Weihrauchwolken, welche im sacerdotalen Rom gerade diese Dinge umwirbeln, sie manchem Blicke halb verhüllt — und zudem verträgt überhaupt nicht Jedermann den Weihrauch-

duft — andererseits hat man die wichtigsten Entdeckungen, an welche sich grosse Consequenzen knüpfen, einfach ignorirt, oder die Consequenz in einem dem wahren und richtigen (weil zweifellos erkennbaren) diametral entgegengesetzten Sinne gezogen. Der gelehrte Dr. Hengstenberg kann dem gelehrten Bischofe Burnet die Hand reichen (siehe Hengstenberg's Zeitung, Jahrgang 1860 Nr. 7). Die Art, in welcher Bücher wie Abbé Gaume's „trois Romes“ (vom Oele der Salbung ordentlich triefend, so dass man sie kaum anfassen kann, ohne sich die Hände unangenehm fett zu machen), den Gegenstand behandeln, ist über gewisse Kreise hinaus schwerlich geeignet, zur Theilnahme für den Gegenstand zu stimmen. Für die sogenannten „weiteren Lesekreise“ hat merkwürdigerweise ein Roman, allerdings der liebenswürdigsten einer, zuerst Interesse und näheren Antheil für das altchristliche Wesen geweckt, und ist in diesem Sinne beinahe epochemachend geworden. — Wiseman's „Fabiola, or the church of the catacombs.“ Es hat, wie weiland in seiner Art Robinson oder Werther, eine ganze Literatur von Nachahmungen hinter sich hergeschleppt, welche insgemein nur dazu geschrieben schienen, die glänzenden Vorzüge des Originals recht anschaulich zu machen.

Den Romfahrern der Goethe- und der nächstfolgenden Zeit fehlte vorläufig alles Interesse für dergleichen. Es ist schon viel, wenn Kotzebue in seiner Schilderung der vaticanischen Bibliothek es der Mühe werth findet, der christlichen Antiquitäten, die er mit einem flüchtigen Blicke in's Auge fasste, zu erwähnen: „Eine Menge christlicher Alterthümer werden auch gezeigt: Marterwerkzeuge für die ersten Christen, Bilderchen aus Griechenland gerettet, als die Bilderstürmerei ihnen drohte, Schnitzwerk, Medaillen und dergleichen; in den Mauern sieht man Basreliefs, von den ausgegrabenen Sarkophagen der ersten Christen abgesägt.“ Also genau genommen, Curiositäten, Trödel wäre Alles, was aus diesen „Curiositäten“ Wichtigstes herauszulesen und zu holen sei, davon hatte Kotzebue so wenig eine Ahnung, wie sonst irgend einer von seinen Zeitgenossen. Und auch jetzt schaffen erst

de Rossi's, G. Spencer-Northcotes und W. R. Brownlow's Publicationen und die sich ihnen anschliessenden des Strassburger Professors F. X. Kraus auf diesem Gebiete volles Licht.

Die römischen Katakomben hat Kotzebue nicht besucht, wohl aber die von Neapel, deren Beschreibung einige der anziehendsten Blätter seines Reiseberichtes füllt. Ja, er schlägt hier in dieser „Bibliothek des Todes“, wie er sie nennt, Gefühlssaiten an, und lässt in seiner Phantasie Scenen auftauchen, welche wie die ersten flüchtigsten Grundzüge zu dem aussehen, was Wiseman in seiner „Fabiola“ glänzend und farbig ausführt. Er sieht „den Sarg vor dem alten Manne stehen, der damals noch nicht Bischof hiess“ u. s. w. Der „Sarg“, und dass es damals noch keinen Bischof (Episcopos) gab, sind freilich zwei sehr böse archäologische Schnitzer; über den zweiten Punkt hätte sich Kotzebue schon aus den Briefen des Apostel Paulus eines Besseren belehren können.

Eine sehr geistvolle Schilderung der neapolitanischen Katakomben hat neuerlich Gregorovius in seinen „Wanderjahren in Italien“ gebracht. Möge übrigens doch Niemand an die Katakomben von Paris mit ihren Wänden aufgeklafterter Menschenknochen und herabgrinsenden Schädeln denken, oder an die weiten Schauerhöhlen unter dem Wiener St. Stefansdome mit ihren Knochenbergen und grausig eingedorrten Halbmumien. Die römischen Katakomben machen einen ganz anderen Eindruck — man fühlt sich erhoben, geistig erquickt, innig bewegt, sittlich gestärkt. Sie sind eine Todtenstadt mit weiten, vielverschlungenen Gassen, mit Plätzen, Kirchen, Versammlungssälen. Das schöne Dichterwort: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist geweiht“ erfüllt sich hier in noch viel höherem und umfassenderem Sinne. Ein wohlgesinnter Freund, der unmittelbar nach einem Besuche der Katakomben irgend ein solenes Festgepränge in der Peterskirche sah, gestand mir im Vertrauen, er habe sich von letzterem nach den einfach grossartigen Relicten der altchristlichen Welt ganz und gar nicht angenehm berührt gefühlt. Die Vorliebe für die Katakomben

kann zu einer Art von Leidenschaft werden. Der Cardinal Reisach zog sicher auch die dunkeln Erdhöhlen dem beleuchtetsten und geschmücktesten Festsaale vor. Mitten in den Katakomben von Santa Agnese fragte mich der Führer, ob ich Seine Eminenz kenne und fügte hinzu: „è amantissimo di catacombe.“ Wer so glücklich war, den liebenswürdigen Kirchenfürsten oder Cavaliere de Rossi, den genialen Wiederentdecker der Calixtusgrüfte dort zum Führer und Erklärer zu haben, wird um eine unvergessliche Erinnerung reicher sein. Wenn de Rossi's ernstes, wie aus antiker Bronce geformtes Gesicht, mit den geistvollen und tiefen dunklen Augen sich während des Sprechens, Vorzeigens und Erklärens immer mehr belebte, dann war es, als rufe der Zauber seiner Rede Bilder uralter Vergangenheit aus dem Todtenstaube herauf, wir sahen die ersten Christen in ihrem Leben, Kämpfen, Leiden, Siegen. De Rossi's Erläuterungen waren streng sachlich, ganz objectiv, fassliche Gelehrsamkeit, wenn ich so sagen darf, und von allem Sentimentalisiren oder von Gaumescher „Salbung“ sehr weit entfernt, dennoch erinnere ich mich, dass einmal die Frauen der Gesellschaft zu Thränen bewegt waren, mit Ausnahme zweier, welche trocken blieben, wie die Korkstöpsel, liebenswürdige Landsmänninen jenes Reverend von Sarum, dessen Rotterdamer Briefe sie vielleicht gelesen. Vielleicht aber verstanden sie de Rossi's Erklärungen nicht ganz, obwohl diese in sehr gutem, coulanten Französisch geschahen. Einer aus der Gesellschaft aber hielt ein Notizbüchlein in Händen, und schrieb des Meisters Worte eifrig nach, und dieser Eine war — meine Wenigkeit. Gar Manches, was der Leser hier gehört, entstammt den halbverblichenen Bleistiftzügen jenes Büchleins.

III.

Wenn man im ersten und zweiten Bande von Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ von den Wetterstürmen der Barbaren-Einfälle liest, welche über Rom und dessen Campagna hingezogen, so wundert

man sich, dass überhaupt noch etwas von der Stadt übrig geblieben. Die Denkmale altchristlicher Zeit, Basiliken, Bildwerke, Kirchenparamente, Katakomben u. s. w. wurden davon eben auch auf's Härteste betroffen. Von den Westgothen Alarich's an, die (410 oder 412) binnen nur dreier Tage in Rom verwüstend, noch mehr aber plündernd und wegschleppend hausten, bis zu den Saracenen, welche im Jahre 846 zur Zeit Sergius II. das Heiligthum von St. Peter ausraubten, machte eine Schaar Feinde der anderen sozusagen Platz.

Aber auch Freunde und Bundesgenossen hatten und haben ihren Antheil, von Robert Guiscard's Normanen (1084) an, bis auf jene von unseren geehrten Zeitgenossen, auf welche man einen allbekannten Spruch anwenden könnte: „quod non fecerunt barbari, fecerunt — restauratores.“ Unter „Restauriren“ versteht man in Rom nämlich blank scheuern und bunt färben. Die Patina des Alters, und mit ihr der Duft des Ehrwürdigen und Alterthümlichen, des Historischen und Geweihten wird bis auf die letzte Spur vertilgt, echter und falscher Marmor, farbenflunkerige Bemalung, blitzgelbe Vergoldung überzieht die Wände — und am Ende, wenn das uralte Heiligthum wieder dem Zutritte der Menge geöffnet wird, meint man keine altheilige Cultstätte, sondern einen Tanz- und Conversationssaal zu betreten — nur dass höchstens die verschont gebliebenen alten Mosaikheiligen der Apsis doppelt misslaunig auf das buntscheckige Wesen blicken. Wie erschrecklich haben sie nicht erst kürzlich San Agostino zugerichtet! Und jetzt haben sie die herrliche Basilika Santa Maria in Trastevere in voller Arbeit. Ich war während dessen in verschiedenen Jahren dort (denn solche Restaurationen dauern lange) — es ging zu, wie bei der Zerstörung von Jerusalem. Indessen beschränken sich diese Restaurationen noch zum Glücke auf Gebäude, die dem lebendigen Gebrauche des Tages angehören, auf Kirchen insbesondere — was Ruine ist, bleibt verschont, ausser es drohe Einsturz.

Auch ist es noch Niemanden eingefallen, etwa die „Cubicula“ der Katakomben zu modernisiren und ihre

erlöschenden Wandmalereien neu aufzumalen (!), wie man es mit den merkwürdigen Bildern der Vorhalle von San Lorenzo fuori le mura gemacht. Man hat vielmehr löblicherweise für genaue Copien der wichtigsten davon in Farben gesorgt, die im Museo cristiano des Lateran aufgestellt sind, wo man sie bei Tageslicht mit mehr Musse betrachten mag, als an Ort und Stelle in der Katakombennacht, während der Führer zum Weitergehen drängt.

Bei den Merkwürdigkeiten der lateranischen Sammlung mögen wir uns dankbar des spanischen Dominikaners Alfonso Ciacconio in Rom erinnern, welcher schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu seinem Privatgebrauche ein förmliches Museo cristiano anlegte. Auch er liess schon Copien einiger Malereien aus den Katakomben verfertigen, die indessen (denn treu zu copiren verstand man damals wirklich nicht, es wurde Alles in den manierirten Kunststyl der Zeit übersetzt) nicht glücklich ausfielen, auch ganz seltsame Missverständnisse und Irrthümer zeigten. So nahm der sinnreiche Copist die in den Katakomben oft vorkommende Darstellung des Noah in der Arche, dem die zufliegende Taube den Oelzweig bringt, für eine Darstellung, „wie der predigende Papst Marcellus von einem Engel unterrichtet wird“ und copirte demgemäss —! Weit bessere Nachbildungen lieferten ungefähr gleichzeitig zwei junge Männer aus Belgien, Philippus de Winghe und Jean l'Heureux, genannt Johannes Macarius. De Winghe starb noch jung 1592 zu Florenz, seine Arbeiten gingen in die Bibliothek der Bollandisten über, mit der sie 1825 verkauft wurden und erst neuerlich in der k. Bibliothek zu Brüssel wieder aufgetaucht sind, nachdem de Rossi die erste Spur davon in Copien eines Manuscriptes des Claude Menestrier (starb 1639) erkannte, das aus einer Auction in Brüssel an ihn gelangt war. Die Arbeit des Macarius sollte schon 1605 in Druck erscheinen, es kam, man weiss nicht warum, nicht dazu; seine Sammlung gelangte nach seinem 1614 erfolgten Tode an die Bibliothek zu Löwen — volle dritthalbhundert Jahre nach jener beabsichtigten ersten Publication, nämlich 1856, trat sie durch P. Garucci zu Paris an's Licht, unter dem

Titel: Hagioglyphae, sive picturae et sculpturae antiquiores, praesertim quae Romae reperiuntur, explicatae a Joanne l'Heureux (Macario).

Das Zeitalter, wo jene Männer sammelten und forschten, war das Aevum, wo die christliche Archäologie ihre ersten bedeutenden Grundlagen gewann. Unter archäologischen Studien hatte man im Zeitalter des sogenannten Humanismus nur solche verstanden, deren Gegenstand die Antike und das antike Leben war. In den Katakomben, wo doch selbst die Steine das Evangelium predigen, spricht sich der Geist jener Epoche in höchst charakteristischer Weise in den von den Mitgliedern der sogenannten Accademia Romana mit der beigesetzten Jahreszahl 1475 eingeritzten Wandinschriften und selbst in den Namen dieser Herren aus: Pomponius, Volscus, Rufus, Partenopäus, Calpurnius u. s. w., natürlich lauter angenommene, antikisirende Namen, denn in Wahrheit hiessen ihre Träger anders! Sie bezeugen sich in einer solchen Wandkritzelei als „einmüthige Verehrer und Erforscher römischer Alterthümer unter der Regierung des Pontifex Maximus Pomponius.“ Dieser Pontifex ist kein anderer, als der geistreiche, gelehrte, bizarr-originelle Pomponius Leto, der aber in Wirklichkeit aus dem Adelshause der Sanseveriner in Neapel stammte. Marcanton Coccio aus Vicovaro schrieb unter dem Namen Sabellicus u. s. w. — Filippo Bonacorsi aus San Gemignano, als Geschichtschreiber Polens bekannt, wohin ihn die Flucht von der sogenannten Humanistenverfolgung unter Paul II. (146) verschlagen hatte (wie Sabellicus aus gleicher Veranlassung venetianischer Historiograph wurde), nannte sich Callimaco esperiente, einer, der sich den stolzen Namen Manilius Pantagatus zugelegt, bezeichnet sich als „Priester der römischen Akademie.“ Es waren nicht christliche, sondern antik-heidnische Alterthümer, was sie in den Gräbern der ersten Christen suchten. Pomponius' Wohnung auf dem Quirinal war, wie sich Reumont in seiner Geschichte Roms ausdrückt: „ein Museum von Anticaglien aller Art, welche seine und seiner Freunde Wanderungen und Forschungen zu Tage förderten; Inschriften, Sculptur-

und Architektur-Fragmente und vieles Andere“, aber sein „Antiquitäten-Museum enthielt keine christlichen Denksteine.“ In den Inschriftensammlungen von Fra Giocondo, Pietro Sabino und Ciriaco finden sich keine altchristlichen Inscriptionen. Signorili begnügt sich, die Weiheinschrift der Katakomben von San Sebastiano zu copiren. Der Consistorial-Advocat Andrea Santacroce, ein grundgelehrter Mann (starb 1471), sammelte Inschriften und erklärte ihre Abkürzungen, aber nur antike. Die Abkürzungen und Zeichen der christlichen Epitaphien blieben einstweilen so sehr unverstanden, dass z. B. noch 1645 John Evelyn das stets wiederholte Monogramm der vereinten griechischen Buchstaben P und X als Abkürzung „Pro Christo“ erklärt. An Gelehrsamkeit und Eifer hätte es dem kleinen, quecksilberigen Pomponius und seinen Akademikern nicht gefehlt, aber als die „decidirten Nicht-Christen“, oder vielmehr als die enthusiastischen Heiden, die sie waren (Goethe's sogenanntes „Heidenthum“ verschwindet dagegen!), hatten sie keinen Sinn für das, was sie in den Katakomben an Stelle der gesuchten heidnischen Reliquien etwa fanden, und liessen es verächtlich liegen. Andere Besucher brachten, wie es scheint, umgekehrt viel Devotion, aber wenig Gelehrsamkeit mit. Ein Bruder Laurentius von Sicilien hat sich an der einen Wand von San Calisto verewigt, er war mit zwanzig Brüdern Minoriten am 17. Januar 1451 da „ad visitandum sanctum locum istum.“ Am 19. Mai 1469 war ein Abt des Klosters von San Sebastiano cum magna comitiva in denselben Katakomben. Und so noch Andere. Und so blieben die Katakomben und die archäologischen Schätze, welche sie trotz aller vorhergegangenen Plünderungen und Verwüstungen noch bargen, fast so gut wie vergessen, unbekannt, verschollen. Es wehte in dem durch die deutsche Reformation erschreckten und zur Besinnung gebrachten Rom eine gegen das Rom der vorhergegangenen Epoche in gerade entgegengesetzter Richtung streichende Luft, als 1578 an der salarischen Strasse Arbeiter in einem dem irischen Collegium gehörigen, zwei Miglien von Rom entfernten Weinberge nach Puzzolanerde gruben, und dabei

in unterirdische, zu den Katakomben gehörige Gänge geriethen, wo sich ihren erstaunten Augen und bald auch denen des neugierig hinausströmenden Rom Malereien mit christlichen Darstellungen, mit Sculpturen geschmückte Sarkophage, lateinische und griechische Inschriften zeigten, Die Entdeckung war für die christliche Archäologie so wichtig und epochemachend, wie etwa später die ebenso zufällige Auffindung des verschütteten Herculanum und Pompeji für die heidnisch-classische. De Rossi und nach ihm F. X. Kraus bezeichnen daher das Jahr 1578 mit Recht als das eigentliche Geburtsjahr der christlichen Archäologie.

Wie konnten aber Hyogäen, die sich Meilen weit und oft in drei, vier, ja fünf Stockwerken unter einander um ganz Rom herumziehen (Jean Paul würde vielleicht in seiner Sprache etwa gesagt haben: „es seien die Laufgräben, womit das Christenthum das antike, heidnische Rom belagerte") — wie konnten diese ungeheuren Anlagen so ganz vergessen werden? Denn mit Ausnahme der stets besuchten, aber sehr wenig bedeutenden Katakomben von San Sebastiano waren, wie sich v. Reumont ausdrückt, „die Cömeterien bis in's 15. Jahrhundert völlig vergessen, mit dem Jahre 1433 beginnen die Spuren von Besuchern, erst in dem Friedhofe des Calixtus an der Appia, hierauf in dem benachbarten des Prätextatus und in dem der H. H. Marcellinus und Petrus an der Labicana." Aber kein Mensch wagte sich in die Nacht jener Labyrinthe tiefer hinein, welche selbst den heiligen Hieronymus einst an jene Schilderung der Unterwelt durch Virgil und dessen Vers erinnerten: „horror ubique animos, simul ipsa silentia terrent"*). Es mag jetzt vierzig Jahre her sein, dass ein armer Schulmeister auf eigene Faust seinen Schülern die Wunder jener Unterwelt zeigen wollte. In dem ehemaligen Tempel, angeblich der „Camönen", jetzt San Urbano alla Caffarella genannt, gleich beim (fälschlich sogenannten) „Hain der Egeria" öffnete sich links vom

*) „Schauer fasset das Herz und selbst das Schweigen erschrecket" (in Ezech. 140).

Altare des Kirchleins ein Katakomben-Eingang. Sie gingen hinein — sie sollen heute noch wiederkommen. Nicht ein Mal ihre Gebeine hat man wiedergefunden — man schaudert, wenn man sich das Los dieser Unglücklichen ausmalt. Der Eingang ist jetzt vermauert. Für alle Katakomben sind jetzt von Staatswegen verlässliche Führer bestellt und ohne „Permesso“ (der übrigens mit grösster Liberalität ertheilt wird) kömmt Niemand hinein. Aber auch da ist eine gewisse Achtsamkeit nöthig. Ich war ein Mal bei einem Besuche der Katakomben von San Calisto von der übrigen Gesellschaft als „Hüter“ bestellt, dass sich Keiner verlaufe. Wie weiland König David zählte ich alle Augenblicke mein Volk. Und richtig — gerade, da wir, während zwei Herren von der Gesellschaft vor einer Grabschrift entziffernd stehen geblieben waren, in ein Cubiculum getreten, sah ich die zwei Freunde mit ihren Lichtern resolut in einen Gott weiss wohin führenden Gang hineinlaufen. Natürlich eilte ich rufend nach. So soll aus ähnlicher Unvorsichtigkeit ein Engländer ein Mal in den Katakomben von Santa Agnese zurückgeblieben sein. Mit ächt englisch-practischem Sinne blieb er an seiner Stelle, statt den Ausweg zu suchen, was doch vergebens gewesen wäre — er setzte voraus, man werde ihn vermissen, und denselben Weg, den die Gesellschaft genommen, noch ein Mal wandeln. Dies geschah auch — aber des Mannes Haar war weiss geworden. „So hat man mir erzählt“, muss ich wie weiland Herodot beisetzen.

Als Pomponius, jener Abt u. A. die Katakomben besuchten, geriethen sie in leere, wüste, ausgeplünderte Partien, wo nichts zu sehen und zu holen war. Aber jener so hoch merkwürdige Fund an der salarischen Strasse musste zu weiteren Forschungen mächtig anregen. Es galt nur, dass sich ein kühner und entschlossener Forscher finde. Ein solcher fand sich an dem Advocaten und Geschäftsträger des Maltheser-Ritterordens Antonio Bosio, den man mit Recht den „Columbus der Katakomben“ genannt hat und den de Rossi kaum je ohne irgend einen Ausdruck der Verehrung und Bewunderung nennt. Als er am 10. December 1593, damals achzehn Jahre alt, zum ersten Male

hinabstieg, hätte er beinahe das Schicksal des Schulmeisters von San Urbano erfahren. Schon hatte er sich resignirt. „Ich meinte schon,“ erzählte er, „mein Leib werde sich eine Ruhestätte unter den Märtyrern anmassen.“ Wie durch ein Wunder fand er sich heraus, obwol die Lichter, die er mitgenommen, erloschen waren. Sechsunddreissig Jahre setzte nun der kühne Mann seine Forschungen fort, im Jahre 1629 veröffentlichte er seine „Roma sotteranea“, d. h. einen Theil des Werkes, denn er starb vor dessen Vollendung. Aber seine Bemühungen trugen Frucht. Es genüge, die Namen Arringhi, Boldetti, Buonarotti, Marangoni, Bottari, Seroux d'Agincourt und endlich P. Marchi zu nennen, welch' letzterer 1841 durch seine Monumenti delle arti cristiane primitive, dem durch die Zeitereignisse zurückgedrängten Interesse für die Sache neue Anregung gab.

Sein Schüler ist Giovanno Battiste Cavaliere de Rossi. Künftige Zeiten werden seinen Namen wohl mit derselben bezeichneten Verehrung nennen, wie er den Namen Bosio's nennt. Sein Name wird sich vor Allem an die von ihm durchforschten Katakomben von San Calisto knüpfen. Ich kann es mir nicht versagen, hier wörtlich zu citiren, was F. X. Kraus über den genialen, auch im Leben wahrhaft liebenswürdigen Forscher sagt: „de Rossi befolgte die Methode, die ursprünglich von Bosio angegeben war, er studirte also vorerst dieselben alten Gewährsmänner, nur waren ihm noch zwei oder drei weitere von beträchtlichem Werthe zugänglich, deren Schriften zu Bosio's Zeiten noch unter den Manuscripten verschiedener Bibliotheken begraben lagen. P. Marchi freilich hatte diese neuen Quellen gekannt, er hatte aber leider Bosio's topographisches System nicht adoptirt. Ueberdies leitete ihn sein specieller Vorwurf zur Arbeit gerade in der entgegengesetzten Richtung von derjenigen, auf welche diese neuen Führer ihn hinwiesen. Führer waren es, im eigentlichen Wertverstande sogenannte Itinerarien, geschrieben im siebenten oder achten Jahrhunderte von Pilgern aus fremden Ländern, die sorgfältig alle heiligen Orte, die sie in Rom besucht hatten, aufzählten. Vor Allem gedachten sie sämmt-

licher Gräber der Märtyrer, deren jeder noch in seiner ersten Ruhestätte in den verschiedenen Cömeterien ausserhalb Roms bestattet lag. Nun waren das gerade jene Orte in den Katakomben, wo Damasus und andere Päpste wesentliche Veränderungen getroffen hatten. Es waren auf ihre Anordnung breite Treppen gebaut worden, um die Pilger unmittelbar zu dem Gegenstande ihres frommen Verlangens zu führen; um Licht und Luft zu schaffen, waren mehr Luminaria (schachtartige Lichtöffnungen) gebrochen, Gallerien erweitert, Capellen mit Vorhallen versehen worden; da man mehrfach über dem Boden kleine Basiliken errichtete, so bedurfte es, um diese zu stützen, mitunter solider gemauerter Stützen in den Krypten selbst. Als dann die Katakomben nicht mehr benützt wurden, überliess man nicht nur Alles dem natürlichen Verfalle, sondern manche dieser Vorrichtungen lockte auch die gierige Hand des Plünderers an, so dass nach dem Verlaufe von sieben- bis achthundert Jahren diese Gegenstände historischen Interesses zu einer Masse formloser Ruinen geworden waren. Da es nun der besondere Wunsch des P. Marchi war, wenn möglich die Gallerien und Kammern der Katakomben in ihrem ursprünglichen Zustande, sowie sie zuerst aus dem Tuffsteine ausgehauen waren, zu finden, so genügte die geringste Spur von Ziegeln oder Mörtel auf seinem Entdeckungsgange, um ihn von diesem Theile des Cömeteriums weit wegzuscheuchen! De Rossi dagegen urtheilte scharfsinnig, dass die Krypten, welche in Sanctuarien umgewandelt worden seien, den Schlüssel gleichsam zu der ganzen Katakombe enthielten. Wo immer also eine solche gefunden und identificirt werden konnte, war das Räthsel des Namens und der Geschichte des Cömeteriums, in welchem sie sich befand, gelöst. De Rossi begrüsste daher jede im Inneren einer Katakombe sich findende Spur zerfallenen Mauerwerkes mit Jubel als ein Zeichen, dass er in die unmittelbare Nähe dessen gelangt sei, was er suche; der Erfolg hat es reichlich bewiesen, dass er in dieser Schlussfolgerung sich nicht irrte."

Und in der That, viele glänzende Resultate, welche de Rossi durch scharfsinnige Combinationen erlangte, und

die dann durch Thatsache und Augenscheine sich als richtig bewährten, erinnern unwillkürlich an Leverriers berühmten Planetenfund.

Die Entdeckung der wahren Krypte der heiligen Cäcilia, der Papstkrypte, die Ergänzung der zertrümmerten Grabsteine des Papstes und Märtyrers Cornelius u. s. w. sind glänzende Thaten aus de Rossi's Leben. Jetzt ist der Zugang natürlich für Jedermann da. Am 22. November, dem Gedächtnisstage Cäcilias, prangt die Krypte der Heiligen mit unzähligen Blumen und glänzt von zahllosen Lichtern und Schaaren von Besuchern strömen zu. (Die Heilige selbst wurde schon unter Papst Paschalis I. 817—824 nach ihrer Kirche in Trastevere übertragen, die Geschichte ihrer neuerlichen Auffindung am 20. October 1599 bei Gelegenheit der Restaurirung der Kirche unter Cardinal Sfondrati, für welche Stefano Maderna mit seiner Marmorstatue der Heiligen, in der rührend schönen Stellung, in welcher ihr Leib gefunden wurde, ein schönes Denkmal gestiftet hat, ist überaus merkwürdig.) Das grosse illustrirte Werk über die Katakomben und ihre Kunst und andere Denkmale, als unschätzbares Resultat der Thätigkeit de Rossi's, wird ein würdiges Seitenstück zu jenem Bosio's. In Deutschland hat der hier schon öfters genannte F. X. Kraus die bisher gewonnenen Resultate bekannt gemacht. Ob Kraus auf den Beifall jenes reverend bishop of Sarum rechnen darf, ist allerdings fraglich, denn obwohl seine Bücher ganz und gar nicht den „Sakristeigeruch" haben, den Johannes Scherr an Reumont's „Geschichte Roms" tadeln zu müssen glaubt (ist am Ende doch nur hängengebliebener alter Weihrauch), so verleugnet es doch Kraus keineswegs, dass er — nicht zur Societät des Pomponius Leto gehört.*)

---

*) Der vorstehende Aufsatz findet sich in den „Dioskuren Jahrgang 1873."

S. Croce in Gerusalemme.

Sieht man den gezeichneten Stadtplan des heutigen Rom auch nur mit einem flüchtigen Blick an, so wird selbst eine solche rasche Ueberschau genügen, um wahrzunehmen, dass Rom, wie es in Allem einzig ist, auch durch die Dispositionen der Gebäudemassen innerhalb seiner alten aurelianischen Mauer sich von allen anderen Städten der Welt unterscheidet. Die halbe Stadt, das neuere Rom drängt sich nordwärts gegen Porta del Popolo (das Thor, durch welches die deutschen Romfahrer einzogen, bis die Eisenbahn ihnen einen anderen, minder imposanten Eingang in die Ewige Stadt öffnete) keilförmig zusammen, das Ganze gleichsam ein Kreissegment, dessen Halbmesser bis zum Centrum gehen — wenn man jenes Thor als den Centralpunkt ansehen will, von dem die drei Strassen des Corso, der Via del Babuino und der Ripetta wirklich wie Radien bis fast zur Peripherie aus einander laufen. Dieser Theil der Stadt bedeckt das ehemalige Marsfeld, das sich erst in den Kaiserzeiten mit Tempeln, Portiken, Bädern, Theatern und Wohngebäuden zu füllen begann. Ueber jene Peripherie hinaus, deren Grenze das Capitol bezeichnet, wo einst das uralte Rom seinen Anfang nahm und hernach jenes heroische Rom der Republik und später das prächtige, volkwimmelnde, triumphirende, schwelgende, nach höchstem Glanze, wie ihn keine zweite Stadt der Welt je gezeigt, verfallende und endlich von dem von Norden her heranbrausenden Barbarensturm zu

Grunde gehende Rom sich mit seinen Prachtgebäuden, seinen Gärten und seiner Welt von Kunstwerken und Denkmalen ausbreitete, ist heute öde Stadtwüste, gleich jener anderen Stadthälfte mit eingeschlossen in die Stadtmauer Aurelians, die wie ein ausgeleertes Futteral stehen geblieben — oder wie ein Bilderrahmen, aus dem man das Gemälde herausgenommen hat. Zwischen öden Vignen, zwischen verwilderten Gärten, wo sonnengedörtes hohes Rohr bei jedem Windhauch seltsam rauscht und flüstert, als wolle es von der alten Herrlichkeit erzählen und wir von ihm einen praktisch-anschaulichen Commentar zu dem virgilischen Vers des Georgicon bekommen: „der vernachlässigte Boden werde seinem Herrn nichts tragen, nil nisi calamos silvamque sonantem“ (wie denn überhaupt Rom und dessen Umgebung die alten classischen Autoren mit adnotationibus historicis nec non ad antiquitates spectantibus besser commentirt, als es irgendein Professor der Welt auf seinem Katheder zu Stande bringen mag), auf Wegen, die, rechts und links von Gartenmauern eingefasst, sich endlos hinziehen, auf öden Grasplätzen, zwischen Baumwildnissen, ragen die riesigen Trümmer ehemaliger Macht und Pracht, die Ruinen der Paläste der Cäsaren auf ihrem Palatin, der uranfänglich genügt hatte, das „quadratische“ Rom des Romulus aufzunehmen, das gewaltige Coliseum und die Triumphbögen. Sie sind von der Zeit beschädigt und gleich ihren Nachbarn, den übrig gebliebenen Säulengruppen zertrümmerter Tempel, halb in die Erde versunken, aus der sie Forschungseifer und Kunstliebe erst wieder haben befreien müssen. Daneben stehen moderne Villen mit Gartenanlagen, welche mit ihren kleinen Casinos und wie Eichhörnchenbauer bunten Lusthäuserchen an der classischen Stelle grossartiger Erinnerungen mitunter (wer Rom kennt, denke an die Ansicht des Palatin von der Via de Cerchi aus!) den Eindruck machen, als habe man dem Leichnam eines römischen Triumphators eine Harlekinjacke angezogen. Einsame Klöster, einsame Kirchen und Kirchlein liegen auf Hügeln. Zwischen all der Verödung finden sich allerdings auch bewohnbare und bewohnte Häuserzeilen, welche uns gegen die alten Basiliken mit ihren palastartigen

Nebengebäuden und gegen die einzelnen Stadtthore führen, die ihre Namen nach jenen in ihrer Nähe gelegenen altgeheiligten Stätten erhalten haben: Porta S. Lorenzo, Porta S. Giovanni, Porta S. Sebastiano. Treten wir durch die Porta S. Giovanni (von der sich in kleiner Entfernung die Strasse in einen nach zwei Paradiesen — nach Frascati und nach Neapel — führenden Gabelweg spaltet) in die Stadt, so steht uns linker Hand die imposante Façade von S. Giovanni in Laterano entgegen „omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput,“ wie uns ihre Inschrift belehrt. links führen Fusssteige zu einer anderen der ältesten und Hauptbasiliken Roms, zur Kirche S. Croce in Gerusalemme. der Stiftung der Kaiserin Helena. Fänden wir beim Eintreten in den mächtigen Raum nur noch die alte Gestalt des Heiligthumes! Ja wir würden uns begnügen, wäre sie auch nur so weit erhalten wie z. B. in Lorenzo fuori le Mura, wie S. Giorgio in Velabro, wie S. Maria in Cosmedin. Aber es war eine Zeit, wo auf solche uralte Denkmale die Allongeperücke, wie bei Schiller die Donnerwolken auf Ilion, „schwer herabhing“ und über ihnen der Zopf viel gefährlicher als ein Komet, schwebte. Die unselige Restaurirwuth, die nach italischem und insbesondere nach römischem Geschmack Jedem und Allem den Anschein funkelnder Neuheit geben will, die sich im Scheuern, Blanktünchen, Verkleiden mit echtem Marmor und mit Gipsmarmor, im Vergolden und Buntmalen, gar nicht genug thun kann, hat zum Schmerze des Alterthumsfreundes schlimmer gehaust und haust schlimmer als Alarich, Genserich u. s. w. bis auf Robert Guiscard je ein verwüstender Eroberer hausen mochte. Jetzt haben sie gerade die herrliche Kirche S. Maria in Trastevere in der Arbeit, die einzige, die bisher noch allenfalls den Eindruck eines altchristlichen Heiligthums gab, nachdem S. Paolo der ewig zu beklagenden Feuersbrunst im Jahre 1823 zum Opfer gefallen. Freilich hört man versichern, S. Paul werde im ehemaligen Style neu gebaut. Aber von dem übermächtigen Architektureindrucke, den Goethe von der alten Pauls-Basilika erhielt, fühlen wir in der spiegelblanken Granit-, Alabaster- und Malachitpracht des Neu-

baues auch nicht das Mindeste mehr und nicht jeder denkt wie 1868 eine Schaar wackerer Bauern aus Süd-Deutschland, deren einer (nachdem sie, beiläufig gesagt, schon die Peterskirche gesehen) beim Eintritte in S. Paolo ausrief: „Das ist doch endlich einmal eine ordentliche Kirche!" Der brave Mann ahnte nicht, wie glücklich er jenes berühmte Wort Nero's über sein goldenes Haus — freilich in wohlmeinendem Sinne — parodire. Was nun S. Croce in Gerusalemme betrifft, so hat es Domenico Gregorini auf dem Gewissen, welcher der Basilika (die schon 1144 unter Lucius II. eine Neugestaltung erfahren hatte) im Jahre 1743, also in der Zeit des wildesten Rococo, ihr jetziges Aussehen gab. Kein Zweifel übrigens, dass die Rococo-Leute von 1743 bei dieser hohen, ovalen, kaltweissen Vorhalle mit ihren Pilastern, herumschwebenden Engelchen, Stuccowolken und dieser im Sinne der Zeit restaurirten Basilika gerufen haben werden: das ist doch endlich einmal u. s. w. Nicht einmal Pinturicchio's Wandbilder in der Apsis blieben verschont, sie sind übermalt, das heisst: verdorben. Pinturicchio, den man kurzweg einen abgeschwächten Perugino nennen könnte, hat in dem thronenden Christus mit dem offenen Buche eine imposantere Gestalt gemalt, als ihm sonst insgemein gelingen wollte, — als Erzähler ist er (wie auch seine berühmten Wandbilder in der Librerie des Domes von Siena zeigen) treuherzig naiv, etwa wie ein alter Chronist oder Legendenschreiber. Diesmal erzählt er uns, wie Kaiser Heraclius das den Persern wieder abgenommene wahre Kreuz nach Jerusalem zurückbringt. Heraclius reitet in gemächlichem Schritte, begleitet von zahlreichem Gefolge, gegen das Stadtthor, — das (ohne Zweifel schwere) Kreuz trägt er so leicht und nachlässig, wie etwa ein Lanzenreiter seine Waffe tragen würde. Die Composition ist, wie begreiflich, trotz der Uebermalung, erhalten geblieben, für Details und Vortrag ist dagegen Pinturicchio nicht mehr verantwortlich. Sie haben jetzt auch die merkwürdigen, etwa dem 12. Säculum angehörigen Malereien der Vorhalle von S. Lorenzo fuori le Mura restaurirt, dass sie aussehen, als seien sie gestern fertig geworden (was im Grunde auch buch-

stäblich wahr ist) — aber der Kunstforscher hat, wenn er sich aus Resten alter Malereien über alte Kunst belehren will, mit ihnen kaum noch etwas zu thun. Die Restauratoren haben mindestens kein Recht über den römischen Consul Mummius zu lachen, der den Leuten, welche die in Korinth erbeuteten alten Kunstschätze nach Rom schaffen sollten, die gemessene Weisung gab: „Sie müssten's neu machen lassen, wenn unterwegs etwas davon verloren gehen sollte." — Zum Glücke sind in S. Croce noch einige Nebenräume, wohin die Restauratoren mit ihrem Gips und ihren Farbentöpfen nicht gekommen. Man steigt in der Kirche zu einer halb unterirdischen, mit Mosaiken reich geschmückten Capelle herab, die gleichsam den Kern des alten Helenen-Heiligthums bildet — die Kaiserin liess den Boden des kleinen Sanctuariums mit Erde aus Jerusalem füllen — und Jerusalem wird die Capelle genannt bis auf den heutigen Tag. An sie knüpft sich die merkwürdige Sage vom Papst Sylvester II., der 1003 starb, in demselben Jahre wie sein Zögling, der jugendliche Kaiser Otto III., dessen Lehrer er gewesen, als er noch Gerbert hiess. Gerbert (Gerbertus Latro, wie er seltsamer Weise genannt wurde), war nicht nur einer der besten, sondern auch einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und hatte sich mit besonderer Vorliebe den Naturwissenschaften zugewendet. Diese Vorliebe verlor er nicht, als er Papst geworden. Es sah damals sehr dumpf und unheimlich in der Welt aus und in dem verdüsterten Rom blickten die Leute scheu nach dem Manne, den man zuweilen bei geheimnissvollen Zifferreihen rechnend und mit seinem Abacus (Rechentisch) beschäftigt finden mochte, in dessen prunklos-ärmlichen Gemächern seltsame Apparate zu unbekannten Zwecken standen, der sogar — wie unheimlich! — eine grosse Kugel auf einem Gestelle besass und oft sinnend betrachtete, auf welcher seltsame Thiergestalten und noch seltsamere Menschenfiguren, die alle wunderbarer Weise Sterne im Leibe hatten, abgemalt waren. Und hatte Sylvester diese Kugel, die doch unmöglich zu etwas Gutem dienen konnte, betrachtet, so nahm er einen Stab (wer kann zweifeln, dass es ein Zauberstab war!!), hielt ihn ans

Auge und schaute zu den Sternen am Himmel empor. Genug, die Römer raunten einander schaudernd in's Ohr: der Papst sei ein Zauberer und habe sich dem Bösen verschrieben. Das Traurige bei dieser an sich eigentlich lächerlichen Geschichte ist, dass der edle Mann und grosse Gelehrte, der Quasi-Humboldt seiner Zeit, unter diesem finsteren Wahne wirklich zu leiden hatte. Die Römer wussten noch mehr! Der Pact, hiess es, laute dahin, dass der erschreckliche Mitpaciscent Sylvesters, mit dem er sich nach dem unbenannten Realcontract: do, ut facias (ich gebe die Seele gegen Zauberwunder), verbunden, so lange keine Macht über Sylvester haben solle, als dieser keine Messe in Jerusalem lesen werde, wobei Sylvester, wie natürlich, an die Stadt Jerusalem in Palästina dachte. Aber er sollte, wie der ungefähr gleichzeitige Macbeth, den „Doppelsinn des Teufels" erfahren, — nach einer Festfeier in der Helenen-Capelle meldete sich Satan mit seinen Ansprüchen, da die Capelle ja auch Jerusalem heisse. Es ist merkwürdig, dass sich in den Volkssagen an weit von einander entfernten Orten die gleichen Züge unabhängig von einander wiederholen. Auch Twardowsky, der polnische Faust, hatte mit dem Satan das Bündniss eingegangen, letzterer solle ihm so lange dienen, als er Rom nicht betrete. Einmal blieb er in einem ärmlichen Dorfe über Nacht und — war verloren, denn das Dorf hiess Rzym, das heisst Rom. Aus Helena's Zeit und Stiftung besitzt die Kirche S. Croce einige Reliquien, vielleicht die einzigen ganz zweifellosen und authentischen aus ihrem berühmten Kreuzfunde in Jerusalem. Während meines dritten Aufenthaltes in Rom im Frühling 1868 sollte mir unverhoffter Weise das Glück zu Theil werden, sie in nächster Nähe sehen zu dürfen; ich sage das Glück, denn so sehr sie mich interessirten, ich hatte mich während meines ersten und zweiten Aufenthaltes in Rom (1865, 1866) resignirt, sie zu Gesichte bekommen, da ich wohl wusste, dass dazu ganz besondere Vergünstigung und Dispens nöthig sei u. s. w. Ein deutscher Geistlicher, den ich zufällig kennen gelernt, der mit dem Convent von S. Croce in besonderen Beziehungen zu stehen schien und der mir viele Freund-

lichkeit und Güte bewies, fragte mich eines Tages, ob es mir wohl interessant wäre, die berühmten Helena-Reliquien von S. Croce in Gerusalemme zu sehen. Natürlich bejahte ich und traf, als ich zur festgesetzten Stunde meinen geistlichen Freund in seiner Wohnung in der Via della Pedacchia am Fusse des Capitols aufsuchte, einen schlichten, wacker aussehenden Bauer und einen höheren Officier, beide aus Deutschland, bei ihm. Wir setzten uns in Bewegung und wurden in S. Croce von einem Laienbruder freundlich empfangen, der uns ersuchte, eine Weile in der Kirche zu verweilen, bis das Chorgebet zu Ende sein werde. Es tönte aus dem Mönchschore in einfach-feierlicher Weise herüber — ein psalmodirender Doppelchor in rasch recitirendem Halbgesang sich versweise antwortend, die Antwort um eine kleine Terz höher intonirt. Bei der tiefen Stille, die sonst in dem weiten, menschenleeren Gotteshause herrschte, wirkte es eigen ergreifend — kaum traute ich mich zu gestehen, dass manche prunkende „Figuralmusik“ mir nicht den gleichen erhebenden Eindruck gemacht. Endlich wurden wir gerufen und in einer Art Procession in eine Capelle, eine Treppe hoch, geführt, die wir beim Oeffnen der Thüre vom Glanze zahlreicher Lichter strahlend fanden, — welche man der Feierlichkeit wegen eigens angezündet hatte. Unsere Begleiter liessen sich auf die Kniee nieder und sprachen mit lauter Stimme ziemlich lange Gebete. Nach dieser feierlichen Einleitung wurden die Reliquien vom Altare gehoben und uns gestattet, sie nach Wunsch und Bedürfniss in nächster Nähe zu besehen. Vielleicht das Merkwürdigste ist ein Stück der auf eine Holztafel geschriebenen Kreuzesinschrift, welche auf unseren Crucifixen sehr oft in der abbrevirtesten Gestalt, J. N. R. J., somit nur als Andeutung erscheint und von unseren Malern meist als herabhängendes längliches Täfelchen in der Breite des Kreuzesstammes, wenn nicht gar als oben angenageltes, flatterndes Papierblatt dargestellt wird. In Wahrheit sah die Tafel ganz anders aus; sie war ein längliches, etwas schmales Brett, das, quer über den senkrechten Kreuzesstamm befestigt, mit letzterem die Figur gemacht haben

muss, welche wir als die herkömmliche Kreuzesform anzusehen gewohnt sind. (Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, so ist auf der berühmten Agemina-Thüre von S. Paul, dem Werke des Byzantiners Staurakios, die Sache in dieser Weise dargestellt — unter jenem kleineren, oberen Querbalken befindet sich dann erst der längere, eigentliche, so dass das Kreuz gewissermassen zum Doppelkreuze wird.) Ich erinnere mich der auch bei Sepp erwähnten Meinung, das Kreuz habe, als griechisches Gabelkreuz (Stauros) eigentlich die Gestalt eines Y gehabt. Der Gedanke hat, wenigstens für mich, etwas Ergreifendes. Dann hob der Gekreuzigte die Arme, wie sie der betende Moses auf dem Berge während des Kampfes gegen die Amalekiter gehoben, wie sie die ersten Christen (man sehe die Gestalten der sogenannten „Adoranten" in den Katakomben) zu heben pflegten; über seinem Haupte aber ragte, recht als das „Zeichen des Menschensohnes," die uns vertraute Kreuzesgestalt mit der dreisprachigen Inschrift für die drei Culturvölker der Zeit! Uebrigens war auch unsere gebräuchliche Kreuzesform dem Alterthume nicht fremd und ausserdem hatten die Römer ihr Sclavenkreuz (wir nennen es: Andreas-Kreuz) in Gestalt eines X, daher die gleichgeformte Ziffer 10 bei den Römern für keine glückliche Zahl galt. Mit einem Concetto, das sich zur Zeit der Marinismen, Euphuismen und Lohensteinismen hätte sehen lassen dürfen, ruft daher Ovid während eines Seesturmes auf dem schwarzen Meere von einer besonders gefahrdrohenden Woge: nona est posterior, undecimaque prior — wunderbar genug, dass er bei der Ertrinkungsgefahr zu dem Rechenexempel Zeit fand! Von der Kreuzesinschrift ist übrigens nur ein Fragment aus der Mitte erhalten, aus dem sich jedoch auf die Gestalt des Ganzen sehr leicht schliessen lässt. Und — wie sonderbar! — der Israelit, der die bekannten Worte im Auftrage des Pilatus niederschrieb, ging mit der hebräischen Zeile ganz richtig von der Rechten zur Linken — aber auch die griechische Zeile, die lateinische Zeile schrieb er, gewohnt in solcher Richtung, das heisst, nach unseren Begriffen rückläufig zu schreiben, in gleicher Weise. Dieses so überaus merk-

würdige Bruchstück wurde, wohlverwahrt und mit der Beischrift : hic est titulus verae crucis, in einer Kiste bei einer Reparatur am 1. Februar 1492 (in demselben Jahre. wo Columbus America entdeckte) an einer sehr verborgenen Stelle, hoch oben in dem noch dem alten Helenen-Bau gehörigen sogenannten Triumphbogen (wie er dem Basilikenstyl eigen ist) gefunden.

Wie kam diese Reliquie dahin? Fast glaube ich, dass sie, wie zu Constantins Zeiten noch alle antiken Erinnerungen völlig lebendig, ja nicht schon Erinnerungen, vielmehr noch lebende Gegenwart waren. als sogenanntes Telesma zum Schutz des Gebäudes eingemauert worden (unsere Münzen bei Grundsteinlegungen sind noch ein Nachhall davon) — liess doch noch Justinian dem Mauerwerke seiner Sophien-Kirche Lagen von Reliquien einfügen. Bei der Restaurirung von 1144 mag man die hoch oben im Scheitel des Bogens versteckte Stelle gar nicht berührt haben.

Der Gleichgültigste und Härteste wird dieses Erinnerungszeichen nicht ohne tiefe Bewegung sehen können. Es bezeichnet — selbst wenn man von allem Anderen absehen will — den grossen Wendepunkt der Weltgeschichte ! Und vielleicht darf man hier den Dämon zurückweisen, der so oft auch bei Reliquien uns die Frage in's Ohr raunt, ob denn das auch echt und wahrhaftig sei. Ebenso halte ich es zum guten Schlusse nicht für überflüssig zu bemerken, dass wir von den guten Männern in keiner Weise mit Almosen oder sonst in Anspruch genommen wurden. Sie entliessen uns eben so herzlich, als sie uns aufgenommen, und ich schied mit einer Rührung, von der noch jetzt, indem ich diese Erinnerungen niederschreibe, etwas in mir nachgezittert hat.

Uralte Heiligenbilder.

Es ist eine wunderbare Stelle, der weite grüne, von Fusspfaden durchzogene Wiesenplan, den man vor Augen hat, wenn man aus dem Porticus der lateranischen Basilika zu Rom auf die breite, sanft absteigende Stufenterrasse heraustritt. Die aurelianische Stadtmauer zieht sich quer durch und über sie hinaus schauen wir in die weite Campagna, bis wo die herrlichen Linien des Albaner- und Sabiner-Gebirges den Horizont begrenzen. Links zeigt sich, in die aurelianische Mauer gleichsam hineingeschoben, eine andere altehrwürdige Basilica: S. Croce in Gerusalemme mit ihren Nebengebäuden und dem Mauerring des Amphiteatrum castrense. Über lange Gartenmauern blicken, dicht gedrängt, immergrüne Eichen, Lorbeerwipfel und die breiten Schirme der Pinien. Nahe neben unserem Standpunkte linker Hand aber erhebt sich ein Gebäude, das wir für einen kleinen Palast oder eine palastähnliche Villa halten könnten, deuteten nicht manche Einzelheiten und insbesondere da und dort angebrachte religiöse Symbole auf kirchliche Bestimmung. Wie an den Bau angeschoben erhebt sich eine mächtig hohe Nische, eine in's Freie gekehrte Apsis, aus deren Halbkuppel eine nach barbaristisch-mittelalterlicher Kunst aussehendes grosses Mosaik mit hart gezeichneten, mageren Figuren in grellen Farben herüberblinkt — es ist der letzte Rest des berühmten leoninischen Tricliniums. Eine Reihe rothbrauner Mauerstumpfe und Mauerbögen, die sich dahinter hinzieht

und über die Baumwipfel blickt, bezeichnet die Trümmer der Wasserleitung des Claudius, dereinst bestimmt, mit ihren Strömen die Weiher und Zierbrunnen der mächtigen Cäsarenpaläste auf dem palatinischen Hügel zu speisen. Eine wunderbare Stille und Ruhe breitet sich über diese Gebäude, Denkmale und Trümmer verschiedener Culturepochen; — stehen wir dort an einem stillen blauen Frühlingstage oder an einem stillen blauen Nachsommertage, wo die südliche Sonne ihre volle, heiss einbrennende Kraft noch nicht oder wo sie sie schon wieder verloren hat, so könnten wir glauben, nach Arkadien, in ein Land seligen Friedens gerathen zu sein. Sinkt aber die Sonne, dann brennt die Campagna und brennen die fernen Bergzüge in purpurner, violetter, rosenfarbiger Glut auf, bis nach kaum merklich dauernder Dämmerung die Nacht plötzlich eintritt und der Mond mit seinem hier so wunderbar intensiven Silberglanze über den weiten, stillen Bezirk neue Zauber breitet. Diese einsame, am äussersten Ende Roms gelegene Stelle wird, gewisse Festtage ausgenommen, nur von wenigen Wandlern belebt. Allenfalls treibt ein Campagnabauer sein beladenes Eselchen zur Porta S. Giovanni herein oder rumpelt auf seinem plumpen zweirädrigen Karren (Biroccio) vorüber oder eine schöne Engländerin jagt auf ihrem schlanken Reitpferde, begleitet von einigen nachgaloppirenden Herren, denen der Hut im Nacken sitzt, vorbei oder es zieht eine Doppelreihe von Jünglingen in rothen, violetten oder sonstigen Talaren daher, mit stillem Ernst in den feinen, blassen Gesichtern, die Eleven irgendeines geistlichen Institutes. In dem Gebäude links neben dem Rest des Triclinium Leo's finden wir beim Eintreten jene scala santa, deren Stufen von den Gläubigen nur auf den Knieen erstiegen werden — gleichwie einst die triumphirenden Feldherren Roms die Stufen des capitolinischen Tempels knieend erstiegen — wie eigen zeigen sich in dieser Welt- und Wunderstadt überall die Reste und Spuren uralter Gewohnheiten! Schliessen wir uns den Betenden und Knieenden an oder steigen wir eine zweite, profane Treppe neben jener geheiligten in gewöhnlicher Weise hinauf, so kommen wir zu einer dämmernden, düster-

prächtigen Capelle, deren Architektur und Ausschmückung uns auf den ersten Blick in ihr ein Werk der Cosmaten aus der Zeit Nicolaus III. (1277 bis 1280) erkennen lässt. Mitten in der Capelle erblicken wir an gewissen hohen Festtagen, von zahlreichen Kerzen umstrahlt, ein altersbraunes Christus-Angesicht — und in ihm eines der merkwürdigsten Denkmale des christlichen Rom. Diese vera Ikon und das in S. Maria Maggiore aufbewahrte Madonnenbild, welches die Legende der kunstreichen Malerhand des Evangelisten Lucas zuschreibt, sind für die christliche Kunst und deren wichtigste Typen epochemachend geworden. Die Kunstgeschichte hat von ihnen bisher kaum noch Notiz genommen — die Weihrauchwolken des Cultus, welche vor ihnen aufwirbeln, haben sie dem Blicke der Forscher so gut wie entzogen, dazu die Schwierigkeit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit, sie, wie nöthig wäre, sehen und untersuchen zu können, denn diese Heiligthümer werden vor profanen Blicken sorgsam gehütet (auch hierin klingt etwas Antikes nach — man denke an Philoktet!) Jedermann kennt den Christus-Typus unserer Maler, unserer Bildhauer — jedes Volk hat ihn nach seinen Stammeseigenthümlichkeiten modificirt — der spanische Christus-Kopf des Murillo, Morales, Alonzo Cano unterscheidet sich sehr fühlbar vom Christus-Kopf des Johannes Bellini, Lionardo und so weiter bis auf Raphael und die Carracci; — Wohlgemuth, Adam Krafft, Dürer und Kranach bringen hinwiederum einen deutschen Zug hinein und doch täuschen wir uns keinen Augenblick darüber, wer oder was gemeint sei, und es ist uns jedesmal, als habe der Künstler eben das Rechte getroffen. Es liessen sich wohl manche tiefer gehende Gedanken daran knüpfen. Tizian (im „Zinsgroschen“) und Juan Juanez (im „letzten Abendmale“ zu Madrid — und wieder genau derselbe Christus als Halbfigur in der Esterházy'schen Galerie) machen den kühnen, aber trefflich gelungenen Versuch in die typisch gewordene Gesichtsbildung einen Zug nationaler, israelitischer Stammeseigenthümlichkeit zu bringen. Alle diese im Grundzuge so übereinstimmenden, in der individuellen Ausbildung des Einzelnen so verschiedenen Ge-

staltungen deuten auf das protoplastische Vorbild der Capelle Sancta Sanctorum in Rom zurück. Woher aber kam dieses Bildniss? Die älteste christliche Kunst hatte eine Art Scheu davor, Christus portraitartig zu bilden, — allgemeine Typen, oft sogar nur symbolischer Art, müssen genügen, an ihn zu erinnern: Orpheus, dessen Lyra die Geschöpfe anlockt und zähmt, ein Hirtenjüngling, der ein Lamm auf den Schultern trägt, hinwiederum ein blosses Lamm, ein Fisch, dessen griechischer Name (Ichthys) nach seinen einzelnen Buchstaben*), oder eine Taube, deren griechischer Name „Peristera" durch eine sonderbare Zahlenmystik die Beziehung giebt. (Im Griechischen sind die Buchstaben zugleich Zahlen — Christus nennt sich das Alpha und Omega, Alpha bedeutet auch 1, Omega 800, folglich Alpha und Omega 801 — in dem Worte Peristera ist aber p = 80, e = 5, r = 100, i = 10, s = 200, t = 300, e = 5, r = 100, a = 1; man summire und man wird 801 finden. Daher die metallenen schwebenden Tauben als Hostiengefässe, noch in der romanischen Kunstepoche — davon man in der Ambraser Sammlung und im k. k. Münz- und Antikencabinet eine aufsuchen möge, — daher hinwiederum die Taube, die den Gralsrittern jährlich das Abendmal bringt und die sogar unserem — Theaterpublicum aus dem „Lohengrin" bekannt ist). Auf altchristlichen Sarkophagen u. s. w. erscheint Christus als römischer Philosoph oder Redner oder als apollinisch schöner Jüngling. Als Constantia, die Schwester des Constantinus, das Verlangen äusserte, ein „historisches" Bildniss Christi zu besitzen, wurde sie von dem Bischof Eusebius von Cäsarea, an den sie sich gewendet hatte, strenge genug zurückgewiesen: „ob sie Christus in seiner irdischen Knechtesgestalt wolle? Den Verklärten auf Tabor aber hätten nicht einmal die Augen der Jünger zu ertragen vermocht" u. s. w. Aber die Sehnsucht der Constantia wurde bald die allgemeine — und schon auf einem Sarkophag (etwa aus dem 4. Jahrhundert) in den vaticani-

*) Jesus Christus theu yos soter, d. i. J. C., Gottessohn, Erlöser. Ohne Clemens von Alexandrien wäre uns die Deutung unbekannt.

schen Grotten, der nachmals den Leib Gregors V. (996 bis 999) aufnahm, kommt der uns bekannte Typus vor, den wir dann in dem schönen Kuppelmosaik der Taufe Christi in S. Giovanni in Fonte zu Ravenna, in dem nicht minder schönen Mosaik der Apsis von S. Cosmas und Damian in Rom und so weiter und fortan ohne Ende begegnen. Ein von den Byzantinern glücklich erdachter Typus ist es wohl nicht, er kommt unabhängig von byzantinischer Kunst vor. Adolph Stahr, der überall das Gras wachsen hört, auch in der Wüste Sahara, wo gar keines ist (man denke an die Historie mit dem in Rom aufgegabelten vermeintlichen Portrait Lessing's!), denkt bei den alten heiligen Typen an schmeichlerische Anspielungen auf die byzantinische Kaiserfamilie! Das widerlegt sich einfach durch die erhaltenen Denkmale und die byzantinischen Kaiser, deren Religiösität bis zur angsthaften Befangenheit ging, würden sich selbst eine solche „Schmeichelei" nachdrücklich verboten haben! Zudem lebte in der ganzen Christenheit der sehr begreifliche Wunsch, für die verehrten, nun so sehr kenntlich gewordenen Züge eine Beglaubigung zu besitzen. Und in der That widerstreitet es dem Gefühle, sich Christus z. B. so zu denken, wie ihn Michel Angelo „im jüngsten Gericht," ohne alle Rücksicht auf den überlieferten Typus, den er in seiner Pietà und in seiner Christus-Statue in S. Maria sopra Minerva doch respectirt hatte, gemalt hat. Die Legende war nicht verlegen Antwort zu geben Ganz nüchtern und rationalistisch klingt sie in der Erzählung, dass König Abgarus für sich ein Bildniss Christi durch einen Maler nach dem Leben habe zeichnen lassen. Die Geschichte des uralten Bildes in Rom klingt mystischer und poetischer: — St. Lucas, der Evangelist und Maler, habe ein Bild Christi angefangen, aber nicht zu vollenden vermocht — bis es plötzlich durch ein Wunder vollendet dastand, daher es auch Achiropoeton, „nicht von Menschenhand gemacht," heisse. Als Heiligthum lange und zuletzt in Constantinopel aufbewahrt, sei es im 8. Jahrhundert von den Ikonoklasten mit Vernichtung bedroht worden. Da habe Germanus, der Bischof, das Heiligthum den Meereswellen übergeben, mit

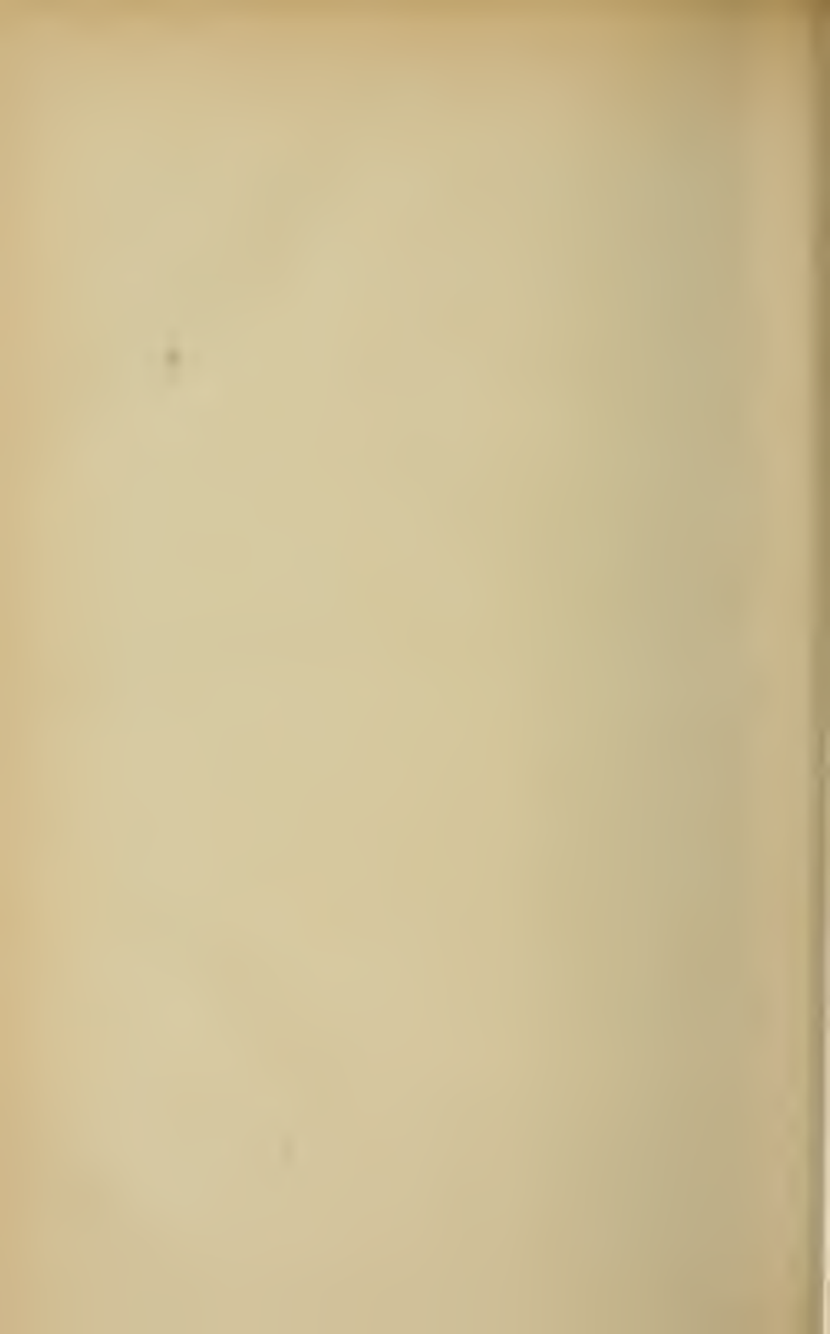
den Worten: „Rette, o Herr, dich und uns!“ Und siehe, das Bild schwamm über's Meer an die Tiber-Mündung, wo es der durch einen Traum belehrte Papst erwartete und in feierlicher Procession nach Rom überbrachte. Diese Legende ist merkwürdig sinnig, — in Bilder- und Zeichensprache versteckt, enthält sie einen historischen Kern — die Auswanderung und Rettung byzantinischer Kunstweise nach den westlichen Ländern, nach Italien (vorab zur Zeit des Bildersturmes) und die belebende Kraft, die sie hier äusserte, aber auch empfing, während sie daheim, im byzantinischen Reiche verholzte, erstarrte und endlich zur Mumie wurde. Jenes römische Bild in der Capelle Sancta Sanctorum zeigt den allbekannten Christus-Typus ganz en face genommen, die ovale Gesichtsform, die mandelförmigen, ernst und mild blickenden Augen, die hier etwas nahe beisammen stehen, die lange gerade Nase, den fein geschlossenen, kleinen Mund, den getheilten Bart. Von dem gescheitelten, wallenden Haar ist wenig zu sehen, da eine hufeisenförmige Einrahmung von mit Edelsteinen reich geziertem Goldblech, ein Geschenk Innocenz's III., das Gesicht einfasst und das Haar verdeckt. Die Gesichtsfarbe ist sehr dunkelbraun, etwa wie bei den Nubiern oder Abyssiniern, und offenbar nur durch Nachdunkelung so geworden. Die rechte Wange zeigt eine Verletzung, wie von einem gegen das Bild geführten Schlag. Bis auf Pius V. wurde das uralte Bild am Feste der Assumption Maria's in feierlicher Procession nach S. Maria Maggiore getragen, erst im Jahre 1863 veranstaltete Pius IX. dann wieder einen ähnlichen Festzug und eine Ausstellung des Bildes. Wer den Dom in Prag kennt, wird sich eines trotz alterthümlicher Strenge im Ausdruck ergreifenden, wunderschönen Christus-Kopfes auf Goldgrund erinnern. Er wurde von Karl IV. von seinem Römerzuge mitgebracht und als grosses Heiligthum in Karlstein verwahrt. Das Volk, welches sich die Weltgeschichte gerne nach seinen Bedürfnissen und Anschauungen legendenhaft zurechtmacht, erzählte ganz arglos und erzählt es wohl noch: Karl habe in Rom ein besonders hochverehrtes Christus-Bild gesehen und sich eine Copie erbeten. Diese

habe er dem Papste dann statt des Originals unterschoben, das Original aber nach seinem Karlstein gebracht —! Weder Hirt, welcher über das Prager Christus-Bild treffende Bemerkungen schrieb, noch ein anderer Forscher wusste über den Kern dieser Geschichte und die Provenienz des Bildes etwas zu sagen. Ein Blick auf das „Achiropoeton“ in der Capelle Sancta Sanctorum giebt sofort Licht über die Sache. Karl war ein überaus eifriger Reliquiensammler und wo er irgend ein Heiligthum ersten Ranges nicht bekommen konnte, griff er zu dem Gewaltmittel, es sich — zu machen. Die (ohnehin nur im Dichtertraume existirende) Gralsburg ersetzte er durch sein Karlstein, in Ermanglung der echten römischen scala sancta aus Rom wurde eine ähnliche mit eingefügten Reliquien in seinem Karlshof zu Prag angelegt, wo die Leute noch heute knieen und beten und eine Stufe hinansteigen und so weiter, bis sie oben sind, ganz wie in Rom. Das Achiropoeton konnte er dem Papste nicht so abdringen und abbitten wie den Cividalern ihr vermeintes Autograph des Marcus-Evangeliums — er griff also su dem Nothbehelf einer Copie. Diese ist zugleich merkwürdig treu und merkwürdig frei. Die Aehnlichkeit ist schlagend, aber der Künstler hat Alles in den Styl, die Vortragweise und Technik des 14. Jahrhunderts übersetzt. Das Tiefbraun des Originals ist einem lichteren, warmbräunlichen Teint gewichen, die Augen blicken lebendiger, der Mund ist beseelter, der Bart spitzer geschieden, die Haare hängen in fest gerollter Locke rechts und links herab. Sogar die Beschädigung an der Wange ist da, aber nur zufällig und nicht als Folge eines Schlages, sondern umgekehrt als Folge zahlloser Küsse von Andächtigen — daher das Prager Domcapitel das kostbare Bild mit Recht hinter eine Glasscheibe vor solcher allzu eifrigen Devotion gerettet hat. Es mag hier noch bemerkt werden, dass vom sechsten Jahrhundert ab mehr solcher Bilder „nicht von Händen gemacht“ auftauchten. Der Feldherr Philippikos entflammte 578 mit einem solchen den Muth seiner Truppen zum Kampfe gegen die Perser, auch Heraclius (613) besass ein solches Bild. Der Gedanke ist nicht abzuweisen, dass,

selbst wenn man das angebliche Abgarus-Bild aufgiebt, bei dieser so merkwürdigen portraitartigen Bildung nicht die Phantasie irgendeines Byzantiners thätig war, sondern eine alte, wohlverbürgte Tradition zu Grunde lag. Unter den Aposteln, den Jüngern und ihren Nachfolgern sollte sich nicht eine Ueberlieferung der irdischen Erscheinung Christi erhalten haben? Könnte doch ein einigermassen geschickter Zeichner selbst nach blosser Beschreibung in Worten diesen Typus kenntlich hinstellen! Portraitbilder waren in jener Zeit nichts weniger als selten — man denke z. B. an die 1868 in Pompeji gefundenen (bei deren Ausgrabung zugegen gewesen zu sein ich mir als besonderes Glück schätze). Die Bilderscheu einzelner Kirchenvorsteher ist kein Gegenbeweis. In flüchtigen Zügen war vielleicht die Gesichtsbildung von dem, jenem festgehalten worden, welche dann als erster, dürftiger Keim für die ausserordentliche spätere Entwicklung dienten. Die so ausserordentlich charakteristischen Bildungen der Apostel Petrus und Paulus (in Gold auf dem Boden der tiefblauen Agapengläser und sonst), welche ganz deutlich und unverkennbar Portraits sind, bis auf einzelne Zufälligkeiten der Bildung, den Kahlkopf und langen Spitzbart des Paulus, das krause Haar und etwas misslaunige Gesicht Petri, können wohl eben auch nur Producte einer solchen Tradition sein. — Neben dem Bilde Christi mussten die Christen kein anderes sehnlicher wünschen als jenes Maria's. St. Lucas, der Dädalus der christlichen Kunst, muss auch hier einstehen. Mehrere Kirchen Roms besitzen Marien-Bilder, die man ihm zuschreibt, was den Spott Kotzebue's keineswegs verdient, denn hat z. B. Raphael nur ein einziges Madonnenbild gemalt? Immerhin möglich, dass alle diese Bilder auf ein älteres, von Lucas entworfenes Bild zurückdeuten. Das schönste besitzt die Basilica von S. Maria Maggiore — es hat allen byzantinischen Madonnen zum Vorbilde gedient und weiter noch den Vätern unserer neuen Malerei, dem Cimabue und Duccio di Buoninsegna. Ein besonderer Gegenstand der Verehrung des Francesco Borgia ist es in zahllosen Copien verbreitet, die alle dem Original gleichen und nicht gleichen

(eine Copie auf dem Hochaltar der Michaeler Kirche in Wien). Eine besondere Classe der Copien bilden die „schwarzen Marien-Bilder“ (la madonna mora), welche dadurch entstanden, dass der bräunliche Ton des durch Lampen- und Weihrauchdunst verdunkelten Originals (wie denn übrigens die byzantinischen Bilder von Hause aus nach tiefen, dunklen Farben gehen) durch Missverständniss immer dunkler und endlich zuweilen sogar negerhaft schwarz genommen wurde. Dieses ist die Genesis solcher Bilder und nicht, wie man wohl erzählt, der Wunsch, den Negervölkern angemessene Heiligenbilder zu schaffen (!). Der Typus des an sich schönen, edlen, hochfeierlichen Marien-Bildes von S. Maria Maggiore blieb, wie gesagt, bis in's 14. Jahrhundert massgebend. Im 15. Jahrhundert führten statt dessen die Florentiner ihr bürgerlich-florentinisches Madonnen-Ideal ein (Fra Lippi's Lucretia Buti! u. a.), die deutschen Meister von Nürnberg nahmen Maria dagegen als deutsche Bürgersfrau u. s. w. Die Umbildungen nach nationalem und localem Typus sind hier unvergleichlich stärker als in den Christus-Köpfen. Die schönsten unter den letzteren aus der Zeit der Kunstblüthe sind wohl Bellini's Christus in Emaus, Tizian's Christo della moneta, Lionardo's Christus im letzten Abendmahl, Raphael's Christus in der Disputa (zugleich Kind, Jüngling und Mann, ein wahrer Christos meilichios, wie vielleicht ein antiker Grieche gesagt hätte) und der verklärte Christus der Transfiguration. Und Raphael hat uns in seiner Madonna delle Seggiola das schönste Bild heiliger Mutterliebe hingestellt und in seiner sixtinischen Madonna das Bild höchster Herrlichkeit und Verklärung, von dessen Anblick Schiller wohl zu den herrlichen Versen der Vision seiner sterbenden Johanna begeistert worden sein mag.





Zwei Charakterköpfe.



Pater Theiner.

(Eine römische Reminiscenz aus dem Jahre 1870.)

Dass die Entlassung des päpstlichen Archivars Pater Theiner aus seinem Dienste seinerzeit in Rom grosses. und bei Allen. die nicht zur Fahne der Jesuitenpartei geschworen haben, peinliches Aufsehen erregt haben muss, wird Jeder begreifen, der da weiss, wie geachtet der ausgezeichnete Mann von jeher gewesen, oder wer selbst je mit ihm zu thun gehabt. Er scheint das erste Opfer einer geistigen Bartholomäus-Nacht gewesen zu sein, welche die Jesuiten damals in's Werk setzten. Ueberraschen konnte aber dieses Ereigniss schwerlich, wenn man wusste, dass Theiner in Rom von jeher als der entschiedenste Gegner der Jesuiten gegolten, ja gewissermassen als Haupt und Führer der Opposition gegen die Loyoliten angesehen wurde. Während ich sagen muss, dass ich in den italienischen Klöstern, Archiven, Bibliotheken u. s. w. durchaus mit einer wahrhaft liebenswürdigen „Gentilezza" behandelt worden bin, ja manche Orte, wie der Sacro Convento in Assisi, die Osservanza bei Siena u. A. m. mir in unauslöschlicher Erinnerung bleiben, fand ich im Collegio Romano zu Rom einen Ton oder eine Tonart, deren Vorzeichnung (wie ein Musiker sagen würde) der alte Jesuitenspruch zu sein schien: „Der Jesuiten-General ist gleichsam Gott, die Jesuiten sind die Menschen, die Nichtjesuiten Thiere." Nach dieser absteigenden Klimax sind also vermuthlich die Gegner der Jesuiten Teufel, und da

mag sich denn der treffliche Theiner nicht wundern, wenn man gegen ihn den „Exorcismus“ angewendet und an seine Stelle eine „correcte“ Persönlichkeit, einen „Menschen“ (im Sinne jener Abstufung) gesetzt hat, der, falls er im Archive unangenehme Documente finden sollte, sie sofort in die letzte Ecke stecken wird, statt, wie Theiner, gelehrte Abhandlungen darüber zu schreiben, in denen, wie nach Klaus Zettel in der Geschichte von Pyramus und Thisbe, „Dinge vorkommen, die nimmermehr gefallen werden.“ Es sind die Zeiten Nicolaus' V. nicht mehr, wo ein Lorenzo Valla die „Schenkung Constantin's“ mit schonungsloser Kritik als Fabel darstellen durfte und dennoch apostolischer Scriptor blieb und 1457 in der Hauptkirche Roms, in San Giovanni in Laterano, mit Ehren beigesetzt, eine Grabschrift fand, die ihn mit den Worten begrüsst: „Salve rex linguae Laurenti Valla latinae“ u. s. w. Sollte es wahr sein, dass man ein Denkmal Constantin's mit der Schenkungsurkunde zu errichten beabsichtigt, so muss Valla's Grabstein aus dem Lateran heraus, oder aber die ihm in den Schlussworten verheissene Himmelfahrt „donec tecum una postrema luce resurgens felix coelestes possit adire domos“ muss die entgegengesetzte Richtung bekommen. Ich lernte Pater Theiner während meiner ersten Anwesenheit in Rom, im Herbste 1865 kennen. Im päpstlichen Archive mit seinen historischen Schätzen hatte ich nichts zu suchen, aber desto mehr in den musikalischen Archiven der einzelnen Kirchen, zu denen der Zutritt nicht so ganz leicht ist, wie zu den öffentlichen Bibliotheken. Eines der wichtigsten war mir das Musik-Archiv von Santa Maria in Valicella (Chiesa nuova), nicht zu verwechseln mit der valicellischen Bibliothek. Im Saale (Oratorio) des Klosters hatte einst Emilio del Cavaliere sein geistlich-allegorisch-musikalisches Drama: „Dell' anima e del corpo“, aufgeführt, Anerio, Animuccia hatten einst für diesen Musikchor gearbeitet, Werke von Goudimel, von Palestrina, so gut wie unbekannt, sollten da zu finden sein. Liszt, dem ich von der Sache sprach, rief aus: „Nichts leichter als dies, ich gebe Ihnen meine Empfehlung an Pater Theiner und Pater Theiner empfiehlt Sie an den Vorsteher des

Klosters!“ Eben damals hielt sich ein in Belgien begüterter Graf, Ludwig Stainlein in Rom auf. Ich hatte die Bekanntschaft dieses wahrhaft edlen und liebenswürdigen Mannes in Florenz gemacht, im Quartettsalon Jean Becker's (ich dachte damals nicht, dass ich einige Jahre später, im Mai 1868, dabei sein sollte, als Graf Ludwig's Sarg in St. Sabina auf dem Aventin in die Erde gesenkt wurde). Graf Stainlein war ein sehr talentvoller Componist, intimer Freund Liszt's und auch mit Theiner sehr befreundet; er war der erste Bekannte, mit dem ich am ersten Morgen in Rom in der Peterskirche zusammentraf; wir holten damals sogleich Liszt ab und fuhren in Gesellschaft zum Frühstücke. Fortan war das Haus Stainlein für mich in Rom eine Art von Asyl. Eines Tages, als ich zu Besuche kam, sagte mir der Graf: „Morgen gegen Mittag erwartet Sie Pater Theiner; er will Ihnen Ihr Creditiv für das Archiv der Valicella geben.“ Am folgenden Mittag eilte ich in Theiner's Wohnung im Vatican. Der Vatican ist etwas gross, und wer an Jemanden adressirt ist, weiss einstweilen so gut wie nichts, wenn er nichts weiter weiss, als dass sein Mann einige von den 11,000 Sälen und Zimmern eines Palastes bewohnt, der, wie Sueton von weiland Nero's goldenem Hause sagt, ein Gebäude „ad urbium speciem“ heissen kann. Indessen hatte mir mein werther Graf den Weg so ziemlich genau angegeben, ganz um die Peterskirche herum, dann geradeaus den schmalen Weg zwischen dem Palaste und der Mauer links, über welche die Bäume des Giardino pontificio herüberblicken, bis zu der Thür zunächst am Braccio nuovo. Beim Eintritte in besagte Thür erblickte ich sofort ein ganz schlechtes, mit blauer Oelfarbe angestrichenes Briefkästchen an der Wand mit der Inschrift: „Padre Theiner.“ Ich war also auf der rechten Spur. „Geheimnisse“, dachte ich, „müssen es nicht sein, die dem gelehrten Manne im Wege dieses Briefkästchens zukommen — der Deckel klafft und ist nicht einmal, wie ich sehe, sperrbar, die Ritze zum Hineinwerfen der Zuschriften ist bei so bewandten Umständen reiner Ueberfluss.“ Es galt nun noch das dritte Stockwerk, das heisst, eine mässige Thurmhöhe zu ersteigen. Oben an-

gelangt, liessen mich die Fenster der schmalen Wendeltreppe einen Blick in den Giardino della pigna, auf Bramante's berühmte Exedra und den colossalen broncenen Pinienapfel thun, der ehemals im Vorhofe der alten Peterskirche stand, und so sehr Wahrzeichen Roms war, dass Mahomed, der Eroberer Constantinopels, seinen Janitscharen zurufen konnte: beim ehernen Apfel hoffe er sie wiederzusehen. Ich fand Theiner's Wohnung sehr geräumig — und in diesem Sinne bequem — anheimelnd gar nicht. Der erste Saal — man konnte nicht sagen Zimmer — war mit gewaltigen Fresken in den Dimensionen der Rafael'schen „Schule von Athen" ausgemalt, Arbeiten eines mittelmässigen Gross- und Schnellmalers, etwa aus der Zeit Vasari's oder Pietro Berettini's. Wie richtig — ich dachte an Pompeji — wie richtig empfanden doch die Alten, welche ihre Wohnräume mit kleinen und ganz decorativ gehaltenen figuralen Darstellungen ausschmückten! Mir hätte nicht wohl und behaglich sein können unter diesem Gewimmel überlebensgrosser Heroengestalten, die da an allen vier Wänden herummichelangeleskirten; ich wäre nicht im Stande gewesen, dort ein Feuilleton oder gar eine wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben. Aber Gewohnheit macht viel, und ein grosser Gelehrter wie Theiner ist im Stande, so sehr von allen Aeusserlichkeiten zu abstrahiren, dass er, wenn er eben in seine Arbeit vertieft ist und der Donner in's Haus schlägt, allenfalls mit der gleichgiltigen Frage von seinen Papieren aufblickt: „Was hat der Hausknecht eben zur Thüre hereingerufen?" Ich wartete nicht lange, so öffnete sich in einer Ecke eine Thür und Pater Theiner trat ein. Er machte in seinem milden, ruhigen Wesen, mit halbgedämpfter Stimme, freundlich, aber auch kein Wort mehr sprechend, als zur Sache gehörte, ganz den Eindruck eines ächt deutschen Gelehrten. Dieses ruhig, aber scharf blickende Auge, dachte ich, ist es gewöhnt, aus vergilbten Pergamenten sich, wie aus einem Reflexspiegel, die Bilder vergangener Jahrhunderte entgegenschimmern zu sehen; mit den Geistern alter Zeiten verkehrt er täglich und stündlich, und sie erzählen ihm, wie es in Rom ausgesehen, als die Innocenz, Urban

und Sixtus herrschten und die Cola Rienzi und Stefano Porcari ihre republikanischen Ideale verwirklichen zu können träumten, als Braccio v. Montone siegreich einzog und als Eugen IV. auf dem Tibernachen, verfolgt von seinen nachschiessenden Römern, gegen Ostia floh, wo ihn die rettende Galeere erwartete, die ihn gegen Pisa und Florenz brachte. Ueber der Herrlichkeit des antiken Rom vergisst man so gerne, wie unheimlich anziehend das düstere Rom des Mittelalters ist, das uns erst Männer dieser Art näher gerückt haben — ich muss hier ausdrücklich auch Papencordt, Gregorovius und Alfred v. Reumont nennen, nebst dem in der Localkenntniss des alten Rom. insbesondere der ersten christlichen Jahrhunderte, wahrhaft einzigen Rossi, dessen Arbeiten über die Katakomben auf ihrem Gebiete epochemachend heissen dürfen.

Ich trug mein Anliegen dem Pater Theiner kurz vor; mit grösster Freundlichkeit versah er mich sofort mit einem schriftlichen Creditiv, vor dem die Thüren der Musikkammer der Valicella sofort aufsprangen. Die reiche wissenschaftliche Ausbeute für Musikgeschichte, welche ich hier machte, danke ich ganz ausdrücklich dem werthen Manne.

Meine römischen Freunde redeten von Pater Theiner's Wissen und persönlichem Charakter mit Hochachtung, ja mit ungewöhnlicher Wärme. Dass er den Jesuiten völlig abgeneigt sei und gegen sie gewissermassen auf dem Kriegsfusse stehe, erfuhr ich schon damals; es wurde das beinahe als das charakteristische Merkmal des Mannes betont. Warum er ihnen so abgeneigt sei — das deutete Niemand näher an. Vielleicht um einiger Reflexlichter aus den erwähnten vergilbten Pergamenten willen und wohl auch, weil sein helles Auge die Verhältnisse in Rom klar durchschaute und ihn die Consequenzen, die uns jetzt nahegerückt sind, in der Ferne schon erkennen liess. Dass er, wie berichtet wird, jenen „Schlag aus heiterem Himmel“ mit philosophischer Ruhe erträgt, ist bei einem solchen Manne ganz begreiflich. Ich würde sogar ungläubig den Kopf schütteln, wollte man mich glauben machen, dass er etwa über die erlittene Behandlung in leidenschaft-

liche Heftigkeit ausgebrochen sei. Er musste darauf gefasst sein und hat sich schwerlich über das Los täuschen können, das ihn erwartete, sobald die Jesuiten die Oberhand bekamen. Ob dieses sein Los für Andere eine Warnung oder ein Vorzeichen des eigenen sein wird, mag dahingestellt bleiben.

Späterhin, am Weihnachtsabend, traf ich Pater Theiner im Salon der gräflichen Familie Stainlein auf Trinità de' Monti. Nebst ihm war Liszt als Gast zugegen, ein höherer Geistlicher aus Mexico und zwei junge Künstler, für deren Talent und Werke sich der Graf interessirte, der Bildhauer Ludwig Schimek aus Prag und der Maler Jacob Wüger aus dem Thurgau. Die Conversation war lebhaft, Theiner nahm daran fast mehr durch Lächeln und Blicke als durch Worte Antheil; wenn er aber einmal das Wort nahm, so war es sicher nichts Unbedeutendes, was er sagte. Er machte ganz den Eindruck des Weisen, dessen Seele, mit Jean Paul zu sprechen, „eine Barometerröhre am Aequator ist, in welcher selbst der Tornadosturm nur wenig verrückt." Ob der Triumph seiner Gegner diesen etwa goldene Früchte tragen wird (Lorbeern trägt er ihnen auf keinen Fall), ist erst noch abzuwarten. Bei den Tendenzen, die sie verfolgen, vergessen sie nur Eines: dass die Sonne am Himmel stehen bleibt, wo sie eben ist, wenn man auch an allen Uhren der Welt die Zeiger gewaltsam zurückdreht. Die Entwicklung der Philosophie durch Descartes, Leibnitz und Kant, sowie deren Nachfolger können die Herren z. B. nicht ungeschehen machen, und wenn sie sich zu Gunsten der Scholastik noch mehr, als sie ohnehin thun, und bis zum Zerbersten anstrengen wollten, sie können die „Kritik der reinen Vernunft" wohl aus der Schulbibliothek ihres Collegiums, aber nicht aus der Welt hinauswerfen. Und auch die strenge Forschung des Historikers, des Mannes der Documente, wie Theiner war, werden sie nicht aus der Welt hinauszanken können. So wie ehemals die Abschreiber schwören mussten, getreu und wahrhaft abschreiben zu wollen, was ihnen vorgelegt wird, so legen Männer dieser Art gleichsam am Altare der ewigen Wahrheit einen

feierlichen Eid ab, getreulich zu berichten, was sie im Buche der Weltgeschichte fanden, mag es Anderen nun angenehm oder unangenehm klingen. Nun aber z. B. vier Jahrhunderte nach Lorenzo Valla abermals mit der „Constantin'schen Schenkung“ anrücken zu wollen, dazu muss man entweder selbst verzweifelt naiv sein oder die Welt für verzweifelt naiv halten.

Ferdinand Gregorovius.

Es ist ohne Zweifel ein erhebendes Gefühl für jeden, der sich eine grosse und wichtige Aufgabe gestellt hat, diese Aufgabe, welche vielleicht Jahre in Anspruch nahm, endlich gelöset und glücklich gelöset vor sich zu sehen. Dieses Gefühl mag dem Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ Ferdinand Gregorovius lohnen, wenn er sein Werk: die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ betrachtet, das für ihn unverkennbar die Hauptaufgabe seines Lebens gewesen. Das Werk selbst hat etwas von dem Monumentalen seines Gegenstandes — Rom. Wir besitzen ausgezeichnete Arbeiten über das mittelalterliche Rom von Papencordt, und über Rom überhaupt von Alfred v. Reumont; sie sind nicht als etwa durch Gregorovius beseitigt oder werthlos und entbehrlich geworden, anzusehen; alle diese Werke haben und behalten ihren hohen und dauernden Werth, kaum aber hat jemand die Aufgabe tiefer erfasst und glänzender gelöset als eben Gregorovius. Wenn Bayle meint, jenes Geschichtswerk sei das beste, welches alle Parteien und alle Confessionen und zwar aus entgegengesetzten Gründen ärgert, so hat Gregorovius' Geschichtswerk auf ein solches Lob allerdings keinen Anspruch. Vielmehr dürften selbst einander oppositionelle Richtungen sich hier in der Anerkennung vereinigen, ungeachtet sie es schwerlich übersehen könnten, dass Gregorovius für keine von ihnen so völlig und unbedingt einsteht, wie sie vielleicht wünschen und verlangen. Gregorovius, von Geburt ein Mecklenburger, lebt seit

Jahren in Rom. Der wunderbar bildende Einfluss der ewigen Stadt, welchen schon Goethe mit vollem Rechte betont hat, bewährte sich auch an ihm — er hat es gelernt, Menschen. Dinge und Begebenheiten mit grossem Blicke anzuschauen, und das ist für einen Historiker auch nöthig, welcher die Geschichte Roms schreiben will. Aber auch den Boden der Begebenheiten, wo sich das grosse geschichtliche Drama, welches er schildern will, abgespielt, Land und Leute, Städte, Kunstdenkmale und die erhaltenen Trümmer und Reste alter Zeit soll der Historiker kennen. Gregorovius hat Italien, besonders Mittel- und Unter-Italien — auch die Nachbarinseln — nach allen Richtungen durchforscht, die entferntesten Gebirgswinkel, welche in dem vieldurchwanderten Italien eine völlige terra incognita geblieben waren, hat er aufgesucht, mit dem Volke hat er verkehrt und gelebt — und glücklicherweise hat er zu dem allen Zeit und Musse gefunden, während unter hundert Büchern und Schriften, welche von und über Italien handeln, neunundneunzig das eilige Product eiliger Beobachtungen sind und selten weiter gehen, als der Blick von der grossen Heerstrasse der Reisenden reichen mag. Was hat man denn z. B. von Corsica, ehe Gregorovius es in so anziehender Weise geschildert, mehr und Besseres gedacht. als es sei ein wildes Felseneiland, voll wilder oder halbwilder Bewohner, deren Dolche ewig zur „Blutrache“ gezückt sind, oder was wusste man von Elba — ungeachtet schon die historische Riesengestalt des ersten Napoleon wohl geeignet gewesen wäre, für beide Inseln ein lebhaftes Interesse zu erwecken, und ungeachtet dem Reisenden, welchen die Maremmen-Bahn von Livorno nach Civitavecchia führt, sobald er hinter Cecina, Bambolo und S. Vincenzo das tiefblaue Mittelmeer, welches ihm bald hinter Livorno verschwunden, wieder erblickt und er das Vorgebirge von Piombino passirt hat, Elba wie ein gezackter Amethyst nahe genug auftaucht und anscheinende graue Wolkenmassen, welche dahinter auf dem Meereshorizont lagern, sich bald genug durch ihre scharfen Umrisse als die Felsengebirge Corsica's legitimiren. Gregorovius hat aber nicht bloss für das

Land ein warm schlagendes Herz, sondern auch für dessen Bewohner; er hat das Volksleben mit seinen Arten und Unarten, im Guten und Schlimmen, mit aller eindringenden Schärfe eines überlegenen Geistes beobachtet, aber er hat auch mit liebenswürdiger Humanität sich selbst so zu sagen mit hineingestürzt, es mitgelebt. An irgendeinem seltsam originellen Kauz von Dorfbarbier, Stadtschreiber oder Bettelmönch hat er in den lebensvollen Schilderungen seiner italienischen Wanderjahre die herzlichste Freude und weiss uns ihn leibhaft und lebendig hinzustellen, obschon er als Historiker gewohnt ist, mit den grossen Schatten alter Jahrhunderte Zwiesprache zu pflegen und sie vor uns heraufzubeschwören. Wenn irgendwo die blanke historische Wirklichkeit den Eindruck eines erhabenen Epos, wie keine Dichterphantasie es träumen könnte. macht, und wenn sich irgendwo der Ausspruch des Dichters bewährt, die Weltgeschichte sei das Weltgericht, so ist es in der Geschichte Roms, man mag jene des Alterthums oder die mittelalterliche, ja selbst die neuere und neueste in's Auge fassen, wiewohl wir der letzteren noch persönlich zu nahe stehen, um ihre Gestalt rein und völlig wahrnehmen zu können; um einen Coloss deutlich sehen zu können, muss man den Standpunkt in einer gewissen Distanz nehmen. Rom bleibt am Ende immer der Centralpunkt, nach dem sich alle Blicke wenden und von wo aus die Geschicke der Welt direct oder indirect bestimmt worden sind. Wenn ein neuerer Dichter (der seit Gervinus' und Julian Schmidt's misslauniger und ungerechter Kritik zur Ungebühr vom deutschen Parnass verjagte Jean Paul) von der Peterskirche sagt. „Die Zauberkirche, die der Welt Segen, Fluch, Könige und Päpste gab", so wäre dies Wort auf ganz Rom auszudehnen, und ein anderes schönes Wort desselben Dichters, dass in Rom die Geister der Helden, der Künstler, der Heiligen dem Menschen begegnen und ihn fragen: „wer bist du?" spricht in kürzester Fassung den Grund jenes Zaubers aus, den wohl noch jeder in Rom empfunden hat — eines Zaubers, der, wie Gregorovius richtig bemerkt, anfangs gar nicht oder kaum fühlbar ist. aber langsam. langsam aus der Erde

steigt, bis es zuletzt heisst: „Rom für immer“ — und der das Scheiden von Rom fast wie ein Scheiden vom Leben empfinden lässt. Wer einmal von Fontana Trevi getrunken, den zieht es immer wieder mit seltsamer Magie dahin zurück, sagen die Römer — und sie haben nicht Unrecht.

Wir besitzen über das antike Rom eine Menge vortrefflicher historischer und archäologischer Werke; über das altchristliche, das auch wieder eine wunderbar anziehende Gewalt übt, geben uns in neuester Zöit die Forschungen und Publicationen G. B. Cavaliere de Rossi's, Spencer-Northcote's und M. R. Brownlows Licht. — Gregorovius hat für sich das mittelalterliche Rom gewählt, wo heller Glanz und schauerliche Nacht wunderbar wechseln, und der Gesammteindruck ein düsterer, aber ergreifend grossartiger bleibt. Dieses mittelalterliche Rom, wie es Gregorovius nimmt, ist nicht scharf und strenge auf das eigentliche Mittelalter beschränkt, das man doch wohl nur erst mit der Zeit Carl des Grossen (also in runder Zahl mit dem Jahre 800) anfangen lassen kann und das sein Ende mit den weltbewegenden und weltumstaltenden Begebenheiten der Entdeckung Amerika's (1492) und der Reformation (seit 1517) findet: ja das für Italien schon früher geendet hat, wo auf geistigem und Kunstgebiete Dante der Dichter, Giotto der Maler seine letzten und grössten Vertreter sind und in Rom schon mit Cola Rienzi im 14. Jahrhundert, im folgenden aber mit Papst Nicolaus V. (1447—1455) und hinwiederum mit der gegen diesen Papst gerichteten Verschwörung Porcari's ein neuer Geist sich zu regen beginnt, der in Rom begreiflicherweise zunächst nach der Herrlichkeit des untergegangenen alten Rom zurückblickt und sie, wie Rienzi und Porcari, wieder heraufholen möchte, was nun allerdings nicht gelingen kann, aber der neuen Zeit die Wege bahnen hilft. Gregorovius beginnt sein Buch mit der Zeit, wo Kaiser Valentinian des Ersten Mailänder Decret und die Zerstörung der Tempel dem antiken Rom sozusagen ein officielles Ende machen. Gregorovius schliesst sein Buch mit der schrecklichen Katastrophe des „Sacco di Roma“ (1527) und dem Tode Clemens VII. Das Rom, welches

die deutschen und spanischen Truppen Karl V. in einem Meer von Blut und Flammen untergehen lassen, ist nicht mehr das mittelalterliche Rom Gregor's VII. und Innocenz III., es ist das Rom der Renaissance, das Rom, welchem Julius II. und Leo X. seinen Charakter gegeben. Gregorovius hat aber seine Grenzen mit vollem Rechte so gesteckt, wie er es gethan, — um das eigentlich mittelalterliche Rom zu verstehen, muss man vorher die Barbarenstämme in's Auge fassen, welche das alte Rom stürzten und verödeten, vom einstweilen missglückten Zug des Rhadagaisus und dem erfolgreicheren des West-Gothen Alarich an bis auf Robert Guiscard und seine Normannen — und ebenso muss man den Uebergangsprocess des mittelalterlichen Rom in das neuere vollständig klarmachen. Es ist fast wie eine Ironie, wenn Gregorovius sein Buch mit dem äusserlich übermässig prunkhaften, aber in Wahrheit nur ein jämmerliches Nachspiel der alten römischen Triumphe vorstellenden Triumphzug des Schwächlings Valentinian eröffnet — wo die gaffenden Römer die Schuppenpanzer, die bunten Trachten, die seltsamen Waffen und fliegenden Drachenfahnen der fremden Hilfstruppen und Söldlinge des Kaisers anstaunten, ohne auch nur zu ahnen, welches höchst bedeutungs- und verhängnissvolle Zeichen der Zeit diese den alten Legionen beigesellten barbarischen Elemente für Rom seien. Gregorovius' Buch wirkt insbesondere auch darum so äusserst anziehend, weil es, wie es ein grosses, festgefügtes, innerlich zusammenhängendes Ganze bildet, doch, wo es der Moment erlaubt oder vielmehr erheischt, einzelne Darstellungen wie glänzende Historiengemälde hervortreten lässt. Es ist, als habe er es dem Maler Raphael in den Stanzen des Vaticans abgesehen — und vielleicht ist ein solcher Einfluss nicht ganz abzuweisen. Die Schilderung der Scene, wie während der Plünderung Roms durch Alarich's Gothen ein Zug von Frauen und Jungfrauen mit Heiligthümern mitten durch den Mord und Brand, von den Barbaren unbeirrt, ja beschützt, in feierlicher Procession nach der Kirche als dem sichern Asyle zieht, ist so ergreifend, wie späterhin die Schilderungen der grossen

Pestprocession Gregors des Grossen und des über die Leiche des unglücklichen Formosus (st. 896) von seinem Nachfolger Stephan VII. gehaltenen Todtengerichtes gleich schauerlichen Nachtstücken wirken. Die Erzählung der Vertheidigung Roms gegen die Gothen durch Belisar hat etwas — Iliadenhaftes, möchten wir sagen; und so wäre noch sehr vieles Einzelne hervorzuheben. Aber Gregorovius bringt solche mit Meisterhand gemalte Einzelbilder nur, wo es sein Hauptzweck erlaubt, ja erfordert. Ueber die entsetzliche Katastrophe, welche Prato 1512 durch die spanischen Truppen des Vicekönigs Cardona erfuhr, geht er mit den wenigen Worten hinüber: „Er stürmte Prato am 30. August und diese unglückliche Stadt erfuhr die grässlichste Plünderung; dies machte Florenz zittern" u. s. w. Wie Mancher würde der Versuchung nicht widerstanden haben, nach den gleichzeitigen im Archivio storice mitgetheilten Schilderungen ein Greuelgemälde zu malen und etwa als eben so wunderbare wie rührende Episode die Rettung der jungen Frau Nanna zu erzählen und so fort. Dagegen giebt Gregorovius von der Plünderung Roms in den furchtbaren Maitagen 1527 eine sehr eingehende Darstellung, aber eine Darstellung, welche, so stark die Farben auch sind, doch nirgends es darauf anlegt, dem Leser durch Schreckensscenen bange zu machen — man hat dabei den am Ende doch nur erhebenden Eindruck eines sich unerbittlich vollziehenden Gottesgerichtes. Es ist überhaupt der edle Gerechtigkeitssinn des Autors, welcher wahre Achtung für ihn abnöthigt. Er hat lange genug in Rom gelebt und kennt es zu genau, um es etwa mit den Augen anzusehen, womit es die deutschen Controversprediger des 16. Säculums oder Frundsbergs Landsknechte ansehen — er ist nicht Guelfe und nicht Ghibellin, er steht, wie der Historiker immer sollte, fest, klar schauend und unbefangen über beiden, er macht nicht schwarz in schwarz, um der einen Partei, und nicht Gold in Gold, um der andern zu gefallen, er sagt die Dinge offen, ehrlich, wie er sie findet, und selbst eine gewisse Neigung, milde und ruhig zu urtheilen und zu beurtheilen, macht sich überall fühlbar, was strenge und scharfe Ur-

theile an einzelnen Stellen nicht ausschliesst. So z. B. erfährt Cola Rienzi, weit entfernt in's Poetisch-ideale gemalt zu werden, eine ziemlich strenge Beurtheilung. Gregorovius versteht es, von den bedeutenden Charakteren, die da auftreten, höchst individualisirende, lebensvolle geistige Portraits zu geben — man hat auch Ranke's „Päpste“ mit von Meisterhand gemalten Bildnissen verglichen — aber Gregorovius hütet sich wohl diese seine Bildnisse absondernd einzurahmen; sie erscheinen nur als Hauptfiguren mitten in den Gruppen seiner grossen historischen Gemälde. Will man ein bestimmtes Beispiel, so schlage man die Schilderung Cesare Borgia's auf und beachte, wie klar Gregorovius die feinen und vielverwickelten Fäden seiner Politik auseinanderlegt, die dann doch ihr Ziel, die Herrschaft über Italien, verfehlte — ein Ziel, welches vor Cesare's Zeiten nur Arduin von Ivrea und in neuester Zeit wiederum Victor Emanuel wirklich erreicht hat. In der Art, wie Gregorovius den Ausgang Cesare's schildert, spürt man etwas wie den Flügelschlag der Nemesis. Es wäre unbillig, dem Manne, der eben die Schreibfeder bei Seite gelegt, zuzurufen: „arbeite weiter!“ Aber freudigst würden wir es begrüssen, wenn Gregorovius uns auch die Zeit der grossen Päpste der Gegenreformation u. s. w. schildern wollte. Welche Charaktergestalten müssten Paul III. und IV., Pius IV. und V., der mächtige Sixtus V., Urban VIII. (den aus der Renaissance in's Barocco übersetzten Leo X. könnte man ihn nennen) in seiner Darstellung werden?

Gregorovius' köstliche, Italiens Land und Volk schildernde Bücher führen uns auf seine kleineren Schriften. Wer hätte wohl Goethe's „italienische Reise“ gelesen, ohne sich, wenn er das schöne Land noch nie betreten, von einer wahren Mignon-Sehnsucht ergriffen zu fühlen: „dahin, dahin“ — oder, wenn er auf dem „heute nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ bis Rom, Neapel und Sicilien gekommen, daheim die Schilderungen des grossen Dichters gelesen, ohne sich wenigstens im Geiste wieder in den Süden versetzt zu fühlen? Zur Beschwichtigung des Heimwehs, von dem man wohl jezuweilen ergriffen wird, wenn

Einen wieder „der grauliche Tag hinten im Norden umfängt“, giebt es nebst Goethe's Reisebriefen und Berichten noch einige probate Mittel — gewisse Gedichte des Horaz. das Moretum des Pseudo-Virgil (noch heute das treueste Bild einer kleinen Campagna-Wirthschaft), Manzoni's Promessi sposi, deren einzelne Figuren in Italien leibhaft kennen gelernt zu haben man sich erinnert, und die „Wanderjahre in Italien“ von Gregorovius. Adolf Stahr hat sich in seinem berühmten „Jahr in Italien“ allerdings und bis zum Zerbersten angestrengt, um Goethe nicht nur zu erreichen, sondern womöglich zu überbieten, er hat sogar „römische Elegien“ und „venetianische Epigramme“ in den Text seines Reisebuches einzuflechten nicht vergessen, und es nicht verschmäht, gelegentlich auch ein wenig auf Heinrich Heine's Lyra zu klimpern.

Trotz der grossen Contribution, welche er seiner archäologischen und philologischen Gelehrsamkeit, seinem Liberalismus und politischen Blick u. s. w. auferlegt, und trotzdem er nichts unterlassen hat, um als ein dreieiniger Winckelmann-Lessing-Goethe dazustehen, können wir leider nicht umhin zu sagen: neben Goethe's italienischen Schilderungen kann nichts seinen Platz ebenbürtig behaupten, als das Buch von Gregorovius, welches wir eben genannt. Aber während Goethe's Briefe und Tagebuch-Blätter, welche den Kern seiner italienischen Reisebeschreibung bilden, sich ausnehmen wie köstliche Blätter aus dem Skizzenbuche eines grossen Malers, welche rasch und unmittelbar nach der Natur hingeworfen uns in ihrer frischen Urkraft und Unmittelbarkeit bezaubern, bringt Gregorovius fein, und mit grösster Sorgfalt bis in die kleinsten Kleinigkeiten ausgeführte Landschafts- und Genrebilder — es wird uns zuweilen bei seinen Schilderungen von Gegenden, als hätten wir einen in Worte übersetzten Claude Lorrain vor uns.

Kaum brauchen wir nach dem Gesagten noch beizufügen, dass die „Wanderjahre“ von Gregorovius zu den liebenswürdigsten und anziehendsten Büchern der neueren deutschen Literatur gehören und vielleicht zu jenen wunderseltenen „Auserwählten“, für welche kein einziger Re-

censent andere Worte gehabt als lobende, und die kaum jemand gelesen, ohne sofort den ersten besten begegnenden Freund zu fragen: „Kennen Sie u. s. w.?“ Und wenn der Freund verneint: „Lesen Sie doch um's Himmels willen u. s. w.“ Dasselbe möchten wir hier unseren Lesern zurufen — sie werden es uns danken. Am wenigsten anziehend dürften sie den dritten Band finden, welcher Süditalien oder eigentlich die Stadt Neapel und die Insel Sicilien zum Gegenstande hat. Hier müssen wir uns einer Vergleichung mit Goethe in der That enthalten. Die Erzählung der Wanderungen und Fata Goethe's in der „Königin der Inseln“, wie er Sicilien nennt, gehören zu dem Frischesten und Anziehendsten unter seinen prosaischen Werken. Wir verzeihen ihm für unvergleichliche Schilderungen, wie sein Abenteuer mit dem Isegrimm von Gouverneur in Messina, sein bewundernswerthes Bild des Tempels von Segeste und dessen umgebender Landschaft, seine Rückfahrt zu Schiffe nach Neapel und die Gefahr des Strandens an den schroffen Felsenwällen von Capri — ein Abenteuer, bei dem auch Goethe's menschlicher Charakter im schönsten Lichte erscheint — gerne Unterlassungssünden, wie dass er den Dom von Monrealé keiner Erwähnung werth hält. Während auf den Reiseblättern der sicilianischen Fahrt Goethe's der sonnige Duft und die Farbenpracht des Südens ruht, befinden wir uns da, wo Gregorovius Landschaften, die Trümmerstätte von Selinus u. s. w. malt, nur auf der Höhe einer gut und geistreich geschriebenen, auch werthvollen Inhalt bietenden Reisebeschreibung. Das ist ohne Zweifel recht viel, aber die erquickende Lebensluft der sicilianischen Schilderungen Goethe's, die fast greifbare Lebendigkeit seiner Reisebilder vermissen wir. Einzelne Episoden bei Gregorovius bringen übrigens auch hier genug des Interessanten. Die Beschreibung der thurmhohen Obelisken aus leichtesten Stoffen, welche zu Ehren des h. Paulin von Nola von den einzelnen Handwerkergilden Neapels durch die Strassen getragen werden, wird man nicht ohne heitere Verwunderung lesen können — man denke sich die sogenannte „Pestsäule“ am Graben in Wien, aber statt aus Stein aus

schreiend bunten Seiden- und anderen Stoffen, Flittergold u. s. w. und tragbar-beweglich! Man könnte glauben, verrückt gewordene antike Belagerungsthürme zu sehen. Auch die Bilder aus dem neapolitanischen Volksleben sind von anziehender Lebendigkeit, obwohl wir auch hier nicht verschweigen dürfen, dass die minder feine, aber dafür auch mit köstlich derbem Humor geschriebene, die einzelnen Züge in drastischer Wahrheit hervorhebende Darstellung Kotzebue's die höhere Stelle behauptet. Wenn wir übrigens in diesem dritten Band von Gregorovius nicht ganz den Genuss finden, wie im ersten und zweiten, so mögen wir nicht vergessen, dass wir alle nun einmal gewöhnt sind, an jeden den Massstab nach dem Besten, was er geleistet hat. anzulegen. Die „Siciliana“ von Gregorovius werden durch den Inhalt der beiden anderen Bände überglänzt, und das allein ist ihr Unglück. Stünden sie allein — man wäre ganz befriedigt und verlangte nichts weiter. Mit voller Theilnahme wenden wir uns jenen beiden ersten Bänden zu. Eine ihrer alleranziehendsten Partien, die in der That unvergleichliche Schilderung von Capri, welche ein entzückender Dichtertraum scheint und doch so äusserst wahr ist, hat die verdiente Auszeichnung erfahren, als „Prachtwerk“ mit trefflichen Illustrationen von Lindemann-Frommel ein zweites Mal und selbstständig an's Licht zu treten. Vor der berühmten Schilderung des benachbarten Ischia in Jean Paul's „Titan“ hat sie voraus, dass der Humorist sich sein Ischia daheim in Bayreuth zusammenphantasiren musste, was er in der That mit wunderbarer Intuition und Divination gethan, während Gregorovius in Capri jeden Felsenwinkel, jede versteckte Grotte aus eigener Anschauung kennt. Wenn etwas bei der Sache zu fürchten ist, so wäre es, dass Gregorovius' Schilderung ganz geeignet ist, die Touristen schaarenweise zur Landung in dem Felsenparadiese (wie man Capri nennen könnte) zu bewegen, während sie sich bisher mit der weltberühmten, aber die Meisten bedenklich enttäuschenden „blauen Grotte“ begnügt haben; und dann gute Nacht, du Meeresidylle Capri, wo man nach dem tobenden Neapel so seelig aufathmet! Kein grösserer Contrast, als das einsame

Capri, wo an den grauen Felsenwänden Wein und Feigen reifen, die herrliche Dattelpalme unfern der moscheeartig anzuschauenden Kirche des Städtchens ihre Federkrone in den linden Lüften wiegt, die würfelförmigen Steinhäuser mit ihren Flachkuppeln uns in den Orient versetzen, wo eine ewige Sonntagsstille herrscht, und das schmutzige, enge, schreiende, schachernde Ghetto in Rom. Gregorovius hat auch dieses zum Gegenstand einer meisterhaften Schilderung gemacht. Der grundgelehrte Historiker reicht hier dem Genremaler, dem Humoristen die Hand. Wenn uns ein überschauliches Bild des Zustandes der Juden in Rom von den Zeiten der römischen Cäsaren an bis auf unsere in Meisterzügen gezeichnet wird, wo es an grossartigen, tragischen, unheimlichen, düsteren und lächerlichen Geschichten nicht fehlt, so müssen wir der Darstellungsgabe des Autors nicht minder Anerkennung zollen, wenn er uns die emsigen Töchter Abrahams zeichnet, wie sie in der Fiuminara reihenweise nebeneinander sitzen, jede einen bunten Berg von Lappen und Läppchen vor sich, in den sie weilweise hineinfahren, ein Stückchen herausgreifen und dann an, der Himmel weiss was, herumflicken. Und aus diesen Lumpenhügeln, welche nur für die Papiermühle tauglich scheinen, wissen sie blankes, baares Gold zu gewinnen! Gemüthlich humoristisch fühlen wir uns angeregt, wenn Gregorovius als Gast den trefflichen Gesang in der Synagoge belobt und nun Israel geschmeichelt und erfreut durcheinander murmelt : „was hat er gesagt? Vortrefflich hat er gesagt! eine sixtinische Capelle habt ihr, hat er gesagt!“ (im Original wird es wohl gelautet haben : „che cos' ha detto? ha detto : benissimo, dice : c'è un altra cappella Sistina!“) Man muss in der That das römische Ghetto gesehen haben, um an die Möglichkeit einer solchen Existenz zu glauben. Hätte Rom nicht seine antike Cloaca maxima, so könnte vielleicht das Ghetto auf diesen Titel Anspruch machen. Die Neugier, das Innere eines dieser verrotteten Häuser zu sehen, trieb mich einmal unter irgend einem Vorwand in die ebenerdige Wohnung eines der Gebäude an der Tiberseite der Fiuminara einzutreten. In einem engen Zimmer, dessen

Fenster gegen den Fluss gingen, und nach Trastevere hinübersehen, stand ein riesiges, breites Bett, breit genug, dass alle zwölf Stämme Jacob's darauf hätten ihre Siesta halten können, auf dem Bette aber spazierte ein Huhn wie auf einem Hühnerhofe herum! Was für eine liebenswürdige Gassenjugend da haust, kann man wohl denken. Einmal verfolgte ein Schwarm, um den „Mezzo Bajocco“ schreiend, mich und einen begleitenden Freund. Wir griffen endlich, um die Bursche los zu werden, in die Tasche und warfen jeder eine Handvoll Bajocchi weit hinter uns. Schreiend stürzte sich die Schaar auf den leider nur kupfernen Danaeregen, und während sie sich am Boden würgten und balgten, enteilten wir lachend. Voll der köstlichsten Komik und stellenweise wieder von tiefem Ernst ist das Capitel, welches Gregorovius den „römischen Figuren“ widmet. Die Schilderung des Verkäufers, der ein wahres Wunder von Stiefelwichse (grasso lucido) ausruft, scheint Caricatur und ist es doch keineswegs. Neben dem Obelisk vor dem Pantheon treibt ein Zahnarzt sein Wesen. Schade, dass Gregorovius nicht auch diesen verewigt hat! Sehr anziehend ist gleich zu Anfang dieses Capitels die Scene in der Capelle alla morte (nicht weit vom farnesischen Palast). Erst durch Gregorovius' Buch auf diese seltsame Merkwürdigkeit aufmerksam gemacht, stieg ich eines Sonntags früh in den kellerartigen Raum hinab, als dort eben Gottesdienst gehalten wurde. Im ersten Moment glaubte ich die Wände und das Gewölbe mit Stucco-Ornamenten im Barockstyl bedeckt, beim näheren Zusehen bemerkte ich, dass lauter Todtenknochen das Material dazu geboten. In Nischen standen rings Todtengerippe, bei einigen las ich an der Stirne des Schädels angeschrieben, wer sie bei Lebzeiten gewesen; einer, dessen Stirnbein durchlöchert ist, starb durch einen Schuss, ein anderes Gerippe, das ordentlich graziös aussieht, gehörte einem siebzehnjährigen Mädchen. Wenige Beter waren da, die sassen und knieten an den Wänden, hoch überragt von den über sie weggrinsenden Skeletten, als seien diese Todten die Hüter der Lebendigen. Die tiefste Stille herrschte, nur dass sich der Priester leise murmelnd am Altare bewegte und zeitweise

das Ministrantenglöckchen ertönte. Ein langer, schiefer Sonnenstrahl brach durch das kellerhalsartige Fenster über dem Altar herein, bleich flackerten in ihm die Altarkerzen, sie kamen mir vor, wie die Lebensflämmchen all' der weggetilgten Menschengestalten umher — und geradezu unheimlich war ein unaufhörlich umrollendes, leise rasselndes Ventilatorrädchen im Fenster, es war mir, als habe sich die Parze, müde mit der Spindel zu spinnen, ein Spinnrad angeschafft und webe unseren Lebensfaden, der je weiter je dünner wird, bis er endlich reisst. Trotz der eigentlich kindischen Spielerei der Todtenknochen-Mosaik stimmte das Ganze doch sehr ernst, aber in einem Nebenraum fand ich zur Ernüchterung lebensgrosse Wachsfiguren, völlig wie in einer Marktbude — die „Auferweckung des Lazarus". — Folgen wir aus dem Repositorium des Todes unserem Autor in die „Berge der Volsker", in's Gebirg der „lateinischen Campagna", an die „Ufer des Liris", um frischeste Lebensluft zu athmen. — Ganz besonders ansprechend sind die „Idyllen vom lateinischen Ufer"; die Scene, wie der Autor nebst einem ihn begleitenden Maler im Walde bei Astura, dem einsamen durch Tiberius und den unglücklichen Conradin von Schwaben historisch denkwürdigen Meeresschloss, von einer Heerde wilder Campagna-Rinder verfolgt wird und wie die Verfolgten ihr Leben nur durch einen Lauf auf Tod und Leben retten, erhält den Leser in athemloser Spannung, obschon er ganz sicher weiss, dass Gregorovius weder gespiesst, noch zertreten worden : hätt er sonst das Buch schreiben können? — Dass Gregorovius auch eine interessante Monographie über Elba beigefügt und dass er Corsica für die civilisirte Welt sozusagen entdeckt hat, erwähnten wir bereits. Seine italienischen Schilderungen rahmen seine grossartige „Geschichte der Stadt Rom" ein, wie man etwa ein grosses historisches Frescogemälde mit leichterem Ornament umgiebt, wo dann eines das Andere hebt.



Varia.



L'Inglicismo in Italia.

Jene beträchtliche Quote der Bevölkerung Italiens, welche in ihrem Erwerbe an die fremden Besucher des schönen Landes gewiesen ist, theilt die Reisenden in zwei Classen: il forestiere buono und il forestiere cattivo.

Der „gute Fremde" ist derjenige, der den verschiedenen Manieren, ihm sein Geld unter allerlei Titeln abzunehmen, die Unerfahrenheit des Neulings und damit eine naiv-gutmüthige Gläubigkeit entgegenbringt — eine Gläubigkeit, welche es dem Wirth, dem Vetturin, Facchin u. s. w. bis herab zum Bettler, der sich im Namen der anime del purgatorio ein Almosen erschreit, möglich macht, den Fremden mit gutem Erfolg in Contribution zu setzen. Einen solchen forestiere buono betrachtet der Wirth, Vetturin, Facchin u. s. w. als einen vorüberflatternden, nie wiederkehrenden Goldfasan, dem man folglich in aller Eile so viele Goldfedern ausrupfen muss, als man eben mit beiden Händen erpacken kann. Wenn der Fasan dann etwas kahl weiterfliegt, so ist es seine Schuld; warum hat er Geld, warum durchreist er Italien und warum ist er ein forestiere buono? Der Reisende aber, der gewitzigt ist, der sich nicht prellen lässt, der den Bitten und den Flüchen und den Verwünschungen des Wirthes, Vetturins, Facchins u. s. w. stoische Ruhe entgegensetzt — ein solcher hartgesottener Reisender ist ein forestiere cattivo. Der in Italien reisende Engländer bewährt aber den Satz, dass die Natur keinen Sprung macht; er vermittelt den

Uebergang vom forestiere buono zum forestiere cattivo, er ist ein Amalgam von beiden. Eine gewisse treuherzige Grossmuth, die am Ende in seinem Nationalcharakter liegt, würde ihn in hohem Grade zum forestiere buono qualificiren, wenn nicht andererseits sein praktischer Sinn, seine Zähigkeit und kalte Besonnenheit ein tüchtiges Stück vom forestiere cattivo hineinbrächten. Der Engländer ist im Stande um den Franc zu hadern und den Napoleond'or wegzuwerfen. Dem feuer- und flammensprühenden Wesen seines italischen Wirthes setzt der englische Gast Eiseskälte entgegen; jener ein Vesuvius, dieser ein Gletscher. Mit Phrasen ist er nicht herumzukriegen, einem vernünftigen Worte, besonders wenn es direct an seinen Verstand und sein Ehrgefühl appellirt, giebt er gerne Gehör. Er behandelt den Italiener in kühl humaner Weise, weil er sehr wohl weiss, dass mit schroffem Wesen nichts zu gewinnen ist. Mit der „gentilezza" richtet man beim Italiener Alles aus, mit dem Gegentheile nichts. Wenn Jean Paul seinem Bouverot (im „Titan") nachrühmt, er sei in Italien als Reisemarschall Don Gaspard's, Albano's u. s. w. „zu rechter Zeit tief grob gewesen," so ist das in jener berühmten Schilderung Italiens, auf welche sich der Autor selbst nicht wenig zugutethat, einer jener Züge, welche verrathen, dass der Autor nie wirklich dort gewesen, denn „tief grob zu sein," dazu ist dort nie „die rechte Zeit." Der Italiener, auch der gemeine, hat sein berechtigtes Selbstgefühl und will mit Achtung behandelt sein. Jene Doppelnatur des englischen Reisenden kennt er übrigens recht gut, da er jahraus jahrein in Gutem und Schlimmem beständig mit ihm zu thun hat, und anstellig und anschlägig, wie er ist, weiss er sich danach zu nehmen. Die Beiden führen mit einander gleichsam die alte Jägergeschichte von dem „Alles erhaschenden Windspiel und dem Allem entrinnenden Fuchs" auf und dieses geschickte wechselseitige Operiren giebt endlich ein Resultat, mit welchem la bella Italia und Old-England (beide in gleichem Maasse) zufrieden sein können. Der Engländer aber ist in Italien aller Orten zu finden; — er füllt in Venedig die Gondeln, die im Canal grande leise vorübergleiten, — er siedet in

der heissen Asche des Aetna-Gipfels die Eier zu seinem Thee und zwischen diesen beiden End- und Grenzpunkten ist er so zahlreich vertreten, dass das Wort Bonifaz des VIII., der beim Jubiläum von 1300 die Florentiner das „fünfte Element" nannte, in Italien dermal auf die „blonden Söhne und Töchter Albions" angewendet werden könnte. Rom ist völlig eine englische Colonie. Ganze Pensionate sind dort mit den langen, schlanken englischen Damen gefüllt. Man möge sich aus Goethe's italienischer Reise (1786, 1787) erinnern, welche grosse Rolle darin die Engländer, von dem „berittenen" nebst Schwester in Logano (richtiger: Lojano) anzufangen bis auf „Herrn Jenkins" spielen, um zu erkennen, dass dieser Stand der Dinge nicht erst von heute ist. Goethe sah damals unter Anderem in Venedig sogar auch ein Theaterstück aufführen, unter dem Titel „L'Inglicismo in Italia," von dem er feine und treffende Züge hoffte, aber in dieser Erwartung, wie er berichtet, getäuscht wurde. Die auffallende Gestalt des in Italien reisenden Engländers ist jedoch ein allzu dankbarer Gegenstand, als dass er nicht auf dem Theater wiederholt seine Verwerthung hätte finden sollen, wie dies Scribe-Aubers prächtiger Lord Kokburn im „Fra Diavolo" beweist. Kotzebue, der 1804 seine Reise nach Rom und Neapel machte, berichtet mit Behagen und Antheil von einem Lustspiel, welches, allerdings in derb-possenhaften Zügen, das Verhältniss des damaligen reisenden Engländers zur damaligen guten Gesellschaft in Italien (oder vielmehr zu dem, was sich herausnahm, sich für gute Gesellschaft zu geben) lustig genug und nicht ohne treffende Züge schildert. Ein reicher Londoner Schuster (dem der Theaterzettel den absolut unmöglichen Namen Master Pssčth giebt), passirt in Rom bei den Ciceroni, Lohnlakaien u. s. w. wie natürlich als Milordo und wird von einem sogenannten „Duca" Namens Ernesto und von dessen Gemahlin Eugenie mit Artigkeiten überhäuft, die freilich alle auf seinen Geldbeutel zielen. Wüsste man nicht, dass der deutsche Lustspieldichter seinen „Don Ranudo de Colibrados" schon geschrieben, so könnte man fast meinen, dass ausser Holberg jenes distinguirte Ehepaar die Idee dazu in ihm angeregt. Es

bewohnt einen grossen, öden, verfallenden Palast voll schlechter alter Bilder, von denen eines als angeblicher Giulio Romano oder Correggio unserem milordisirten Schuster für schweres Geld angehängt wird, wobei sich ein „Antiquar“ und der „Cameriere,“ die mit in's Verständniss gezogen sind, sehr eifrig und thätig beweisen. „Aber das Bild ist ja pechschwarz,“ meint Milordo, „man kann ja gar nichts davon unterscheiden.“ „Ganz recht. Eccellenza,“ erwiedert der Antiquar, „das bildet ja gerade seinen besonderen Kunstwerth, — je weniger man auf einem Bilde sehen kann, um desto kostbarer ist es.“ „Und das grosse Loch da in der Mitte, welches vermuthlich die Mäuse hineingenagt, dass muss man doch wenigstens zunähen,“ replicirt Milord. „Beileibe nicht,“ eifert der Antiquar, „dieses Loch giebt dem Bilde erst recht das höchste Interesse, ein Enthusiast hat es mit der Faust hineingeschlagen, aus Verdruss, die schöne weibliche Gestalt, welche Eccelenza hier bemerken, nicht heirathen zu können.“ Neben anderem Trödel wird dem Master Pssčth auch eine Camee moderner Fabrik als Antike aufgeschwatzt, dazu eine zweite zerbrocheue, die er anfangs nicht mag. „Jeder echte Kenner“ belehrt der unermüdliche Antiquar, „besitzt zwei Cameen, eine ganze und eine zerbrochene.“ Als der Käufer zuletzt die Unechtheit erfährt, stellt er die werthlosen Stücke zurück, zahlt aber grossmüthiger Weise dennoch den versprochenen Preis. Heutzutage ist das Verhältniss ein ganz anderes. Wenn sich der reisende Engländer in ein Haus einführen lässt, so ist es sicher ein distinguirtes, wo er wirkliche gute Gesellschaft findet, und die Don Ranudos (die bei Goldoni als Charakterfiguren eine nicht unbedeutende Rolle spielen) sind von der modernen Gesellschaft verschlungen — eine Tradition von ehedem. Auch beim Kaufen von Kunstwerken ist der Engländer (im Ganzen ein eifriger Käufer und Sammler) vorsichtiger geworden; ja Italien verliert nicht wenig wirklich Unschätzbares durch Verkauf, das dann in London. in Sussex, in Yorkshire oder sonstwo in dem Hause oder der Villa des Käufers auf Nimmerwiedersehen für die Welt verschwindet. Wie herrliche Sachen z. B. allein der eng-

lische Kunsthändler Solly in Italien erwarb und ausführte. kann man nach der Berliner Galerie taxiren, deren unvergleichliche altferraresische, altflorentinische und andere Bilder fast sämmtlich aus Herrn Solly's Magazin durch Weiterverkauf dahin gelangten. So kam Berlin zu dem schönsten Cosimo Tura, den man kennt, zu einem Pier di Cosimo. dem selbst die Florentiner Uffizien von diesem Meister nichts Aehnliches entgegenzusetzen haben, zu seinen vielen ausgezeichneten Raffaelin del Garbo u. s. w. Dass übrigens mit falschen Antiken u. s. w. noch heute mancherlei Betrug gespielt wird, ist natürlich. Auf Antiken sind sie sehr erpicht. Als ein Cicerone, erzählt man, einem solchen Fremden einen Besuch des Pincio vorschlug, fragte dieser kalt und misstrauisch: „e antico questo Pincio?“ Eifrig replicirte der Cicerone: „Antico, antico, anzi antichissimo!“ Worauf sie gingen. Uebrigens sind es nicht die Engländer allein, die lose Kunstwaaren für echt kaufen. Wenigstens haben sie dann mit der Ausfuhr keine Schwierigkeiten, — aber auch echte und höchst werthvolle Sachen ausser Landes zu schaffen gibt es trotz aller Ausfuhrverbote ein probates Mittel, dasselbe, welches Jago in „Othello“ dem Rodrigo als universell empfiehlt. Ein vornehmer russischer Herr entführte auf diese Art vor einigen Jahren einen köstlichen Guercino aus Bologno, er „that Geld in seinen Beutel“ und flugs war ein Attest zur Hand, welches das schöne Original für eine „werthlose Copie“ erklärte. In Russland wurde der Guercino dann wieder als „echt“ rehabilitirt. Dass viele Reisende — englische und sonstige — den Kunstwerken, von denen Italien trotz aller groben und subtilen Beraubungen noch heute wimmelt, wenig oder kein Verständniss entgegenbringen, gleichwohl aber Alles sehen wollen, ist eine Erfahrung, die man täglich machen kann. Sie wollen es eben sehen, um es gesehen zu haben. damit gut. Der Cicerone schleppt seinen langen Telemach an den langen Bilderwänden der Galerien rasch hin, — sie wollen bald fertig werden und die „Merkwürdigkeit“ schnell hinter sich bringen: „Questo è del Tiziano, questo è del Giorgione, questo è del Palma vecchio—tutti e tre stupendi!“ Der Reisende richtet seine blauen Augen höchst

gleichgültig auf die drei stupendi, macht mit dem Crayon in sein travellersbook an die bezügliche Stelle drei kleine Circumflexe, zum Wahrzeichen, dass er den Tizian, den Giorgione, den Palma vecchio wirklich und wahrhaftig gesehen. Ob er in den nächsten fünf Minuten noch etwas davon weiss, ist eine andere Frage. Zuweilen sind sie auf ein einzelnes Kunstwerk, von welchem sie gehört oder gelesen, ganz besonders erpicht. So verlangte eine ältliche Miss mit grösster Sehnsucht im Vatican nach dem Mosaik von Otricoli. In der Galleria delle statue erholte sie sich bei mir desswegen Rathes. Ich bedeutete ihr, sie müsse in die Sala rotonda gehen. Ich buchstabirte eben an der Inschrift des Sarkophages des Scipio Barbatus, als eine Stimme hinter mir ertönte: „But, my dear, I have nit gefunden das Mosaik von Otricoli." Ich beschrieb den Weg auf's genaueste. Ich steige nun eine Treppe höher und vertiefe mich in Raphaels „Schule von Athen," als ich abermals eine Stimme höre: „but, my dear" u. s. w. Ich kehre in's Museo Pio-Clementino zurück, — zeige (wie einst Moses das gelobte Land von weitem zu sehen bekam) meiner Dame die Sala rotonda von ferne und flüchte mich in die Sala degli animali. Nach einer geraumen Zeit trete ich selbst in die Sala rotonda, — siehe, da steht meine Miss und öffnet den Mund und beginnt: „But, my dear, I have noch immer nit gefunden das Mosaik von Otricol." „Aber Verehrteste," rief ich, „Sie stehen ja mit beiden Füssen darauf, — es bildet ja den Fussboden des Saales, in dem wir uns eben zu finden das Vergnügen haben!" Da endlich fand sie's. So habe ich es oft gefunden. Der beste Wille, den Bildungsstoff zu ergreifen, aber sie fassen oft genug mit zwei linken Händen darnach. In Rom lebte die Baronin v. E., eine geistvolle Dame, mit der ich sehr gerne durch Kirchen, Ruinen und Museen lief. Holte ich sie nun zu solch einem Gange ab, so gesellten sich uns, Thüre nach Thüre, die englischen Damen. — Baronin E. verglich es einmal mit dem „Schwan, kleb' an" des Mährchens. So ging ich an der Spitze dieses wirklich liebenswürdigen Zuges als dilettirender Cicerone und es würde mich gar nicht gewundert haben, hätten mich beim

Eintritt in die Peterskirche die Capellsänger mit der Palestrina-Motette begrüsst: „Quocunque vadis, virgines te sequuntur." Bei diesen Rundgängen fehlte es nicht an Abenteuern. Einmal wollten meine Schützlinge den tarpejischen Felsen sehen. Der Weg führt auf dem Capitol durch ein schmales Gässchen zu einer Gartenthüre und letztere zu der welthistorischen Felswand, von welcher das „moderne" Auge in die schmutzigen Höfe schmutziger Häuser herabblickt. Die Römer spannen sehr gerne über schmale Gässchen Schnüre und trocknen so sub Jove frigido ihre Wäsche. Himmel! da hing wirklich diesmal das ganze Gässchen voll Wäsche generis masculini und ein Stück, das in der civilisirten Welt nur von den Bergschotten leicht und gerne entbehrt wird, hing in vielen Exemplaren tief, tief herab! Das war shocking, sehr shocking — aber was thun? Mein liebenswürdiges Gefolge stutzte, zögerte, — aber endlich bückten sie sich und wanderten (wie weiland das Römerheer in den caudinischen Pässen unter dem Samniterjoch) entschlossen und ergeben durch. Die Ungenirtheit des Südländers, welche zuweilen sehr weit geht, kommt oft genug mit der englischen, bekanntlich sehr strengen Decenz in schlimmen Conflict. Wilhelm Waiblinger hat in seinem römischen Taschenbuche davon ergötzlich genug Gebrauch zu machen gewusst. Freilich zeichnet er Carricaturen. Aber wer sollte nicht über die Erzählung lachen, wie z. B. ein Liebespaar sich ein Stelldichein auf der — Trajans-Säule giebt, der Liebhaber jedoch aus Versehen auf die Antonius-Säule geräth, während die Miss richtig die Trajans-Säule ersteigt und nun ein Jedes, ein unglücklicher Stylit, auf seiner Säule steht und steht, und harrt und harrt, bis sich die Sonne gegen Ostia neigt. — Oder wer soll nicht lachen, wenn Waiblinger eine Gesellschaft schildert, die den kühnen Plan fasst und ausführt, ihren Thee im Knopf der Peters-Kuppel zu trinken? Das sind, wie natürlich, keine Züge aus dem wirklichen Leben, sondern eben nur lustige Erfindungen Waiblinger's, der den von Goethe erwähnten (auch schon übertreibenden) Zug, „dass die Engländer ihren Theekessel auf den Aetna schleppen," vollends in's Fabelhafte steigert.

In den Knopf der Peters-Kuppel (ohne begleitenden Theekessel) zu steigen, ist aber wirklich ein Haupt- und Prachtstück, welches auszuführen der Reisende, um daheim davon erzählen zu können, nicht gerne unterlässt, so wenig angenehm diese Expedition im Grunde ist. Denn wer noch nicht weiss, wie dem Jonas zu Muthe war, als ihn der Wallfisch verschlang und er sich zuletzt im Bauche des Ungethüms einquartiert fand, kann es hier erfahren. — Nebenbei kann er, wenn der Tag nur einigermassen warm ist, im Knopfe Studien über die Empfindungen der Leute machen, welche Phalaris in seinem ehernen Stier braten liess. Im Grunde ist aber jener Theekessel nur ein Symbol der heimischen Sitten, Gewohnheiten und Bequemlichkeiten, welche der Engländer nirgends in der Welt, folglich auch in Italien nicht missen mag. So bot z. B. die römische Campagna ein ganz prächtiges Blachfeld, um ächt englische Fuchsjagden zu arrangiren mit Allem, was dazu gehört — mit rothen Fracks, mit weissen Inexpressibles und Käppis, mit den schlanken, langgestreckten, wie abgeschnellte Pfeile hinfliegenden Jagdpferden und der Armee von Jagdhunden, deren weitschallendes Gebell die weissen, zottigen Hirtenhunde der Campagne in Aufruhr brachte. mit kühnen Sprüngen über die Gräben und zahllosen Schranken, mit Hussa-ho und Halli-ho und gelegentlich auch mit gebrochenen Rippen, wenn nicht Hälsen. Natürlich gesellten sich dieser ächt englischen Belustigung auch Herren von anderer Nationalität. Es machte einen eigenen Eindruck, die Nimrode vorbei an den Trümmern der alten Römergräber, durch die Bögen der antiken Wasserleitungen hinjagen zu sehen, — auf demselben Boden, wo einst die Legionen unter Agricola's Führung auszogen, um die nebelige Heimat jener modernen Jäger zu unterwerfen, wo sich die Schaaren Belisars und der belagernden Gothen in kühnen Reitergefechten tummelten, deren Schilderung im Prokopius man noch jetzt nicht ohne Herzklopfen lesen kann, voran der byzantinische Held auf seinem Rothross mit der weissen Stirne, von der Art, welche die Gothen Balan nannten, — auf dem Boden, wo hernach die Schaaren des Connetable's von Bourbon angerückt kamen,

um in jenem „Sacco di Roma“ (1527) der Stadt einen Schlag zu versetzen, von dem sie sich seither nicht erholt hat. Man begreift solchen Erinnerungen gegenüber kaum, wie man den Muth haben mag, auf eben diesem Boden eine Fuchshetze zu arrangiren. Aber man darf in Rom eben nicht immer an das, was ehedem war und geschah, denken, wenn man sich mit dem Alltagsleben und seinen kleinen Bedürfnissen abfinden will, man hätte sonst kaum das Herz eine Tasse Kaffee zu trinken. Wie oft grenzt dort das Modernste an Urältestes! Der moderne Bahnhof an den Wall des Servius Tullius, eine Fabrik lackirter Blechwaaren an das Forum des Augustus — und längs der alten „Königin der Strassen“, der Via Appia, ziehen sich Telegraphenstangen und Telegraphendrähte in die weite Ferne! Im Ganzen ist der Engländer in Rom von der „Ruinen-Sentimentalität“ (wie sich Jacob Burkhardt sehr gut ausdrückt), welche dort die Reisenden, insbesondere germanischer Provenienz, gerne befällt, weit entfernt, — er betrachtet die Sachen kühl und stolz, als seien sie eigentlich eben nur und eigens zu seiner Ergötzung da, oder er verschliesst seine Empfindungen still in sich, wo der neben ihm stehende Franzose vor Exclamationen und Interjectionen beinahe zerplatzt. „Nil admirari, prope res est una, Numici u. s. w.“ hat ihm der Römer Horaz nicht umsonst gesagt. Wie grosssinnig er aber wohl in aller Stille diese Trümmer einstiger Herrlichkeit ansieht, beweist z. B. Gibbon, und so hat, auf anderem Gebiete, niemand die wundersam rührende Schönheit der altchristlichen Denkmale Roms zarter und schöner erfasst als der Engländer Cardinal Wiseman in seiner liebenswürdigen „Fabiola“. Gerade dieser merkwürdige Theil der Alterthümer Roms wird aber von den meisten Touristen (nicht blos von den englischen) viel zu wenig beachtet. Wenn Goethe von den antiken Grabmälern sagt, die Luft, die von ihnen herweht, sei ein Windhauch über Rosenhügel, so möchte ich dasselbe von den altchristlichen Grabsteinen mit ihren unorthographischen, aber so unendlich in ihrer knappen Fassung rührenden Inschriften sagen und so auch von den Sarkophagen, den halb erloschenen

Malereien in den Katakomben. Ich gedenke noch einer unschätzbaren Stunde im Museo christiano des Lateran, wo der berühmte Archäolog und Katakomben-Entdecker Cavaliere Rossi die Gefälligkeit hatte, einer Gesellschaft, zu der auch ich gehörte, diese Denkmale zu zeigen und zu deuten. Die rührende Sprache, die uns aus diesen Epitaphien entgegentönte, die tiefsinnige Symbolik dieser Sarkophag-Reliefs, die so schlicht und anspruchslos hervortretenden Züge von Glauben, Gottvertrauen, Liebe, das alles wirkte tief ergreifend, — die Frauen in der Gesellschaft waren bis zu Thränen bewegt, nur zwei oder drei englische Damen blieben trocken wie Bimsstein und hätten im South-Kensington-Museum nicht mit grösserer Seelenruhe herumspazieren können. Es mag wohl ein wenig echt englisches no Popery im Spiele gewesen sein, ein Feldgeschrei, welches die Engländer in Rom, ehe dieses die Hauptstadt des einigen Italiens geworden, zuweilen (pianissimo) anstimmten (oder wohl gar nur stillschweigend „inwendig“), das ihnen aber zuweilen nicht eben zu rechter Zeit einfiel. In der Osterwoche 1865 setzte es in der sixtinischen Capelle während der Ceremonien eine originelle Scene. Man pflegt zu sagen: „Wo viel Licht, da ist viel Schatten“ und so mag denn, je edler, gemessener und würdiger der wirklich vornehme Engländer sich benimmt, ein anderer umgekehrt eine um so grössere Rücksichtslosigkeit herauskehren, für welche man natürlich nur ihn und nicht seine Nation verantwortlich machen kann. Es war also in der Osterwoche, die sixtinische Capelle gedrängt voll, die Ankunft des heiligen Vaters mit den Cardinälen jede Minute zu erwarten, die Sänger auf ihrem Estradenkäfig hatten schon Palestrina's „Fratres ego enim“ aufgeschlagen, die schwarzgekleideten Damen auf den Tribünen flüsterten leiser und Michel Angelo's Propheten und Sybillen blickten ernst auf die ernst wartende Menge herab. Siehe, da drängte sich ein langer Engländer, der, wie Saul über die Israeliten, so über seine Umgebung um Kopfeshöhe hervorragte, aus der Sala regia in die Capelle — Hut auf dem Kopfe. Der Schweizerhauptmann forderte ihn höflich auf, den Kopf zu entblössen, — französisch,

englisch, italienisch, deutsch; eben so gut hätte er den Mark Aurel auf dem Capitol ersuchen können, vom Pferde zu steigen, — der Eindringling, schien es, hörte ihn gar nicht. Ein alter französischer Stabsofficier, der von der Gesandtschaftstribüne herab der Verhandlung zusah, rief endlich ungeduldig: „Machen Sie mit dem . . . doch keine Complimente"; — sprach's, hob die Hand und trieb unserem Manne den Hut mit einer Präcision und Energie an, dass der Rand der Kopfbedeckung sogleich auf dem Niveau der Nasenspitze stand. Die Arme von der dicht gedrängten Menschenmenge regungslos eingekeilt, stand der Unglückliche hilf- und rathlos da, der Hut sass ihm auf der Nase, die Damen wollten hinter ihren Fächern vor verbissenem Gelächter ersticken. Da winkt der Schweizerhauptmann mit dem Finger, zwei Schweizer springen zu, heben den Geblendeten in die Höhe, wie weiland germanische Krieger einen neugewählten Häuptling, und trugen ihn mit wunderbarer Schnelligkeit zum Tempel hinaus. Als er endlich, nicht ohne harte Mühe den Hut wieder an die zukömmliche Stelle hinaufgerückt und hinaufgeschoben, hatte er Gelegenheit, das berühmte architektonische Kunststück Bernini's, die zusammenrückenden Säulen der grossen Treppe in nächster Nähe zu studiren; dort hatten ihn seine beiden Schutzgeister abgesetzt. Dazu tönte aus der Capelle wie Gesang von Cherubim und Seraphim schön das „Fratres ego enim", — unser Gemassregelter zog ab und, verschiedene englische Nationalflüche auf den Lippen, nach Hause. Ich erwähne nochmals ausdrücklich, dass eine Rücksichtslosigkeit dieser Art allerdings zu den seltensten Ausnahmen gehört. Gleichwohl geschieht es aber nicht eben selten, dass Damen mit ihren Lorgnetten und Binocles sich bedenklich nahe an einen Altar drängen, wo eben Gottesdienst gefeiert wird, um das Altarblatt zu besehen. Aber sie thun es mit solcher Unbefangenheit, dass man merkt, wie sie gar nicht ahnen, irgendeine Störung verursachen zu können. Auch kommt dergleichen nur bei den Zug-Engländern vor, die nicht viel Zeit für die einzelnen Städte und deren Merkwürdigkeiten haben und daher mit dem Moment geizen. Diese Zug-Engländer, wie ich sie

nannte, unterscheiden sich auch durch specifisch englischen Haar-, Bart- und Kleiderschnitt, durch englische Manieren und Lebensformen scharf von den Reisenden anderer Nationen, sogar von den eigenen, länger in Italien sesshaft bleibenden und mehr acclimatisirten Landsleuten. Sie fahren ihr sweet home gleichsam im Reisekoffer mit und sind Sclaven ihrer zehntausend Reisebequemlichkeiten; vor lauter Apparaten des Reisecomforts fühlen sie sich meist höchst uncomfortable. Die sesshaften Engländer dagegen, welche ein oder einige Jahre Italien mit Musse geniessen, wissen sich meist sehr behaglich einzurichten. Sie füllen im Winter vorzüglich Rom; nach der Osterwoche beginnt ihr Auszug, entweder nach Albano, Genzano, Arricia u. s. w., oder weiter nach Florenz oder nach Neapel, und von da, wenn die Jahreszeit heisser wird, nach Castellamara, Vico, Sorrent. Merkwürdigerweise scheinen sie die Insel Capri, trotz der behaglichen Hotels Pagano, Tiberio u. s. w., noch nicht entdeckt zu haben; zwei Engländer, welche vor einigen Jahren die Saison dort zubrachten, machten ordentlich Aufsehen unter den Insulanern. Der eine schoss mit seiner Jagdflinte den ganzen Tag nach Wachteln — ich sage: er schoss nach Wachteln, nicht: er schoss Wachteln — denn es verlautete nie, dass er je eine getroffen. Der andere wendete besonders den schönen Insulanerinnen seine Aufmerksamkeit zu, ungefähr mit demselben Glücke, wie sein Landsmann mit den Wachteln. Die für eine Zeit sesshaften Engländer bilden meist alle zusammen eine Art Gemeinde, und wenn nichts Anderes, so vereinigt sie, wo sich eine englische Capelle findet, mindestens der gemeinsame Gottesdienst; denn der Engländer ist (und das ist wahrlich nicht seine geringst anzuschlagende Eigenschaft) vom Hause aus religiös. Was man sonst durch Museen ziehen sieht und auf Ruinen stehend findet (man findet oft genug dieselben Gestalten, denen man auf dem Rialto zu Venedig begegnete, auf der Chiaja in Neapel wieder), gehört meist zu der Classe, die ich vorhin als „Zug-Engländer“ bezeichnete.

Artistisch-Internationales.

Es ist, als habe die Mutter Erde schon in ihren Urzeiten daran gedacht, Deutschland von Italien zu trennen; sie hat zwischen beiden die gigantischen Wälle der Alpen aufgeworfen. Aber der Mensch übersteigt die Wälle und die Weberschifflein des Geistes fliegen hinüber, herüber, „am sausenden Webstuhl der Zeit, zu weben der Gottheit lebendiges Kleid.“ Vollends die Eisenschiene bindet Länder zusammen, wie das Verbindungszeichen (-) Worte. Spalte sich der tiefste Abgrund — wir überbrücken ihn mit Viaducten; wenn es sein muss, zwei, drei Bogensysteme über einander, als habe man ein Stück Wand aus dem römischen Coliseum geradegebogen und dem Bergschlunde in den gähnenden Rachen gestopft. Eine pralle Felswand stelle sich uns in den Weg — wir durchbohren sie mit einem Tunnel. So windet sich der Eisenpfad wie eine Riesenschlange zwischen den Ländern hin, im Sturmfluge durcheilt das Dampfross die weiten Länder, die Entfernungen schwinden und Länder und Menschen scheinen näher aneinander gerückt — der sinnige Einfall Chamisso's, der seinen „Peter Schlemihl“, den Besitzer der Meilenstiefel, nach einem raschen Gange durch bekannte und unbekannte Länder auf Cap Horn sitzen und seufzen lässt: „wie doch gar klein die Erde sei!“ — dieser Einfall könnte endlich wahr werden. „Il mondo è poco“, sagte schon Columbus lange vor Erfindung der Locomotiven und Dampfer. Wie aber die Menschen, die Völker einander kennen lernen, schwinden viele Vorurtheile und der Ver-

kehr wird ein innigerer, die Aneignung geistiger Güter eine lebhaftere. Die Franzosen lernen die Länder jenseits des Rheines anders kennen, als sie sich noch vor hundert Jahren das Vaterland von Voltaire's Baron Thundertentronk vorgestellt, dessen Gut nicht fern von der Stadt Valdbergtrorbkhof liegt und dessen Schloss sich besonders dadurch auszeichnet, dass es Thüren und Fenster hat — und der berühmte Tonlehrer Piero Aron von Florenz (er lebte an der Grenzscheide des 15. und 16. Säculums) würde sich heutzutage besinnen, seinen stolzen Ausruf zu wiederholen: „Es sollen aber Deutsche und Franzosen wissen, dass, wenn sie oder andere Barbaren irgend etwas Glänzendes aufzuweisen haben (che traluca in loro), sie es in Italien, der Mutter alles Edlen und Guten, erlernten.“ Deutschland hat zu Zeiten die Abneigung zurückgegeben, und wenigstens die Menge hat sich lange genug Italien als ein Land vorgestellt, wo man im Schmutze versinkt, wo man von jedem Begegnenden angebettelt und von jedem Wirthe geprellt wird, wo jeder zweite Mensch Capuziner ist, in jedem Busche Banditen lauern, jede Ehefrau ihren Cicisbeo hat — wo (wie sich Kotzebue beklagt) „der Weintrinker zwischen Millionen Reben durstet“, wo Faulheit, Unwissenheit u. s. w. herrschen, wo die Wäsche nicht geplättet wird — von der berühmten „wälschen Tücke“ gar nicht zu sprechen. Aus einer Andeutung in einem der italienischen Reisebriefe Goethe's sieht man, dass seine Weimarer Freunde sehr besorgt wegen der Gefahr waren, in welche er durch — Scorpione gerathen könnte. Besonders zur Zeit unmittelbar nach den „Befreiungskriegen“ blickte das Cheruskerthum, welches Kamm und Seife für überflüssige Gegenstände der Verweichlichung ansah und, wie sich mein Freund Uffo Horn einmal ausdrückte: „jede andere Kost als Eicheln aus dem Teutoburger Walde für Sündenfrass hielt“, mit tiefer Verachtung auf alles „wälsche Wesen.“ Einer der frisch-fromm-fröhlich-freien Poeten jener Zeit hiess in ziemlich grobem Bierbass Mignon mit ihrer Sehnsucht nach dem Lande, „wo die Citronen blühen,“ schweigen, nur schwarzer Lavasand und verbrannte Büsche voll Otterngezische seien da

zu finden; „mir schaudert,“ rief der Barde, „mir schaudert vor der giftig-süssen Miene, womit der heuchlerische Malandrine, die rechte Hand am Dolche, die Linke reicht, des Deutschen treue Händedrücke und seine off'nen, seelenvollen Blicke“ u. s. w. Vergebens hatte Winckelmann, der von den Blicken und Händedrücken unmittelbar nach Italien unter die „heuchlerischen Malandrinen“ gerieth, fast ein halbes Jahrhundert vorher ausgerufen: „Hier ist das Land der Menschlichkeit!“ Wie nun aber die Welt nach der jahrzehnelangen Kriegsnoth der napoleonischen Epoche aufathmete, machten sich, trotz aller Cherusker deutsche Maler und Poeten eifriger als je auf den Weg nach Italien, welches denn doch ein- für allemal der Garten und das Museum Europas bleibt. Dichter wie Rückert, wie Platen, pflückten von dem „schwarzen Lavasand“, und zwischen den „Büschen, wo Ottern zischen“, manche unsterbliche Liedesblume, deren Farbe und Duft erkennen lässt, sie sei im Süden aufgeblüht, und was die Maler, die Overbeck, Cornelius, Hess, Führich u. s. w. dort gelernt, rufen zwar nicht die Steine, aber die Wände, von denen uns ihre monumentalen Fresken entgegenleuchten. Man mag in's Himmels Namen den ziegelrothen Ton des jüngsten Gerichtes von Cornelius und das lohbraune Fleisch seines Orpheus vor Pluto's Thron tadeln, Führich's Heilige nicht salonfähig finden, Overbeck's (wunderschöne) singende Engelknaben in Assisi „Schreihälse“ schelten und es beklagen, dass sich der Meister bereits so vergeistigt hat, dass seine Figuren in gewöhnlicher Erdenluft (welche sogar Fiesole's Gestalten noch sehr gut ertragen) ersticken mussten; dass die Gestalten seiner Cartons zu den „Sacramenten“ fast schon durchsichtigen Krystallgefässen gleichen, die gerade nur noch so viel Körperlichkeit haben, um durch einen feingezogenen Umriss zu verrathen, sie seien überhaupt da — man mag dieses und mehr einwenden: wer unmittelbar von den Kunstwerken der goldenen Renaissancezeit in Italien z. B. nach München kommt, der wird (wie auch ein so tüchtiger und geistreicher Kenner wie Friedrich Pecht in seinen „Südfrüchten“ äussert) mit Freuden bemerken, dass die Arbeiten jener neuen deutschen Meister

neben jenen älteren noch ganz herrlich bestehen, und er wird wohl einigen Unterschied und Fortschritt merken, wenn er das ziegelrothe jüngste Gericht und den lohbraunen Orpheus in Gedanken neben den weiland gepriesenen, virtuos gezeichneten und höchst brillant gemalten Plafond in der Villa Albani von Mengs halten will, wo Apoll und die neun Musen ein jedes seine unsterbliche Götterwirthschaft für sich treibt, ohne sich um die übrigen zu kömmern: in einem Winkel hopst eine Muse ihren Tanz blos zu eigener Belustigung, daneben cirkelt eine andere an einem Globus herum, eine dritte lehnt sich an eine Säule, ohne weitere Absicht, als malerisch oder vielmehr plastisch auszusehen — jede der neun Damen stünde passender als Steinbild in einer Nische. Welch' anderer Accord tönt aus Rafael's „Parnass", der so specifisch rafaelisch und gar nicht antikisirend ist.

Dass unsere deutschen Maler die Todten ihre Todten und die Perrücken ihre Perrücken begraben liessen und sich in den Verjüngungsquell der Altflorentiner u. s. w. Kunst tauchten, die Antike und Rafael und Michel Angelo wieder mit klarem Blicke anschauen lernten — auch das Anschauen muss man lernen — hat ihnen herrliche Früchte getragen. Winckelmann war mit seiner Kunstgeschichte vorangegangen, ein bahnbrechender Held.

Wie Winckelmann den Puderwolkendunst, der die leuchtenden Götterbilder umqualmte, mit dem Feuerathem seines Geistes theilte und verwehte, so war es den folgenden Zeiten vorbehalten, die Kunst des Mittelalters und der frühen Renaissance gleichsam neu zu entdecken. Ich weiss nicht, ob Goethe z. B. das Tribunen-Mosaik in S. Cosma e Damiano auf dem Forum auch nur gesehen hat — ging man mit Meister Cornelius an jenem Kirchlein vorüber, so widerstand er kaum jemals der Versuchung, zum Begleiter zu sagen: „Wollen wir doch eintreten und das alte Mosaik sehen?" — und dann hafteten seine Augen ernst auf jener colossalen, dem sechsten Jahrhundert angehörigen Christusgestalt, die in weissleuchtendem Gewande, auf purpurnen Abendwölkchen wandelnd, aus dem

tiefblauen Himmel mit fast erschreckender Majestät dem Beschauer entgegentritt. Wer eine frische, herzerfreuende Stimme aus jener Zeit hören will, der lese die Blätter von der Hand des genialen, originellen Joseph Koch, welche David Strauss in seinen „Kleinen Schriften“ veröffentlicht hat — sie wiegen manche Kunstgeschichte auf. Koch war bekanntlich nicht der Mann der bleichen Furcht und sagte in seiner „Rumfordersuppe“ den Leuten Dinge, die jedem Anderen den Hals gebrochen haben würden. So spricht er denn in jenen Blättern ein künstlerisches Glaubensbekenntniss aus, welches die damaligen officiellen Connaisseurs nur mit höchst missbilligendem Kopf- und Zopfschütteln gehört haben werden: „Bis auf Rafael und Michel Angelo stieg die Kunst im Wechsel von Ebbe und Fluth kleinerer Vor- und Rückschritte allmälig gegen ein Gebirge empor, von dessen Höhe sie sich sofort mit ungleich grösserer Geschwindigkeit wieder herabstürzte, bis sie sich zuletzt in schlammigen Tiefen verlor. Was den Geist der Kunst betrifft, so achte ich jene Wiedererwecker der Malerei gewaltig hoch, besonders einige der allerersten, als da sind: Duccio di Buoninsegna, Giotto, Orcagna, Taddeo Gaddi und Andere mehr.“ So redete dieser Tiroler Hirtensohn gewiegten Leuten, Kunsträthen, Academie-Directoren gegenüber, Leuten, die ihr Patent in der Tasche und wohl gar ihren Orden im Knopfloche hatten, und deren Credo damit anfing, die Kunst beginne erst mit Rafael, „nachdem er des Perugini Sécheresse abgelegt.“ Welch' Licht brachte der Däne Gaye mit seinem „Carteggio,“ der Deutsche Rumohr mit seinen „italienischen Forschungen“ in die Kunstgeschichte, nachdem die Italiener sich ohne Ende in den Truggeweben ihres Vasari kläglich abgearbeitet! Es weht aus all dem wie der frische, belebende Hauch eines neu aufblühenden Frühlings. Eine der anspruchlosesten, aber liebenswürdigsten Productionen jener Epoche ist Wilhelm Waiblinger's Taschenbuch. Armer Waiblinger! Ich erinnere mich, im Amphitheater in Pompeji einen armen, lustigen Kauz von Lazzarone getroffen zu haben, welcher mich mit einem Liede ansang, dessen erste Strophe sehr erbaulich also lautete: „Io son povero

poveretto, senza camera, senza letto — io venderei i miei calzoni per un piatto di maccaroni.“ Das sang er nun nach der lustigen Tarantella-Melodie. Waiblinger war auch ein povero poveretto, dem es in Rom zeitweise ganz elend ging; es waren Momente, wo er (wie ich, verzeihe mir's der Himmel, glaube) nicht einmal den vom Lazzarone für den piatto di Maccaroni ausgebotenen Verkaufsgegenstand hatte daranwenden können. Aber aus seinem Taschenbuch klingt die frischeste Freude an Kunst, Natur und Volksleben; mag er erzählen, wie eine Gesellschaft Engländer, um alles Dagewesene zu übertreffen, ihren Thee im Knopfe der Peterskuppel trinkt, oder mag er die tolle Wirthschaft im Volkstheater auf Piazza Navona schildern, sein Humor spielt zu Allem die lustigste Tarantella auf; es ist ein unverwüstliches Behagen an Allem und Jedem, an der blauen Grotte und an der räucherigen Osterie, am dampfenden Vesuv und an der dampfenden Maccaroni-Schüssel. Einer der (von den trefflichsten Künstlern entworfenen) Kupferstiche stellt Thorwaldsen vor, welcher in einer Osterie saltarellotanzenden Mädchen zusieht, während hinten am Herd der Padrone geschäftig ist, Broccoli in padella oder Suppli oder sonst ein römisches Leib- oder Lieblingsgericht zu bereiten. Man kann in solche Genrebilder noch heute leibhaftig in der Osteria di Montecatino, der Osteria della Salara oder bei den tre madonne (hinter Villa Albani) hineingerathen, nur der „Thorwaldsen“ fehlt.

Die schöne Kunstzeit und Kunstblüthe, die mit Carstens, Schick, Wächter (diesen „Leitetönen“ von der Winkelmann'schen zur folgenden Epoche) anfing und aus welcher der milde Greis Overbeck sich fast wie eine lebendige Reliquie in unserer Zeit herübergerettet hat, ist eigentlich schon wieder vorbei; sie konnte endlich nur in einer Zeit gedeihen, wo die Welt der Kriege, der Politik müde war und die socialen Fragen noch nicht auf dem Tagesprogramme standen, wo die Leute Zeit hatten, einem von schmetternden Tamburinschlägen begleiteten Tanze zwischen antiken Tempelsäulen zuzusehen, ein Heiligenfest voll Lampenglanz und Pöllergekrach mitzumachen, kurz, sich

ihres Lebens, der Stunde, der Minute zu freuen und nicht beständig an den politischen Horizont nach Wetterwolken zu gucken, wo es eine gleich wichtige und mit gleichem Jubel begrüsste Entdeckung war, wenn in einer Kneipe ein vortrefflicher, echter Aleatico oder in einer Kapelle ein vortrefflicher, echter Pinturicchio entdeckt wurde. Im Entdecken solcher Dinge waren die Leute gross; entdeckte doch Kopisch damals die blaue Grotte, worüber ein ausführlicher, eigenhändiger Jubelbericht im Memorabilienbuche des Hotels Pagano auf Capri zu lesen. Etwas davon hat sich allerdings auch in unrere Zeit herübergerettet, und die Künstler in Rom bilden noch immer eine Art Republik, welche beim Aufsteigen Garibaldi'scher oder sonstiger Wetterwolken ausrufen: Si fractus illabatur orbis, impavidum u. s. w. Auch die Liebe für alte, ernste Kunstwerke, welche um des Touristen willen ebenso gut im Monde stehen könnten, ist bei ihnen noch sehr fühlbar. Zum Glücke wird aber nicht Jedem von ihnen ein so vollgerüttelt Mass davon zugemessen, wie meinem Freunde, dem Maler Jacob W. aus Thurgau. Der Papst schenkte vor Jahr und Tag den Redemtoristen von S. Alfonso in Rom ein uraltes byzantinisches Madonnenbild (fast ein Duplicat jener Madonna von Andrea Rico di Candia, welche der Catalog der Uffizien als Nummer Eins eröffnet). Hocherfreut beschlossen die Väter, jede ihrer Ordenskirchen in der ganzen weiten Welt mit einer Copie der Gabe des Heiligen Vaters zu betheilen, wohlgemerkt, mit keiner handwerksmässigen, sondern mit einer guten und werthvollen Copie. Freund Jacob W. ist einer der tüchtigsten Kenner alter Kunst in Rom, höchst gewissenhaft, ein trefflicher Künstler durchaus. Er erhält den Auftrag, 75, sage fünfundsiebzig Copien des bewussten Bildes zu liefern. Fünfundsiebzig Copien eines Madonnenbildes, welches der entschiedenste Enthusiast für byzantinische Kunst, welches Didron in eigener Person schwerlich sehr entzückend fände — das ist ein Auftrag, der, mit dem alten Lichtwer zu sprechen, „Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann.“ Aber Freund Jacob ist auch kein Mann der bleichen Furcht, auch er sprach: Si fractus illabatur

orbis, impavidum u. s. w., ging auf den Antrag ein und, unterstützt von seinen zahlreichen und tüchtigen Schülern, ans Werk. Einzehne Collegen übernahmen „aus Gefälligkeit“ eine Partie, mein Freund und Landsmann Franz S. 25 Stück u. s. w. Nun konnte man aber wirklich des Glaubens werden, nicht recht bei Troste oder von einer fix gewordenen byzantinischen Idee ergriffen zu sein, wenn man beim Eintritte in W.'s geräumiges Atelier auf der ersten Staffelei die byzantinische Madonna von S. Alfonso erblickte, und auf der zweiten Staffelei dieselbe Madonna, und auf der dritten, auf der vierten, fünften und so cum gratia in infinitum. Aber eine Copie so treu und gut wie die andere. Man kann diesen letzteren Umstand getrost unter die Züge „deutscher Treue“ registriren!

Und diese einfache ernste Treue für jede Aufgabe ist es ja eben, welche es bewirkt hat, dass die deutschen Künstler in jenen poetischen Schwärme-, Lehr- und Wanderjahren aus Italien den besten Theil mitbrachten, dass sie den vollen Lorbeer errangen. Man darf sagen, dass die italienischen Künstler von der mächtigen Bewegung in ihrer unmittelbarsten Nähe eigentlich gar nicht berührt wurden; sie waren, sind und bleiben nach wie vor in ihren academischen Traditionen befangen. Die neuen Kunstwerke im Vaterlande Rafael's und Michel Angelo's haben so ziemlich alle einen unausstehlich theatralischen Zug — natio comoeda est. Man sehe z. B. das in der Factur und sonst vielfach und sehr lobenswerthe Bild: „Die beiden Foscari“ von Hayez im Wiener Belvedere — ist es nicht wie ein Donizetti'sches Opernfinale? Singt nicht der kniende Tenor in den süssesten Melodien um Erbarmen, während Bösewicht-Bariton, mit dem Daumen gegen die beiden ominösen Säulen der Piazzetta deutend, sein „al supplizio“ dazwischen donnert? Der colossale Dante auf dem Platze Santa Croce in Florenz sieht aus, als schelte er heftig gegen den neben ihm stehenden Adler, wie er etwa seinen aufwartenden Jungen schelten, und mit der Stimme, mit der er zu Verona das per me si va vorgelesen, auf ihn losdonnern möchte: „Mammalucco,

heisst das die Stiefel geputzt?“ Dem König haben sie in den Cascinen eine Reiterstatue gesetzt, gegen welche der Staatsanwalt von Florenz ohneweiters einschreiten sollte. Der König, oder vielmehr sein Bild, deutet heroisch gegen Rom — aber der Gaul, den er da reitet, wird ihn nicht bis Poggibonzi tragen, geschweige weiter. Selbst die wunderschöne „Beatrice“ Fabi-Altini's, eines der geistreichsten und intelligentesten italienischen Bildhauer in Rom, selbst diese weiss doch ein wenig zu sehr, dass sie eine ideale Person ist. Von der auf der Pariser Ausstellung vielbewunderten „Liebe der Engel“ — dieser Neu-Auflage der Conova'schen Balletgruppe: „Amor und Psyche“ — rede ich gar nicht. Die Kunstausstellung in der Academie in Florenz betrat ich nur, um sofort hinauszulaufen und es im ersten Saale den Meistern Gentile da Fabriano, Fra Bartolomaeo, Perugino u. s. w. abzubitten, dass ich sie um ihrer modernen Urenkel willen auch nur eine Viertelstunde lang verlassen mochte. Es wird sich in Italien noch Vieles ändern müssen, ehe dort ein neues Kunstleben emporblüht, wie es z. B. in München zur Zeit des guten, alten Königs Ludwig geblüht hat. Vor Allem muss den Malern und Bildhauern der Besuch des Opernhauses, insbesondere der „heroisch-historischen“ Opern von Donizetti und Verdi streng und von polizeiwegen verboten werden. An Talent und tüchtiger Technik fehlt es nicht, womit sich schon etwas ausrichten liesse.

Die Musiker dagegen fangen schon jetzt an, mehr und mehr einzusehen, dass, was Musik betrifft, im Staate Dänemark, oder vielmehr im Staate Italien etwas faul ist, und dass man gut thut, bei Piero Aron's „Barbaren“ vorzusprechen. Das intelligente Florenz geht hier voran.

Ich habe dem Leser eigentlich auch noch von dem Emporblühen deutscher Musik in Italien erzählen wollen, vom Verein „Cherubini“ in Florenz, von Abramo Basevi und dem wackeren Verleger Guido, vom Florentiner Quartett und vom Quartett Pinelli in Rom — ich wollte ferner erzählen, wie deutsche Poesie durch die Bemühung trefflicher Männer, wie Julius Schanz in Venedig (früher in

Como), in Italien von Tag zu Tag an Boden gewinnt; ich wollte von Giovanni Torlonia's meisterhaften Uebersetzungen Lenau'scher und anderer Gedichte erzählen und so meine Thesis des Anfangs durchführen, dass sich die Völker im steigenden Verkehre mehr und mehr kennen und schätzen lernen — aber es ist mir hier gegangen, wie so oft in Italien: ich habe mich zu lange zwischen Gemälden und in Maler-Ateliers aufgehalten!

Santa Croce in Florenz.

Ozanam widmet in seinem Buche: „Les poètes franciscains en Italie au treizième siècle“ der Kirche Santa Croce in Florenz ein eigenes Capitel: „Der Bettler von Assisi,“ sagt er, „hat in dieser Kirche eine grössere Anzahl von Meisterwerken der Kunst vereinigt, als viele Könige in ihren Palästen — und die Florentiner erwählten diese ernste, aber schöne Basilica, mit ihren das Tageslicht dämpfenden, schönen Glasgemälden der Fenster, zur Grabstätte ihrer grössten Bürger; hier ruhen Macchiavelli, Michel Angelo, Galilei, andere minder berühmter oder jüngerer Namen zu geschweigen — dort steht auch Dante's leeres Denkmal, während sein Leib in Ravenna begraben ist; so haben Viele, welche Florenz liebte oder peinigte, ehrte und schmähte, ihren Frieden erst unter dem Obdache des heiligen Franziscus gefunden.“ Dagegen erblickt Adolf Stahr hier eine Stätte, „wo der Strauss'sche Cultus des Genius längst eine Wirklichkeit geworden,“ und fügt begeistert hinzu: „O glückliche Zeit, wo einst nur die Heiligen Deinesgleichen (es ist von Galilei die Rede) die Tempel der Menschheit füllen werden!“

So verschieden nimmt sich aber eine und dieselbe Kirche aus, je nachdem man sie von der Vorder- oder Rückseite ansieht!

Es ist wohl ein Nachklang antiken Wesens, wenn Italien (während man diesseits der Alpen höchstens einem und dem anderen gekrönten Haupte ein ehernes Reiterbild setzte, wo der Gefeierte in römischem Costüme und

Allongeperrücke über Sklaven hintrabt, die sich an den vier Ecken des Piedestals zu den Füssen Serenissimi krümmen) seine verdienstvollen Männer durch Denkmale ehrte. Konnte doch selbst ein glücklicher Condottiere zu dieser Ehre gelangen, wie Colleoni in Venedig, Gattamelata in Padua. In Deutschland durfte noch Lichtenberg, der Commentator Hogarth's, mit bitterem Scherz den Vorschlag machen, grosse Männer auf Wirthshausschildern zu verewigen, da sie es doch zu keinem anderen Monument bringen. „Ich denke," sagte er, „auf diesem Wege müsste ein deutsches Pantheon zu Stande kommen können — würde es sich etwa schlechter im „Herrn v. Leibnitz" logiren, als im „König von Preussen?" Und Jean Paul (im Hesperus) beneidet den „Fetspopel" in Breslau, nämlich eine Närrin dieses Namens oder Spitznamens, deren Gesicht den Breslau'schen Pfefferkuchen eingepresst ist — „ich sage," fährt er fort, „dieses nicht blos um meinetwegen, um etwa blos mich auf eine solche Pfefferkuchenpaste zu bringen, sondern auch anderer Gelehrten wegen, die Deutschland ebensowenig mit Denkmälern ehrt, z. B. Lessing, Leibnitz." „Und," — schliesst Jean Paul — „da es in den deutschen Kreisen so sauer wird, bis man nur eine halbe Ruthe Steine zum Grabmale eines Lessing oder sonstigen Grossen zusammenbringt, (das was von Steinen gute Recensenten auf einen Literatus schon bei Lebzeiten werfen, wie die Alten auf Gräber, ist noch das Meiste)" so meint er, wäre vielleicht der rechte Weg zum Ehrengedächtnisse, dass man die Bildnisse der grossen Männer der Nation nach Art des Fetspopels auf Backwerk anbringe. Kämen die beiden Humoristen zurück, so fänden sie kaum noch zu klagen und würden neue Denkmale in Fülle, ja Jean Paul würde sein eigenes in Bayreuth, von Meister Schwanthaler in Erz gegossen, antreffen. Wir thun eher des Guten zu viel. Geht es so fort, so wird am Ende der Spass eines früheren Jahrganges der Münchener „Fliegenden Blätter" seine Richtigkeit haben, wo (höchst wichtige) Entwürfe zu Denkmalen für den „Erfinder des Stiefelknechts" und den „Erfinder des Fracks" zu schauen waren. In Italien ist es vor

Allem Florenz, das von jeher gegen seine Söhne mit Denkmalen, Kenotaphien und prachtvollen Grabmonumenten am freigiebigsten war, wie denn diese Vaterstadt der modernen Cultur sich in ihrem Staats- und Gemeinwesen so lebhaft, aber liberaler fühlte, als das aristokratisch-despotische Venedig, lebhafter als das sacerdotale Rom oder gar als Neapel, dessen Volk unter seinem himmlischen Himmel heute den Hohenstaufen, morgen den Anjous, übermorgen den Aragonesen gleich gerne gehorchte, wenn nur die Seefische nicht ausblieben und die Pomeranzen nicht missriethen. Ursprünglich scheint der Florentiner Dom zur Stätte der Auszeichnung durch Monumente bestimmt gewesen zu sein. Den Eintretenden begrüsst rechts Giotto's Ehrenmal, links das des Orgelmeisters Antonio Squarcialupo, für dessen Inschrift Lorenzo Magnifico sich mit seinem ganzen Humanistenkreise in Contribution setzte, wobei denn Lorenzo's Epigraph (wie natürlich) den Preis erhielt und noch auf des Orgler's Denkstein zu lesen ist — und an der Frontwand zeigen sich Grau in Grau gemalte colossale Reiterbilder, wie Burckhardt geistvoll bemerkt, provisorische Anweisungen für künftige Denkmale in Stein oder Erz — der Geharnischte, der da so grobknochig auf seinem grobknochigen Gaule von Paolo Ucello an die Wand gemalt worden, ist der Condottiere John Hawkwood, genannt Acutus, welcher unter jenen Stahr'schen Zukunftsheiligen jedenfalls den „wunderlichen Heiligen" beigezählt werden müsste, denn er war der Mann dazu, bei der Eroberung von Faenza, als er zwei seiner Hauptleute antraf, die um eine gefangene Nonne stritten, der Unglücklichen den Leib mit seinem Dolche entzweizuschneiden, „damit sich jeder seine Hälfte nehmen könne."

Das eigentliche „Pantheon der Florentiner" — schon Kotzebue braucht in seiner „Italienischen Reise" diese Bezeichnung — ist die Kirche Santa-Croce. Bekanntlich schon 1294 von Meister Arnolfo di Cambio (nicht, wie der falschen Angabe Vasari's überall nachgebetet wird, di Lago) angefangen, wurde der colossale Bau erst 1442 vollendet, oder eigentlich, wenn man die Façade berücksichtigt, erst in unseren Tagen — eine der imposantesten

Kirchen der Welt bei den gedenkbar einfachsten Mitteln — dazu (wie Schnaase bemerkt) „durch alle die Kunstwerke, welche die Frömmigkeit des Mittelalters und der Patriotismus der späteren Generationen dahin gestiftet haben, überreich ausgestattet.“

Treten wir denn vom stillen schönen Platz Santa Croce, wo man neuestens Dante's Marmorbild hingestellt hat, welches in permanentem Zorn sich über Gott weiss was ärgert (vielleicht über die moderne italische Sculptur) treten wir in den gewaltigen Innenraum der Kirche. Da wäre denn gleich links die Kanzel Benedetto da Majano's, eines jener Werke der goldenen Jünglingszeit der Früh-Renaissance, jener Werke, in denen sich die Herzenswärme, die Romantik, der Phantasie-Reichthum des Mittelalters mit der Idealität und der Reinheit antiker Formen so schön verbindet. Unbegreiflich, dass unsere classischen Romfahrer aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, die Mengs-Verehrer und Angelica-Kauffmann-Anbeter an all dergleichen blind und stumm vorüberliefen, um nur möglichst bald über die „aldobrandinische Hochzeit“ ausser sich gerathen zu können und vor irgend einer in der Zeit des Kunstverfalls handwerklich zusammengemeisselten, aber veritabel antiken Steinfigur in Hymnen und Declamationen auszubrechen. Sie glaubten eben an die Antike, und der Glaube machte auch hier selig.

Doch lassen wir auch für diesmal die Kunstwerke und lesen wir, welche Namen uns die Grabsteine nennen. „Onorate l'altissimo poeta!“ ruft uns das Denkmal Dante's mit des Dichters eigenen Worten zu. Er selbst ruht, wie gesagt, in Ravenna; Florenz, die Mutter „di poco amore,“ wie der noch lebende Dante klagte, reclamirte den Todten in jenem berühmten Actenstücke, unter dessen Unterschriften sich auch jene des „Michel Angelo schultore“ findet — aber Ravenna gab den Mann nicht heraus, der ganz Italien, der der Welt gehört. Dante ist ein Weltpoet wie Homer; wir haben seine ganze geistige, sittliche und dichterische Grösse wieder begreifen gelernt, wie ein neuerer französischer Autor mit Recht bemerkt: „Pour le XVIII. siècle la Divine Comédie n' eût été que scolasti-

cisme et rêverie, a egrisomnia vana, pour le nôtre elle est l'expression la plus haute et la plus complète d'une époque, qui a laissé une trace profonde, et quoi qu'on en puisse dire, une trace féconde dans l'histoire de l'humanité." Welch ein Dichter, der die ganze bezaubernde Morgenscenerie der ersten Gesänge des „Purgatorio" geschildert, der ein Bild träumen konnte, wie jenen schneeweissen Engel, den Steuermann des Kahnes voll Seelen (Charon's Gegenstück), dessen wehendes Flügelpaar gleich Segeln das Fahrzeug über die morgendämmernde, unendliche Meeresfläche zum Fegfeuerberge hintreibt! Welch ein Dichter, der das tiefe Heimweh beim Schalle der Abendglocke schildert: „che pare 'l giorno pianger, che si muove." Er kannte das Heimweh, der grosse Verbannte von Florenz! Wie hat er aber auf Mitwelt und Nachwelt eingewirkt! Die ganze Altflorentiner herrliche Malerkunst ist von ihm abhängig; Giotto hätte seine Bilder in Assisi, Orcagna seine Bilder in Pisa ohne Dante nicht gemalt; die Beziehungen sind oft ganz direct, und jene grossartige Allegorie von Staat und Kirche in der Capella Spagnuola in Florenz ist das an die Wand gemalte Buch: „De Monarchia." Als die italienische Kunst von Dante abfiel, da fiel sie, meinte einmal Cornelius. Noch der Mann, der da neben Dante's Kenotaph begraben liegt, der trotzige Titane Michel Angelo, hat sich seine gewaltigsten Inspirationen aus Dante geholt. Doch weiter: Alfieri's Grab von Canova. Eine trauernde Italia beugt sich über den Sarkophag. Alfieri hat vielleicht etwas von dem Trotze Dante's gehabt und etwas von dessen inneren Stürmen erlebt, aber sein innerer Himmel hat sich ihm nicht geklärt, wie er sich Dante im „Paradiso" klärte, wie denn die „Göttliche Comödie" nicht blos ein Weltgericht ist, das der Dichter über Vorwelt und Mitwelt hält, sondern auch die Schilderung einer inneren Katharsis, wie kein ähnliches Werk bietet. Am wenigsten der amnestirte „Faust" den man so oft neben, ja über die „Divina Commedia" gestellt hat. Alfieri's Tragödien machen den Eindruck, als seien sie mit dem blutigen Dolche des Brutus in Granit gegraben worden. Die modernen Orsini-Bomben

und platzenden Petarden (Jean Paul würde sie vielleicht die Krachmandeln der Revolution nennen) fliegen im Grunde aus demselben Winkel, wo Alfieri's tragische Muse haust.

Hier ist Macchiavell's Denkmal. „Nullum tanto nomini par elogium,“ sagt die Inschrift, in der erstaunlich viel latenten Elogio-Bombastes steckt. Sie ist berühmt geworden, sie mahnt aber doch etwas an die academische Festrede jenes Dorpater Professors, der am Geburtsfeste des (damaligen) Grossfürsten Alexander die Büste des Gefeierten lange schweigend ansah und endlich mit den Worten: „Mein Herz hat gesprochen!“ von der Rednerbühne stieg. Gegenüber von Macchiavell hat die Renaissance einem ihrer frühesten und begabtesten Vertreter eines ihrer herrlichsten Marmorgräber geweiht; es ist das mit Recht gepriesene Mausoleum Marzuppini's. Der Schönheitssinn, wie er sich in diesen Blumenranken, diesen Laubgewinden ausspricht, kann nur einer goldenen Kunstzeit eigen sein. Lionardo Aretino, der glänzende Geschichtschreiber und Humanist, hat ein sehr ähnliches Monument erhalten. Kotzebue scheint in diesem Mausolsum tout bonnement den berufenen Pietro Aretino zu suchen, der seine Ragionamenti, seinem Affen widmete und dafür also durch die Widmung einer Stelle in Santa Croce geehrt wäre. Dem (übrigens in Venedig verstorbenen) Verfasser dieser Ragionamenti des „Ragionamento del Zoppino“, der „Puttana errante,“ der „Sonetti lussuriosi,“ den schamlosen literarischen Freibeuter und Scandalmacher in Santa Croce zu begraben, hätte allerdings die ganze übrige gute Gesellschaft dazu bringen können, sofort noch vor dem jüngsten Gericht von den Todten aufzuerstehen und auszuwandern. Zum Glück ist Lionardo Arentino nicht Pietro Aretino; es waren überhaupt noch mehr ehrliche Leute von Arezzo gebürtig, wie der Mönch Guido, der Musiker; Petrarca, der Dichter; und Vasari, der unkritische und doch unschätzbare Künstlerbiograph.

Noch ein zweites Unglück passirt Herrn v. Kotzebue in Santa Croce. Er sagt: „Die seltsame Idee, wie ein Künstler versucht hat, die Jungfrauschaft darzustellen, ist nie aufgefallen — ein schönes Weib von Marmor, an dem

ein Einhorn heraufspringt — fast sollte man vermuthen, der Schalk von Künstler habe sich lustig machen wollen.“ Kotzebue ahnt nicht, dass nach der fabulösen Naturgeschichte des Mittelalters das Einhorn ein entsetzlich wildes Beest ist, welches nur durch eine Jungfrau gezähmt werden kann. Daher obiges Symbol, das noch in der Renaissancezeit und später (wie denn jene manierirte Statue dem 17. Jahrhundert gehört) als etwas Allbekanntes angewendet wurde. So kniet z. B. auf dem wundervollen Bilde im Wiener Belvedere von Moretto neben der heiligen Justina ein Einhorn. Herr v. Kotzebue sucht die Erklärung anderwärts — denkt man nach, so findet man (besonders wenn man kurz vorher den „Pietro Aretino“ gelesen) die Erklärung seiner Erklärung und thut damit zugleich einen tiefen Blick in die schöne Seele des Verfassers des „Rehbock,“ der auch ein gehörntes Thier, aber durchaus kein Symbol der Unschuld und Tugend ist. In San Marco findet Kotzebue wiederum den Grabstein Pico's von Mirandola, wo ihm denn der bekannte Passus: „Cetera norunt et Tagus et Ganges“ u. s. w. den spottenden Ausruf entlockt: „Ich Unglücklicher hatte vorher nie etwas von dem Wundermanne vernommen.“ Dieses Geständniss ist etwas naiv und die Sache um kein Haar besser, als wenn Zelter, der musikalische Ahitophel Goethe's fragt: „Wer oder was war Byzanz?“

Noch ein Denkmal in Santa Croce werden wir, statt davor wie Stahr in hohles Phrasengepolter auszubrechen, mit ernstestem Antheile betrachten, das Denkmal Galileo Galilei's. Ist auch jenes berühmte, stets wiederholte und gleichsam zum Feldgeschrei gewordene: eppur si muove von der wahrheitsliebenden Kritik längst in's Fabelbuch geschrieben, so ist das Schicksal des ausserordentlichen Mannes doch wahrhaft tragisch, und es ist und bleibt für seine Richter (mit denen die „historisch-politischen“ Blätter vor mehreren Jahren vergebens eine Mohrenwäsche versucht haben) eine ewige Schmach, ihn zum Widerrufe der erkannten Wahrheit gezwungen und ihn auf ein Landgut bei Florenz internirt zu haben. Dass das Landgut, (an dem die Bahn zwischen Pistoja und Florenz hart vorbei-

streift) ein kleines Paradies ist, ändert nichts an der Sache. Allerdings war aber auch hier wie tausendmal in der Welt Recht und Unrecht nicht so ganz und haarscharf geschieden. — So gross die Gewalt der Wahrheit auch ist, gegen eine einmal eingebürgerte Phrase vermag sie nichts und so wenig wie jenes eppur u. s. w. wird sich die Welt das berühmte: „La garde meurt, mais elle ne se rend pas“ Cambronne's in der Schlacht von Waterloo nehmen lassen, obwohl der Held auf die Aufforderung, sich zu ergeben, eine ganz andere, in der Weltgeschichte mit Anstand nicht zu reproducirende Antwort gab.

Der neueste Gast, der in Santa Croce seinen Einzug halten sollte, war Rossini. Der erste Enthusiasmus sprach nach dem Tode des genialen und liebenswürdigen Maestro ihm diese Ehre zu; zum Glück prätendirte auch Madame Rossini die Ehre der Bestattung in Santa Croce für ihren eigenen sterblichen Leib. Die gewesene Tänzerin Mlle. Olympia Pelissier, verehelichte Rossini, zwischen Michel Angelo und Macchiavell zu placiren, war den Florentinern doch etwas zu stark. Damit war uns Anderen ein beschämender Blick auf den in die Armengrube geworfenen Mozart und den Florentinern eine schwere Ungerechtigkeit gegen ihren grossen Landsmann Luigi Cherubini erspart, der nur den Fehler hatte, dass er für die Florentiner (und für die übrige Welt) eben — zu gross war. Es hat sich aber doch wenigstens ein musikalischer Verein in Florenz nach ihm genannt.

Man hat in Florenz in neuer Zeit den glücklichen Gedanken gehabt, eine Anzahl von Bildsäulen grosser Florentiner in den Nischen des Erdgeschosses der Ufficien aufzustellen, und ebenso die Statuen der Dombaumeister Arnolfo und Bruneleschi im Angesicht des Domes. Bruneleschi blickt zu seiner Domkuppel empor. Der Einfall wäre gut, wenn er sich nicht an Orcagna's Bild an den Ufficien wiederholen würde, welches den Blick zur Loggia dei Lanzi (bekanntlich Orcagna's Werk) hebt.

Den Gedanken eines deutschen Pantheon hat in würdigster Weise der edle Fürst verwirklicht, dessen Andenken Sepp jüngst ein äusserst anziehendes Buch ge-

widmet hat: König Ludwig von Baiern. Dennoch hat er bei Lebzeiten für seine „Walhalla“ kaum etwas zu hören bekommen, als unzufriedene oder spottende Stimmen, wie er denn auch für Alles, was er z. B. für München that, genau denselben Tadel hören musste, wie weiland Perikles für das, womit er Athen eben erst zu Athen machte. Die Nachwelt wird wohl anders richten, und statt ewig auf siebenfüssige Hexameter und solche Quisquilien mit Fingern zu deuten, des echt deutschen Königs Verdienste anerkennen und vielleicht sogar aus seinen oft holprigen Versen den grossen Sinn und die edle Gesinnung, ja auch wohl den echten Dichterzug herausfinden. Eines besonderen Denkmals bedarf er so wenig, als der Mediceer Lorenzo, für den eben ganz Florenz ein Monument ist.

Brigantengeschichten.

Deutschland genoss eben seinen Nachwinter und Italien seinen Vorfrühling des Jahres 1866, als zu Florenz in der Via degli Albizzi im Hause des wohlhabenden Bankiers *** ein behagliches Diner einen kleinen Kreis von Bekannten des Hauses vereinigte. Unter den Geladenen befand sich auch ein Signor T—i, einer jener feinen, für die gute Gesellschaft in Italien charakteristischen Männer, welche, über die erste Jugend hinaus, eine gewisse jünglinghafte Lebhaftigkeit mit dem weltklugen Benehmen des gereiften Mannes in sehr anmuthiger Weise zu vereinigen wissen. Wurde einst Kant's Aufmerksamkeit durch das Fehlen eines Knopfes am Rocke eines seiner Zuhörer so gefesselt, dass der grosse Philosoph von Königsberg die ganze Lehr- und Vortragsstunde hindurch die Augen von der Lücke nicht wegwendete, so war es der Tischgesellschaft in der Via degli Albizzi noch weniger zu verargen, wenn bald Dieser, bald Jener das rechte Ohr des Herrn T. in's Auge fasste — es fehlte, schräg weggeschnitten, fast die Hälfte davon, die Ränder liessen eine nicht längst geheilte Wunde erkennen. Als im Laufe des Diners Fräulein Sophie R., eine liebenswürdige junge Dame aus Frankfurt am Main, ihre germanisch-blauen Augen eben wieder sinnend auf dem verstümmelten Ohre ihres Tischnachbars ruhen liess, ergriff Herr T—i endlich das Wort. „Mein Ohr,“ fing er mit graziösem Lächeln an, „welches gleich manchem holländischen Ducaten mit einem beschnittenen Rande prangt, erregt, wie ich wohl merke, die Neugier der werthen Ge-

sellschaft. In Ihrem Vaterlande, Signora (wendete sich Herr T– i zu seiner blonden Nachbarin) — oder war es in England? — schnitt ehemals die Justiz, die Beschützerin ehrlicher Leute, den Spitzbuben zur Strafe die Ohren weg — heutzutage ist die Welt verkehrt, ein mondo a rovescio, und folgerichtig schneiden jezt die Spitzbuben den ehrlichen Leuten die Ohren ab. Mein Ohr, wie Sie es da sehen, ist ein Andenken an einen wochenlangen Aufenthalt unter den Briganten im Neapolitanischen." Man drang in Herrn T—i, sein Abenteuer zu erzählen, was er auch mit jener lebendigen und anziehenden Weise that, wie sie gebildeten Italienern eigen ist. Ich will es versuchen, seine Erzählung wiederzugeben, so gut ich es vermag. Herr T—i reiste mit der Diligence nach Neapel (er nannte den Ort woher, er ist jedoch meinem Gedächtnisse entfallen, ich glaube, es war von der Seite von Amalfi her). Die Reisegesellschaft war zahlreich, guter Dinge und ahnte nichts Schlimmes. Desto grösser war der Schrecken, als unvermuthet der Wagen von einer wohlbewaffneten Bande Briganten am lichten hellen Tage angehalten wurde. Die Räuber waren zahlreich, der Ueberfall geschah plötzlich, an eine Gegenwehr war nicht zu denken. Die Reisenden wurden kurz, aber nicht gerade unhöflich aufgefordert, auszusteigen, und die Räuber hielten nun Musterung, wer in die Berge mitzunehmen sei und wen man laufen lassen könne. Die Wahl fiel auf Herrn T—i, einen zweiten Herrn und einen jungen, kaum zwanzigjährigen Venetianer. Der arme junge Mensch zitterte wie Espenlaub, was die Briganten ordentlich übelnahmen. „Ma che!" riefen sie, halb tröstend, halb ägerlich, „che paura! Siamo cristiani! Fate coraggio, non siamo ladri, siamo briganti!" Die drei erlesenen Opfer wurden nun angewiesen, die Bande in die Berge zu begleiten, den Uebrigen wurde glückliche Reise gewünscht, sie stiegen wieder ein und fuhren weiter — mit erleichterten Herzen und Taschen; den „faccia in terra" hatten sie Alle machen müssen und waren im Handumdrehen mit einer virtuosenhaften Präcision ausgeplündert worden, welche von Seite der Plünderer auf bedeutende Studien in diesem Fache schliessen liess. Ungleich

schlimmer war das Los der drei Gefangenen. Zwar wurden sie ganz gut behandelt, mussten aber die Kreuz- und Querzüge der Briganten durch alle Schlupfwinkel der Berge und Wälder mitmachen. Die Lebensweise war voll Mühseligkeit und Strapazen, und die Verpflegung herzlich schlecht: Brot, Käse und geringer Rothwein. Die Briganten selbst waren freilich auch nicht besser daran, worauf der Hauptmann die Herren ausdrücklich und gleichsam entschuldigend aufmerksam machte. Nur zwei- oder dreimal setzte es ein Gericht von Fleisch — wenn nämlich die Bande in einsam gelegenen Höfen von Possidenti zusprach, welche mit ihr, wie die Gefangenen wahrnahmen, in der vollkommsten Entente cordiale standen. Uebernachtet wurde unter freiem Himmel, zuweilen bot eine der Höhlen, wie sie da und dort im Gebirge zerstreut sind, Unterkunft und Schutz. Weibliche Wesen wurden gar nicht sichtbar. Eine Art militärische Disciplin und rohe Zuchtlosigkeit in seltsamem Vereine zeigte sich in der ganzen Organisirung der Bande, in ihrem Thun und Treiben. Dem Hauptmanne wurde unbedingter Gehorsam geleistet, sonst that Jeder, was ihm beliebte. Der erste Marsch von der Landstrasse, wo der Raubanfall geschah, in die Berge war ein athemlos rascher und langer. Endlich wurde auf einem freien Platze zwischen immergrünen Eichen Halt gemacht. Man breitete vor den drei Gefangenen einen wohlversehenen Schreibapparat auf einem Felsenblocke aus. Sie mussten an ihre Angehörigen um Lösegeld schreiben, dessen Summe nicht gerade niedrig gegriffen war. Die Briefe wurden einem jungen Briganten zur Bestellung übergeben, dann ging es weiter. Nach einigen Tagen musste ein zweiter, dringender Mahnbrief folgen. In diesem schrieb nun Herr T—i zur Beruhigung der Seinen, dass er ganz gute Behandlung erfahre. Der Hauptmann war damit sehr unzufrieden. „Schreibt,“ rief er, „dass wir euch entsetzlich misshandeln, jammert, sagt, dass wir fürchterliche Kerle sind, non cristiani, ma bestie, malt euer Los in den schwärzesten Farben, hört ihr?!“ Herr T—i schrieb einen zweiten Brief, allein auch in diesem waren dem Hauptmanne die Farben noch nicht

„schwarz“ genug; ein dritter Brief gerieth endlich leidlich nach Wunsch und wurde expedirt. Abermals vergingen Tage — das Lösegeld kam nicht. Da kündigt der Hauptmann eines schönen Morgens den Gefangenen an, man werde jedem von ihnen ein Stück Ohr abschneiden und als nachdrückliche Mahnung an die Säumigen schicken. Herr T—i besah das zur Operation bereit liegende Messer. „Was,“ rief er, „mit diesem elenden, stumpfen Messer sollen wir uns martern lassen? Hat nicht Beppo (ein jüngerer Räuber) kürzlich ein gutes Rasirmesser bekommen?“ Aber Beppo protestirte, es sei höchst indiscret von den Herren, zu verlangen, dass es sein Rasirmesser an ihren Ohren verderbe. Nach vielem Hin- und Herreden willigte Beppo endlich ein, das Rasirmesser that seine Schuldigkeit; das Blut wurde mit aufgelegtem Zunder gestillt, den Wunden ein Verband angelegt und die Ohrenabschnitzel an ihre Adresse befördert. Wieder vergingen Tage, der Hauptmann fing schon an, allerlei bedenkliche Worte von Erdolchen und Kopfabschneiden hören zu lassen. Als aber das Lösegeld kam, rief der Hauptmann: „Meine Herren, Ihr seid frei! Hier sind die Quittungen über euer Lösegeld, bewahrt sie wohl, es wird euch ersetzt werden, wenn die alte Ordnung der Dinge wiederkehrt. Habt ihr Söhne, die Soldaten werden wollen, so rechnet auf unsere Protection, denn ich und meine Leute da werden dann ohne Zweifel eine bedeutende Stellung einnehmen — Officiersstellen können uns nicht fehlen. Jetzt aber geht in Frieden. Dieser Weg führt euch nach etwa vierstündigem Marsche zur nächsten Eisenbahn-Station. Löset euch dort Karten bis Neapel, ihr findet dort auch eine Restauration, erquickt euch, denn ihr habt euch bei uns herzlich schlecht befunden.“ Herr T—i machte gegen diesen wohlgemeinten Rath nur die bescheidene Einwendung, es sei etwas schwer, Eisenbahn-Billette zu lösen und sich zu restauriren, wenn man keinen Soldo in der Tasche behalten. „Ihr habt Recht,“ sagte der Hauptmann; „he, Cassier, gebt jedem der Herren ein Zwanzigfrankenstück!“ Dies geschah, die Erlösten erreichten glücklich die Eisenbahn-Station und mit dem nächsten Zuge Neapel, und so kam Herr T—i bei der

ganzen Geschichte mit einem blauen Auge, oder richtiger mit einem halben Ohre davon. Dass die Briganten, wenn das Lösegeld ausbleibt, endlich wirklich zum Morde schreiten, beweist das Beispiel eines Unglücklichen, welcher vor wenigen Monaten, mit Dolchstichen getödtet, gefunden wurde; unter seinem Haupte lag ein Zettel mit den Worten: „Getödtet, weil er nicht zahlen wollte.“ Die Manier, wohlhabende Besitzer von Ländereien, Fabriken u. s. w., von denen ein stattliches Lösegeld zu erwarten ist, festzunehmen, das „Plagier-System“, wie man es nennt (von Plagium, Menschenraub) ist in diesem Augenblicke weit häufiger, als der Ueberfall einzelner Reisender oder Wagen auf offener Landstrasse. Einzelne italienische Zeitungen haben, wie andere ihre Verzeichnisse vorgekommener Trauungen und Todesfälle, so eine stehende Rubrik: Diario del brigantaggio. Hier liest man denn: „Am so und so vielten sei der Possidente Pietro Lovati aus Strungolapalli von Briganten, muthmasslich der Bande Capuccino angehörig, festgenommen worden, man verlangte 12,000 Lire Lösegeld“; oder es wird von einem Kampfe berichtet, wobei zwei Briganten fielen u. s. w. Die Sicherheit und Unsicherheit einzelner Landstriche wechselt beinahe wie das Wetter. Im Winter 1865—1866 galt eine Partie von Rom selbst nur nach Tivoli beinahe für ein Wagestück (es war in Wahrheit nicht so arg); entschieden unsicher waren damals die weiter in's latinische Bergland hinein gelegenen Gegenden bei Valmontone, Anagni u. s. w., aus welchen bald von Räubereien, bald von Kämpfen der Gensdarmerie berichtet wurde. Auch die Gegend zwischen Nunziatella und Civitavecchia, wo man bis zum Jahre 1867 acht Stunden lang, in unbequeme Postwagen gepackt, die ödeste Gegend der Welt passirte, Korkeichenwald, langsam ansteigende Hohlwege, Berglehnen mit traurigem Ausblicke auf unbebaute Niederungen und einen schmalen Meeresstreif am Horizont — auch diese Gegend stand in ziemlich üblem Rufe, besonders um das Bergnest Montalto herum; man athmete ordentlich auf, wenn sich die Oelpflanzungen, Vignen und Gärten zu zeigen begannen, welche, die Nähe der uralten Etrusker- und Tarquinier-

stadt Corneto ankündigend, in jener Wüste gleichsam eine Oase von Fruchtbarkeit bilden — das ärgste Stück war überstanden. Ich machte einmal den Weg in Gesellschaft eines jungen Palermitaners, welcher, als wir in's Cabriolet des Postwagens stiegen, gegen mich bemerkte: „Hier haben wir den Vortheil, dass wir es die Ersten bemerken werden, wenn etwa im Korkwalde Gewehrläufe zu blinken anfangen.“ Ganz kurz vorher war der Postwagen eine kleine Strecke vor Montalto überfallen worden; der muthige Widerstand eines mitfahrenden Militärs, der mit Revolvern entschlossen gegen die Strolche feuerte, einen von ihnen sofort niederstreckte und sie so in Verwirrung brachte, dass der Postillon Raum bekam, heftig auf die Pferde lospeitschend, im Galopp davonzufahren, rettete für diesmal die Reisenden. Die Eisenbahn-Verbindungen haben den Briganten einen bösen Strich durch die Rechnung gemacht; freilich haben jüngst Räuber den genialen Einfall gehabt, den Bahnwächter zu zwingen, dass er dem heranfahrenden Nachtzuge das Zeichen zum Anhalten gab; für diesmal war es ein Waggon voll Zuaven, der den Spitzbuben das Concept verdarb. Der unternommene Anfall verdient eine Frechheit ersten Ranges zu heissen; er geschah sozusagen hart vor den Thoren Rom's zwischen Ponte Salaro und Villa Spada, einen etwas starken Spaziergang von Porta Salara oder Porta Pia weit. Vor drei Jahren, zur Zeit des schlimmsten Brigantenschreckens in der Provinz Frosinone, wurde der Bahnzug durch die gefährlichsten Stationen Ceprano, Ceccano, Pofi-Castro u. s. w., von Gensdarmerie begleitet. Freilich sehen doch die „unschuldigen Landleute“ mit ihren schwarzbraunen, zigeunerhaften Weibern aus, als trieben sie neben dem Getreideschnitt zuweilen gleichsam dilettantisch das Halsabschneiden und auch das „Einheimsen“ fremder „Bagagli“, wenn sich gerade Gelegenheit bietet; und wenn ein Theater-Director um die Decoration eines recht malerischen Räubernestes für ein Räuberstück verlegen sein sollte, so ist ihm Ceccano zu empfehlen, dessen grau verwitterte Halbruinen von Häusern auf ihrer Berghöhe aussehen wie ein zusammengelaufener Haufe von Lumpengesindel. Noch jetzt trifft

man auf den Bahnhöfen zwischen Rom und Isoletta von Velletri an Gensdarmerieposten. Schon die Gegend von Velletri, die mit ihrem Blicke über das mit weiss herblinkenden Städtchen besetzte Amphitheater der Volskerberge, der wälderbedeckten Ebene der pontinischen Sümpfe und dem herrlichen Profil des Cap Cinuello in weiter blauer Ferne jedem Reisenden in angenehmster Erinnerung sein wird, geniesst zeitweilig nicht des besten Rufes. Mein Freund und Landsmann, der Bildhauer Ludwig Sch., machte vor einigen Jahren in Begleitung eines Bekannten eine Fusspartie von Velletri nach Cori in den Volskerbergen zu der schönen antiken Tempelruine, welche die Künstler lockte. Sie kamen nach Giulianello, als es schon dämmerte; dessenungeachtet setzten sie ihren Weg fort. Es war keine sehr angenehme Ueberraschung, als an einsamer Stelle plötzlich einige bewaffnete Kerle vor ihnen auftauchten, aber nur um mit einem halblaut gemurmelten „sono poverelli“ wieder zu verschwinden. Als Beweis dessen galt, dass die beiden Wanderer, rüstige Fussgänger, nicht, wie dort alle Welt, zu Esel dahergetrabt kamen. Wer zu Fuss geht, muss ein armer Teufel sein. Dies rettete die Freunde vermuthlich vor Ausplünderung. Im jetzigen Augenblicke ist es sicher; man mag das Land um Anagni, Ferentino, Spurgola, Subiaco, Olevano, welches Gregorovius in so glänzend geistreicher Weise und dabei so äusserst treu beschrieben hat und dessen Partien zu den entzückendsten landschaftlichen Schönheiten Italiens gehören, unangefochten durchstreifen. Die Briganten sind nach harten Kämpfen in's Neapolitanische hinübergedrängt. Südwärts von Neapel sieht es freilich so übel aus, dass der wundervolle Waldweg von Sorrent nach Amalfi schon etwas bedenklich und eine Partie zu den Ruinen von Pästum nur unter starker militärischer Bedeckung möglich ist. Einige Damen, welche jüngst diesen Ausflug machten und den romantischen Einfall hatten, zwischen den dorischen Riesensäulen des Poseidon-Tempels zu frühstücken, wollten dort ihre bewaffneten Schutzgeister in eine nicht ferne Osterie entlassen, damit auch sie dort eine „Collazione“ nehmen. „Mit nichten,“ erklärte der Führer der

Carabinieri, „jetzt dürfen wir Sie am allerwenigsten allein lassen. Sie würden riskiren, von Briganten weggeschleppt zu werden.“ So frühstückten denn auch die Reiter im alten Heiligthume des Meergottes, in der einen Hand das Weinglas, in der anderen das scharf geladene Gewehr. Eine solche Situation ist eigentlich ein probates Mittel gegen alle romantischen und archäologischen Gelüste! Es ist dem richtigen Kleinstädter, wenn er zum erstenmale Italien bereist, nach solchen Geschichten nicht übelzunehmen, wenn er hinter jedem Busche Banditen wittert und beim Heranjagen eines oder einiger der malerischen stachelstockbewehten Campagna-Reiter das Herz in die Kniekehlen sinken fühlt, obwohl diese wackeren Männer es gar nicht auf reisende Kleinstädter, sondern auf Campagna-Ochsen abgesehen haben. Ein Honoratior aus P., der vor einigen Jahren das Wagestück ausführte, bis Venedig vorzudringen, erzählte mir nach der Rückkehr, er habe im Hotel D. sehr behaglich (zwar auch etwas theuer!) gewohnt, aber einen Todesschreck zu bestehen gehabt, als er, mitten in der Nacht erwachend, einen unheimlichen Geruch spürte — — Leichengeruch!! „Mir fiel schwer auf's Herz,“ rief der Honoratior, noch von der blossen Erinnerung aufgeregt, „dass ich in Italien bin; denken Sie sich meine Angst.“ Der Mistduft drang aus der Schublade einer Commode; der Honoratior öffnete sie in der Erwartung, einen schmählich ermordeten Vorgänger zu finden und in der nächsten Viertelstunde dessen Los zu theilen. Aber siehe, es waren Muscheln, die der Honoratior selbst auf dem Lido gesammelt, dann total vergessen und deren bitter-scharfer Seegeruch ihn in Angst versetzt hatte! Und das in einem Hotel, wo es keine anderen Mörder gibt als die blendend weissen Vatermörder der wohlfrisirten Kellner, wo man die Reisenden nicht ausraubt, sondern nur die Hotelrechnung etwas höher ansetzt als anderwärts. Ernsthafter als diese Geschichte vom Philister auf Reisen liess sich ein Abenteuer an, das mein werther Freund, der Maler F., mit noch einem Reisegenossen in Sicilien bestand. Eines späten Nachmittags treibt sie in öder Gegend ein heranziehendes schweres Ge-

witter in ein einsam gelegenes Wirthshaus, welches mit einer richtigen Räuberschänke eine verzweifelte Aehnlichkeit hat. Der Wirth empfängt sie mürrisch; nach mässigem Imbiss werden sie über einen endlosen Corridor in einen saalartig weiten, verfallenen, spukhaft aussehenden Raum geführt, wo zwei Himmelbetten stehen, aber auch Finocchi und andere Küchenkräuter und Wurzeln aufgehäuft liegen, Salami hängen u. s. w. Die Freunde können einander ihren Argwohn nicht länger bergen. Das Haus sieht verdächtig aus, noch verdächtiger das Gesicht des Wirthes, am verdächtigsten die Schlafkammer. Man könnte sie dort ruhig abschlachten, ohne dass es eine Menschenseele im Vorderhause hört. Sie halten Kriegsrath, sie rücken einen Tisch vor die nicht sperrbare Thür, sie beschliessen, der Eine solle bis Mitternacht in seinem Bette als Schutzengel des Anderen wachen, und so dann der Andere bis zum Morgen. Indessen bricht draussen das Gewitter los, der Gussregen rauscht, der Donner rollt in schweren Schlägen. Die Messinglampe, welche der Wirth zurückgelassen, fängt an zu zischen, zu prasseln, zu flackern — sie erlischt. Neuer Verdacht: der Wirth hat die Lampe absichtlich so karg mit Oel gespeist. Dichte Finsterniss hüllt Alles ein, kaum augenblicklich von einem flammenden Blitze unterbrochen. Durch den Gewittersturm hört der Wachende plötzlich einen Tumult, viele Stimmen reden oder vielmehr schreien durcheinander, dann wird es wieder still. Jetzt nähern sich durch den langen Corridor leise Tritte, ein Lichtschimmer dringt durch die Ritzen der Thür, welche man von Aussen vorsichtig zu öffnen versucht. Sie stösst an den vorgesetzten Tisch. Eine Hand greift durch die Thürspalte und schiebt das Hinderniss leise, leise beiseite. Der Wirth tritt ein, ein ellenlanges Messer anter dem Arm, er setzt das Licht behutsam in einen Winkel und schleicht dem Bette des Schlafenden näher. Dem Wachenden stockt das Blut in den Adern, die Angst schnürt ihm die Kehle zu, er kann nicht schreien. Der Wirth aber schneidet von einem neben dem Bette des Schlafenden hängenden Bündel Salami gelassen eine stattliche Wurst ab, entfernt sich schleichend und hat

sogar die höfliche Rücksicht, den Tisch, so weit es von Aussen und ohne sich die Hand einzuklemmen geht, wieder vor die Thür zu rücken. Jetzt weckt Orest den Pylades und erzählt ihm, was geschehen. Aber Pylades geräth in unbeschreiblichen Zorn: „Also du hättest mich aus lauter freundschaftlicher Angst ermorden lassen, wäre es statt auf die Wurst auf meine Kehle abgesehen gewesen!“ Der Tumult, der sich hatte hören lassen, rührte von verspäteten Reisenden her, welche das schwere Wetter hereingetrieben und für welche der Wirth das Abendessen holte. Die Freunde zogen am folgenden Morgen weiter, mit dem Bewusstsein, diesmal nicht Orest und Pylades, sondern eine neue Auflage von „Schmolke und Bakel“ gewesen zu sein. So aber schrecken, als ob es an den wirklichen Gefahren nicht genug wäre, oft leere Wahnbilder!

Winckelmann und die Villa Albani.

I.

So peinlich und unausstehlich die heissen Sommermonate in Rom sind, „umwölkt von schwermüthig brütender Fieberluft“, so herrlich ist der October. Die Sonne hat ihre fast vernichtende Glut verloren, die herzerquickende Tramontana verscheucht die grauen Wolkendämpfe des nervenzerstörenden Scirocco und fegt den Himmel rein, dass er, mit Dante's Worten zu sprechen, im „dolce color del oriental zaffiro“ auf die Erde herablächelt, die weite Campagna athmet friedliche Stille, reizende Anmuth, und Abends, wenn die Sonne sinkt, erglühen die herrlichen, den Gesichtskreis begrenzenden Bergketten mit dem Monte cavo, der Lionessa u. s. w. im zauberhaften Farbenspiel, während an der entgegengesetzten Seite des Horizontes der einsame, prächtige Soracte in dunklem Violett uns Dank der klaren Luft das Kloster auf seinem Gipfel wie einen hell leuchtenden weissen Punkt erkennen lässt. Dann wimmeln die Römer in endlosen Reihen vor die Stadtthore, die lange Häuserzeile von Porta del Popolo gegen Ponte molle, die weite Landstrasse von Porta Pia gegen S. Agnese und weiter gegen die nomentanische Brücke mit ihrem malerischen Thurmcastell und dem Mons sacer dahinter, auf dem wir statt des ausgewanderten populus romanus dichtgedrängte, von gewaltigen Wolfshunden bewachte Schafheerden erblicken; den reizenden Weg von Porta Salara gegen die tre madonne, wo köstlicher Wein (vino nostrale) winkt, wandelt Gruppe nach Gruppe, schwatzend, lachend, singend.

Alles athmet nach der Hitze, Noth und Bedrängniss des Sommers auf. Jener Spazierweg gegen S. Agnese ist es insbesondere auch, der bei den hohen geistlichen Würdenträgern sich einer besonderen Beliebtheit erfreut. Ein sonderbares Etiquettegesetz verbietet den Cardinälen, innerhalb der Stadt zu Fusse zu gehen. Es ist für diese meist betagten Herren kaum ein anderes Mittel, sich eine gelinde Motion zu machen, als wie weiland der populus gegen den Mons sacer auszuwandern. Da sieht man sie die Heerstrasse entlang zwischen den endlosen Mauern der Vignen in friedlichem Gespräche langsam hinwandeln, während der stattliche, aber etwas schwere Wagen mit den zwei gleissend schwarzen Rappen und dem galonnirten Kutscher noch langsamer nachgefahren kommt. So ist es in Rom — so war es noch vor einem Decennium. Ehe die neuesten Katastrophen in der ewigen Stadt eintraten, waren die Sachen seit hundert und mehr Jahren völlig unverändert so gewesen und Goethe und Winckelmann würden kaum einen erheblichen Unterschied gegen ihre römischen Tage bemerkt haben, hätten sie sich unter die modernen Spaziergänger gemischt.

Treten wir mit den Lustwandelnden aus Porta Pia, dem wunderlichen Barockbau des grossen Michel Angelo, in's Freie, so ruft uns ein palastartiges Landhaus, welches da von links her in einiger Entfernung zwischen den schwarzgrünen Pfriemen der Cypressen und den breiten Schirmen der Pinien, zwischen Lorbeer und immergrünen Eichen herüberglänzt, Winckelmanns Namen und Bild in Erinnerung — es ist die Villa Albani. Wenn des Abends die Gebirge und alle Fernen in rosenrother Glut aufbrennen, dann leuchtet auch sie wie ein Feenpalast und wir erinnern uns bei ihrer Verklärung gerne, dass es die Stätte ist, von wo aus der griechische Genius an der Hand Winckelmann's wieder den Weg in eine verzopfte, unwahr und unschön gewordene Welt und Kunst fand, um Licht zu schaffen und den Blick für reine Schönheit zu öffnen. Es war keine kleine That, der Welt, welche sich in die Borromini'schen Architekturschnörkel und in den „brio“ der Sculpturwerke Bernini's, Pugets, Coysevox' u. s. w.

so eingelebt hatte, dass sie die Antike hoch übertroffen wähnte, kühn zuzurufen: „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterwerke ist eine edle und eine stille Grösse, sowohl in der Stellung als im Ausdruck."

Der „grosse" Louis XIV. und folglich auch sein ganzer Hof und folglich die ganze „gebildete" und feine Welt haben kaum irgend ein Sculpturwerk mit grösserem Enthusiasmus bewundert, als Pierre Pugets Milo von Crotona, welcher uns im Louvre seinen Schmerz und seine Angst vor dem Löwen, welcher ihn, den wehrlos mit den Händen in den gespaltenen Baumstamm Eingeklemmten, zu zerreissen Miene macht, entgegenbrüllt. Seine richtige Tochter ist die Bellona am Arc de l'Etoile, welche ihren Kriegsruf so weit aufgerissenen Maules (Mundes kann man nicht sagen) in die Welt hinauskreischt. Winckelmann führte die Bewunderer vor den leidenden Laokoon: „Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singet: die Oeffnung des Mundes gestattet es nicht; es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen — der Schmerz des Körpers und die Grösse der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet: sein Elend geht uns bis an die Seele, aber wir wünschten, wie dieser grosse Mann das Elend ertragen zu können." Ja, dieser Sohn des Flickschusters von Stendal hatte den Muth, über all' die neuen, bewunderten, von den Grossen gehätschelten, mit Gold und Lorbeeren überschütteten Künstler ohne sonderliche attische Urbanität kurz und gut das Verdict hören zu lassen: „Die neueren Künstler sind E— gegen die Alten und Bernini ist der grösste E— unter den Neueren, die Franzosen ausgenommen, denen man die Ehre in dieser Art lassen muss."

Auf die Franzosen hat er es überhaupt scharf abgesehen. Sie sind für ihn die Kunstverderber von Anbeginn. Die Reaction des sogenannten à la grecque in den siebenziger Jahren gegen die Ausschweifungen des Rococo konnte er einstweilen nicht ahnen, obwohl er selbst zu diesem Umschwung durch seine Publicationen nicht wenig

beigetragen hatte. Er würde es aber, wenn er es hätte voraussehen oder erleben können, schwerlich sehr gelobt haben, denn den Ausdruck à la grecque darf man beileibe nicht übersetzen: „im griechischen Geschmacke“, und es war doch nur im Grunde ein neuer, aber anders als der frühere gewundene Zopf. Die rechte und eigentliche Frucht der Aussaat Winckelmann's reifte erst, als Asmus Carsters der Maler, Thorwaldsen der Bildhauer auftraten, als Goethe in Rom, vom Geiste Winckelmann's geleitet, auch für die Poesie den richtigen antiken Hauch und Ton (nicht äusserliche Nachahmuug des Antiken) fand, als Lessing in seinem „Laokon“ mit fester Hand die unverrückbaren Grenzen zwischen der Malerei und der Poesie zog, als Gluck der Musiker, vielleicht ohne direct von Winckelmann eine Zeile gelesen zu haben, aber gehoben und getragen vom Genius der Zeit, welchem Winckelmann mit so mächtiger Stimme gerufen und welchem er die gebunden gewesenen Flügel gelöst hatte, auf dem Gebiete der dramatischen Tonkunst ähnliche Pfade einschlug, wie jene bildenden Künstler, jene Dichter und Denker.

Gedenken wir alles dessen, so wird ein Besuch der Villa Albani für uns eine Art von Wallfahrt sein. Sie liegt einen Büchsenschuss von Porta Salara — unser Weg wird uns vielleicht über die Piazza Barberina führen, vorüber an Bernini's prächtigem, den Wasserstrahl aus seinem Muschelhorn hoch in die Lüfte schleudernden Triton, bei dem wir uns doch besinnen werden, in den seinem Schöpfer von Winckelmann gegebenen Ehrentitel einzustimmen, vorüber an dem Garteneingang in die Villa Ludovisi, bei welcher wir, mit unserem „Permesso“ für die Villa Albani in der Tasche, dem Duca di Torlonia, dem jetzigen glücklichen Besitzer, doppelt dankbar sein werden, dass er nicht so spröde ist, wie der Herr der ludovisischen Villa, welcher für seine berühmte Juno u. s. w. dermal so ziemlich die Grundsätze jenes liebenswürdigen Greises im Hebbelschen Drama angenommen zu haben scheint, der die Sachen so einzurichten wünscht, dass Raphael nur für ihn gemalt, Palestrina nur für ihn gesetzt habe u. s. w. Haben schon Goethe, Kotzebue, Stahr über die Schwierigkeit des

Eintrittes in die Villa Ludovisi zu klagen gehabt, so soll jetzt gar, wie wir hören (vielleicht um den „Klagen“ ein für alle Mal ein Ende zu machen), die Götterscheune, wo die Juno, der sitzende Ares, die Barbarengruppe, Bacchus und Ampelos u. s. w. untergebracht sind, für jedermann, „wess' Standes, Alters und Condition er auch seye“, ein völlig unzugängliches Heiligthum geworden sein.

Wir gelangen bald genug an das eiserne Gitterthor des Gartens der Villa Albani und sehen sofort zwischen dem Grün der dichten Haine da und dort antike Steingebilde weiss herausleuchten. Nicht lange und eine Marmorbüste, von Eichenbäumen überschattet, lässt uns Winckelmann's bekannte Gesichtszüge erkennen — es ist das kleinere Denkmal, welches man ihm hier gesetzt, sein grösseres ist die Villa selbst mit ihren Kunstwerken, welche, so viel auch davon geplündert, verkauft, weggeschleppt worden, noch immer einen Kunstschatz repräsentiren, wie kein König einen schöneren hat. Und wie geordnet! Ueberall noch der fein empfindende Blick, die sinnig ordnende Hand Winckelmann's kennbar! Hier hielt der Vater der Kunstgeschichte mit dem Genius der Antike freundliche Zwiesprache, der ihm mit besserem Recht als dem späteren Heinrich Meyer hätte sagen dürfen: „Tausend Andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn fragen, dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.“

Winckelmann sah die Villa auf dem öde gewesenen Grunde vor dem salarischen Thore entstehen — vom Grundsteine an. Im März 1757 schreibt er: „Der Herr Cardinal (Albani) baut jetzt eine Villa; ein Wunder der Kunst in aller Menschen Augen.“ Und im Februar 1758 darf er schon melden: „Der Herr Cardinal hat jetzt seine Villa geendigt und Statuen und Sachen an das Tageslicht gebracht, die vorher kein Mensch gewusst hat.“ Man erstaunt, wenn man auch nur die trockenen Zifferangaben liest: 150 Statuen, 176 Büsten und Masken, 29 Altäre, Brunnen, Candelaber, Urnen, Cippen, 81 Inschriften, 171 Säulen. Winckelmann schreibt von letzteren: „In dem Palaste der Villa sind so viele Säulen von Porphyr, Granit und orientalischem Alabaster, dass es ein Wald schien,

ehe sie angebracht waren.“ Die Villa ist eigentlich eigens für all' diese Herrlichkeiten gebaut worden, ein neuer Fund, eine neue Erwerbung war im Stande für die Baupläne massgebend zu werden. Der riesigen Rundschale von weissem Marmor mit den Thaten des Hercules, welche jetzt im zweiten Zimmer des einen Seitengebäudes steht, zuliebe sollte z. B. ein eigener Rundtempel im Garten angebracht werden.

Zumeist aber mag man erstaunen, dass das Gebäude, so voll von Antiken und Anticaglien, durchaus nicht den Eindruck eines eigentlichen Museums, sondern den Eindruck eines zwar höchst prächtigen, aber auch höchst wohnlichen und behaglichen Landsitzes macht. Wenn uns irgendwo in Italien immerfort die beiden ersten Strophen des Mignon-Liedes in der Erinnerung nachklingen, so ist es im Garten, im Gartenpalast Albani. Da steht der Lorbeer hoch und die Myrthe still und da ist das Haus, auf Säulen ruht sein Dach, und da stehen die Marmorbilder und sehen uns an. Die Disposition der marmornen Götter und Heroen ist im Wesentlichen noch immer die von Winckelmann herrührende. Nicht die Hand eines „gelehrten Antiquarii“ (wie Winckelmann nicht ohne Spott zu sagen pflegt), sondern die Hand eines „Verwandten und Freundes des griechischen Genius“ ist es, die allem und jedem seinen Platz gewiesen. Da leuchtet noch immer, auf's bequemste zu besehen, über dem Camin des einen Gemaches das herrliche griechische Relief: Orpheus, Euridike und Hermes — früher auf Grund einer gefälschten Inschrift fälschlich Antiope, Zethus und Amphion geheissen.

Da ist noch das Bronzebild des feinen Apollino Sauroktonos — so schön, dass Winckelmann es für das Original des Praxiteles nehmen zu müssen glaubte. Als der Götterjüngling auf dem Aventin gefunden worden, liess es sich Cardinal Albani nicht nehmen, den Fund eigenhändig in seinen Wagen zu schleppen und in Begleitung des Sauroktonos nach Hause zu fahren. Da ist die Büste des Aesop — wie hinreissend liebenswürdig hat der antike Künstler den zwerghaften, missgebildeten Mann darzustellen gewusst! Die Augen sprechen von Herzensgüte und von

Verstand, den Mund umspielt ein schalkhaftes Lächeln — wir glauben an die „historische“ Realität des selbst halb fabelhaften Fabeldichters, so lange wir vor dem Marmorbilde stehen. Und welche Pracht von Marmor, von Gold und Farben an den Wänden ringsum, an der Decke! Von letzterer glänzt der „Parnass“ herab, den Winckelmann's intimster Freund Raphael Mengs gemalt; im Juni 1760 angefangen, war das gewaltige Bild Ende März 1761 vollendet. In sehr bedenklich überschwänglichem Enthusiasmus schrieb Winckelmann damals: „Raphael (Sanzio) hat nichts hervorgebracht, das dem könnte verglichen werden, und man kann sagen, dass jener Künstler seinen Werken nicht diese hohe Vollendung giebt.“

Es war ein Fehler, wenngleich ein liebenswürdiger Fehler Winckelmann's, dass er neu Gefundenes oder neu Geschaffenes (wohlgemerkt: wenn letzteres von einem von ihm „approbirten“ Künstler geschaffen war, wie denn bei ihm Mengs obenan stand!) mit einer oft ganz unbegreiflichen Ueberschätzung und in der augenblicklichen fliegenden Hitze einer rasch auflodernden, aber auch rasch verlodernden Begeisterung als das Herrlichste des Herrlichsten in alle vier Winde des Himmels auszurufen pflegte. Ein antiker Torso, ein antiker Kopf u. dgl. wird irgendwo ausgegraben und sofort sind Laokoon und Apoll von Belvedere, die soeben erst angebeteten und mit allem hymnenartigen Schwunge der Rede gepriesenen, im Punkte ihrer Superiorität so zu sagen in Frage gestellt. Raphael Mengs und sein unbedeutender Schüler Casanova malen „antike“ Bilder auf Täuschung, und Winckelmann geräth ganz ausser Rand und Brand, die ganze neuere Kunst, Raphael nicht ausgenommen, kommen dagegen kaum auf u. s. w.

Als Winckelmann endlich die Täuschung zu einer Zeit entdeckte, da es für ihn viel zu spät war Kehrt zu machen, nahm freilich seine hyperbolische Freundschaft und Bewunderung für Mengs ein Ende mit Schrecken. Wurde aber doch auch noch viele Jahre später Goethe von diesem gemalten Spitzbubenstreich hinters Licht geführt und theilte nach Kräften den Enthusiasmus für den „antiken“ Ganymed, welcher Jupiter eine Schale Nektar reicht und dafür

einen Kuss empfängt. In der Geschichte grosser Männer vertreten derlei Schwächen und Lächerlichkeiten gewissermassen die Stelle des Sclaven, der bei antiken Triumphen dem Triumphator allerlei Anzüglichkeiten in's Ohr raunen musste, damit sich dieser nicht etwa ein Gott dünke.

Käme Mengs wieder, so würde er den von ihm so sehr bewunderten Parnass noch in voller Farbenfrische leuchten sehen, auch Vieles, das er selbst aufgestellt, noch (oder wieder) an Ort und Stelle, aber manches Schönste würde er vermissen. Die herrliche (sogenannte) Leukothea — richtig Irene — mit dem kleinen Plutus ist in die Münchener Glyptothek gewandert, Anderes anderswohin. Trotzdem ist und bleibt die Villa Albani noch jetzt ein Kunstheiligthum und Winckelmann's Ehrentempel. Im Jahre 1865 war die Villa verkäuflich. Duca di Tarlonia kam mit dem Kaufe dem Kaiser von Russland zuvor. Für Rom und die Villa, ja für Winckelmann's Andenken ein Glück! Die marmornen Götter wären sonst ohne Gnade nach St. Petersburg gewandert. Wie würde die armen Griechengötter dort gefroren haben!

II.

„Dieser Fisch soll in das richtige Wasser kommen“, sagte der Churfürst von Sachsen, als ihm Winckelmann's erste Schrift „über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ vorgelegt worden. Dieses richtige Wasser floss weder bei Dresden, noch sonst irgendwo in Deutschland — der Ort, wo Winckelmann hingehörte, war Rom und nur Rom. Das war für ihn der Archimedes-Punkt, von dem aus er die Kunstwelt bewegte. Das Wenige, was er von Antiken in Dresden zu sehen bekam, konnte nur dazu dienen, seine Sehnsucht nach der eigentlichen Heimat dieser Dinge zu wecken oder vielmehr zu steigern. Rom war denn auch das Alpha und das Omega seines Lebens. Florenz hat er auf seiner römi-

schen Pilgerfahrt passirt, aber kaum gesehen, erst später nahm er dort längeren Aufenthalt, um — die Gemmen- und Pastensammlung des Freiherrn von Stosch zu ordnen und zu katalogisiren.

Gegen die Etrusker und deren Kunst hegte er ganz unverkennbar eine tiefe Antipathie und die „Toscaner“, das ist die Künstler des Trecento und Quattrocento, warf er, ganz als ob sich's von selbst verstünde, mit den alten Etruskern, ihren vermeinten Ahnen, zusammen und wähnte die Spuren des uralterthümlichen etrurischen, halb naturalistischen, halb manierirten, harten, steifen und bei aller Hast der Bewegung leblosen Kunststyls in den Florentiner Maler- und Bildnerwerken zu erkennen! Für die entzückende Maienblüthe der Frührenaissance scheint er gar keine Augen gehabt zu haben. Ist doch selbst seine hohe Werthschätzung und wirkliche Anerkennung Raphael's unverkennbar nur eine bedingte und Michel Angelo kann er eigentlich nicht recht ausstehen, — er findet bei beiden zu viel, was sich in seinen alleinseligmachenden antiken Kunstkanon nicht wohl einfügen will. Dass die aldobrandinische Hochzeit als veritable antike Malerei so ziemlich das erste Gemälde der Welt sei, scheint in diesen Kreisen ein geheimer Glaubensartikel gewesen zu sein.

Wie mächtig Winckelmann einwirkte, zeigt mehr als alles Andere der Umstand, dass jene Anschauungen einen Anderen, der wahrlich nicht geringer, in Vielem aber noch unvergleichlich reicher war, beherrschten — Goethe, dessen italienische Reise und was sich weiter daran knüpft, völlig von Winckelmann's Geist durchdrungen ist. Auch Goethe verweilt in Florenz so wenig als möglich, nur einige Stunden! — um je eher je lieber Ponte molle und Porta del Popolo zu passiren und gleich Winckelmann vor dem Apoll von Belvedere anzubeten. Im Kreise seiner römischen Freunde und Kunstberather Heinrich Meyer, Hofrath Reiffenstein, Tischbein, Angelica Kauffmann u. s. w. hört und sieht Goethe nichts, als was sich in letzter Instanz von Winckelmann herschreibt. Sein Haus daheim, mit seinen Kunstwerken, so weit solche dem bescheidenen Privatmanne erreichbar sind, der von Heinrich Meyer ange-

fertigten Copie der aldobrandinischen Hochzeit, den Gips-abgüssen von Antiken, dem antikisirenden Salve auf der Schwelle, der breiten, stattlichen, der gewöhnlich engen Beschränktheit und Raumsparerei der nordischen bürgerlichen Baukunst gegenüber völlig als verschwenderischer Luxus erscheinenden Treppe — richtet er sich so ein, dass es eine Art höchst bescheidener Villa Albani vorstellen kann, so weit solches nämlich in Weimar möglich ist.

Wäre nicht Goethe der reichere, stärkere Geist gewesen und hätten ihn nicht tausendfache Bande, auch die der Gewohnheit, an Weimar gefesselt, er würde den Abschied von Rom eben so wenig haben überdauern können, wie Winckelmann, dessen letzte Reise nach Deutschland mit Cavaceppi man nicht ohne tiefes Mitleid schildern hören kann. Winckelmann hatte sich aus des Vaters mehr als ärmlicher Handwerkerstube durch eigene Tüchtigkeit erst in's Conrectorat in dem Neste Seehausen, von da in die Bibliothek des Grafen Bünau in dem stillen einsamen Nöthnitz durchgearbeitet. Dresden öffnete ihm über Kunst und Kunstwerke die Augen, aber erst als er in Rom eingezogen, feierte er den rechten geistigen Geburtstag. Jetzt wurzelt er im römischen Boden fest — machen doch Andere dort einen ähnlichen Einwurzelungsprozess durch — Trennung von Rom ist für ihn Trennung vom Leben. Er denkt an Sicilien, an Griechenland, sogar an Aegypten — und bleibt in Rom. Was ihn wiederholt in das nicht ferne Neapel lockt, ist vornehmlich das immerfort antike Schätze spendende Herculanum, das auferstehende Pompeji, wo er seine römischen Kunsteindrücke wiederfindet, ja sie vervollständigen und durch ganz neue Anschauungen ergänzen kann. Seine letzte Freude bildet auf jener deutschen Reise, wo ihn, den sehnsuchtsvoll nach Rom Zurückeilenden, in Triest sein tragisches Geschick ereilt, der Besuch des Museums Maffei in Verona, dessen Antiken ihm die Erinnerung an Rom wecken.

In dem herrlichen, an Kunstschätzen so überreichen Bologna findet er und sein Reisegefährte Cavaceppi keine Antiken — Grundes genug, den Staub von den Schuhen zu schütteln; eine einzige Sculptur, „eine Gruppe Al-

gardi's" — wohl die kolossale „Enthauptung St. Paul's" — scheint den Reisenden „bemerkenswerth". In der Wunderstadt Venedig absorbiren die „Alterthümer im Vorsaale der Bibliothek", die ehernen Rosse von S. Marco, der Agrippa im Palast Grimani alle Aufmerksamkeit. (Die Nachwirkung ist auch noch bei Goethe deutlich fühlbar!) Als die Reisenden Verona verlassen, als an Stelle italienischer Natur, Sitte, Baukunst eine andere tritt, überfällt den armen Winckelmann das entsetzlichste römische Heimweh. Es macht völlig den erschreckenden Eindruck einer plötzlich ausbrechenden Krankheit, wenn Winckelmann beim Eintritte nach Tirol dem Reisegefährten zuruft: „O sehen Sie, Freund, was für eine entsetzliche, schaurige Landschaft — sehen Sie diese ungeheuren Berge; sehen Sie diese abgeschmackte Bauart mit den spitz zulaufenden Dächern!"

Es ist dieselbe Gegend, über welche er einst auf seiner Reise nach Rom geschrieben: „Ich würde den ganzen Brief mit tirolischen Sachen anfüllen, wenn ich die Entzückung beschreiben wollte, in welche ich gesetzt bin, — auf der ganzen Reise bis nach Rom ist mir die Reise durch Tirol die angenehmste gewesen; man kann nichts Wunderbares, nichts Erstaunendes sehen, wenn man nicht dieses Land mit denjenigen Augen, mit welchen ich es betrachtet habe, gesehen hat. Hier zeigt sich die Mutter Natur in ihrer erstaunenden Grösse und der Ueberfluss herrscht zwischen den ungeheuren Klippen." Als er schon in Rom war, glänzte das Bild Tirols noch in seinen Erinnerungen nach; er machte einen abreisenden Freund auf die Gegend bei Kloster Etal aufmerksam und ermahnt ihn, „die schöne Welt zu bewundern". Wie anders war das geworden! Man hat Winckelmann öfter als die merkwürdige Palingenesie eines antiken Menschen mitten in der seltsam verschnörkelten Welt des Rococo geschildert und Goethe in seinem wie aus lauter kleinen Vignetten zusammengesetzten Essay über Winckelmann überschreibt eines seiner Capitelchen „Heidnisches", fühlbar auch aus „Tik" auf die Romantik, welche damals in den Kunst- und Künstlerkreisen sich zu regen anfingen und für Goethe und seinen „Kunst"-Meyer ein Greuel war.

Der antikisirende Zug in Winckelmann's Denken und Fühlen hat erst in Rom seine volle Reife erlangt und so macht auch jene deutsche, schwärmerische und halb religiöse Begeisterung für schöne Natur einer echt antiken Gleichgültigkeit gegen „Naturschönheiten“ Platz. Gerade diese Seite modernen Empfindens spricht mit aller intensiven Kraft aus Goethe's „italienischer Reise“, während Winckelmann, entzückt vor seinem belvederischen Apoll, vor Laokoon und dem Torso dastehend, frisch ausgegrabene pompejanische Malereien musternd oder gebückt über die Stoschischen Gemmen, keinen Blick nach rechts und links zu werfen Zeit oder Lust hat, um auch nur zu bemerken, wie grossartig die Umgebung Rom's, wie Neapel ein Paradies, wie voll lieblicher Anmuth die Gegend von Florenz ist. Ob Winckelmann, wenn er aus der Loggia der Villa Albani trat, die wunderbare Scenerie des Gartens auch nur eines Blickes würdigte? Immerhin hätte er bedenken können, dass dieser Garten auch als wirkliches Kunstwerk gelten dürfe. Der wunderbare Hintergrund der Sabiner- und Volsker-Gebirge, der Blick über die Campagna ist mit grösstem landschaftlichen Sinne benützt, über den zierlichen, edlen, absichtlich niedrig gehaltenen Bau des sogenannten „Kaffeehauses“ schweift der entzückte Blick immer wieder zu den herrlichen Linien dieser Landschaft hinüber, während rechts und links die prachtvollsten Baumgruppen, unterbrochen von dem im heissen Süden doppelt erfreulichen rauschenden Brunnen, den Raum abgrenzen.

Winckelmann mag sich hier, wo er einen geraumen Theil des Jahres verweilte, wie ein Mitbesitzer dieser Herrlichkeit, wie ein Miteigenthümer der in der Villa unter seiner Obhut befindlichen antiken Kunstschätze gefühlt haben, er mag sich selbst wie ein alter Römer in seiner villa suburbana vorgekommen sein, und gewiss lebte etwas von der selbstgewissen, sicheren Freudigkeit in ihm auf, welche in einer solchen Existenz lag. Dieses „Condominium“ war für sein Wirken und Schaffen zweifelsohne von nicht geringem Einfluss, er fühlte sich wohl ganz anders im stündlichen Genusse dieser Herrlichkeiten,

als wenn er nur besuchender Gast der Antike im Belvedere u. s. w. gewesen wäre. Ist es ein Wunder, dass ihm das Herz brechen wollte, als er von dem Allen Abschied nehmen zu sollen in die Lage kam? —

Diese innere Harmonie hat sicherlich auch Einfluss auf den Ton in Winckelmann's Kunstgeschichte gehabt. Die Freude, die Begeisterung, die gehobene Sprache, welche sich manchem Kunstwerke wie dem Apoll von Belvedere gegenüber zum völligen Hymnus, in dem etwas Pindarsches die Fittige zum Feuer- und Sturmfluge ausbreitet, steigert, hat noch jetzt eine belebende, erwärmende Kraft. Man muss es jedoch verstehen, von diesen Schilderungen den Altersstaub wegzustreifen, der sich während eines langen Jahrhunderts darauf abgelagert hat, wenn sie im ursprünglichen Glanze hervortreten sollen. Wenn Winckelmann vom Apoll von Belvedere sagt, man empfinde bei seinem Anblick „eine mit Bestürzung vermischte Bewunderung“, so fühlen wir uns versucht, über die bestürzten Bewunderer zu lächeln, bis uns klar wird, dass Winckelmann, schriebe er heutzutage, um dasselbe, was er sagen will, auszudrücken, statt des Wortes „Bestürzung“ den Ausdruck „Ueberraschung“ anwenden würde. So muss man sich auch in der berühmten Beschreibung derselben Antike mehr als Eine Stelle aus dem Perrücken- und Haarbeuteldeutsch jener Zeit in die moderne Sprache übersetzen. — Stellen wie z. B.: „über die Menschheit erhaben ist sein Gewächs und sein Stand zeiget von der ihn erfüllenden Grösse — von der Höhe seiner Genugsamkeit u. s. w.“

Wir dürfen nicht vergessen, dass wir seit der Zeit Goethe's eine andere Sprache schreiben, jene Winckelmann's gehört einer früheren Epoche; es ist die Sprache Gellert's, Rabener's u. s. w. Die Form mag veralten, der Kern ist und bleibt echt und veraltet nicht. Auch der Ton, in welchem der begeisterte Verehrer der Antike spricht, ist ein solcher, dass ihn heutzutage Niemand mehr hören lassen dürfte. Der Strom der Begeisterung darf heutzutage wenigstens nicht mehr so laut rauschen, wenn er selbst auch sonst eben nicht eingedämmt oder abgeleitet

wird. Den Menschen jener Zeiten gegenüber war es aber der rechte Ton. Goethe's Werther wirft sich einmal vor, er sei „in Verzückung, Gleichnisse und Declamation verfallen“ — das war nun aber eben die Signatur der Zeit — so sprach man, wenn man Andere so sehr rühren und so sehr überzeugen wollte, als man selbst gerührt und selbst überzeugt war. Goethe's jugendliche Dithyramben über den Münster in Strassburg spielen noch in derselben Tonart, als aber Goethe nach Italien zog, war der Ton schon ein anderer geworden und seine enthusiastischen Aeusserungen über die Juno Ludovisi, über die Rondaninische Medusa u. s. w. klingen vergleichsweise schon höchst besonnen.

Als Winckelmann seine Kunstgeschichte schrieb, stand ihm noch bei weitem nicht das Material zur Verfügung, über welches wir heutzutage gebieten. Man darf sagen, dass, seit Lord Elgin die Parthenon-Sculpturen aus Athen entführte, eben desswegen aber auch für die gebildete Welt so zu sagen erst entdeckte, seit die Bildwerke von Phigalia nach London, die Aegineten und der Apoll von Tenea nach München gewandert sind, die ganze Ansicht über die Kunst des Alterthums in eine andere Perspective gerückt worden ist. Wir werden uns besinnen, im Apoll von Belvedere die wirklich höchste erreichbare Leistung der Kunst zu erblicken, seit wir die Giebelgruppen des Parthenon, wenn auch nur in kläglichen Resten kennen. Es bedarf heutzutage schon einer Erklärung, wie Winckelmann im Laokoon einen besonders überzeugenden Beweis für die edle Einfalt, die stille Hoheit der Antike finden mag, wo wir im Vergleiche zu den Werken der Phidias-Zeit eine heftig, ja stürmisch bewegte Gruppe und einen auf's Höchste getriebenen Ausdruck des Leidens erblicken, vor welchem wir die „grosse gesetzte Seele“, von welcher Winckelmann redet, mindestens nicht als das sofort einleuchtende charakteristische Merkmal des Kunstwerkes wahrnehmen.

Für seine Kunstgeschichte fand Winckelmann als zur Bearbeitung gegebenen Stoff zweierlei vor — auf der einen Seite die reiche Fülle schriftlicher Notizen, historischer

und kritischer Anmerkungen und Beschreibungen im Pausanias, im älteren Plinius u. s. w., auf der anderen Seite die Heerschaar von Antiken, welche die Museen und Paläste füllten. Er las von Künstlernamen, zu denen ihm die Kunstwerke fehlten, und er erblickte Kunstwerke, für welche kein Künstlername überliefert war. Er suchte nach Anknüpfungs- und Verbindungspunkten und fand sie, weil er sie finden wollte. Er erblickt zum Beispiel die Dioskuren an der Capitolstreppe — sie scheinen ihm der Zeit und dem Style etwa des Hegias zu entsprechen und er weiset sie ihm folglich zu. Die antiquarischen Notizen über den Styl dieses oder jenes Künstlers müssen das Kunstwerk erläutern und das Kunstwerk seinerseits muss den Styl des Künstlers anschaulich illustriren helfen. Es ist die alte Geschichte, wie Hanns und Peter mit einander vom Thurme fielen; im Fallen hielt sich Hanns an Peter und Peter hielt sich seinerseits wieder an Hanns, und so kamen beide wohlbehalten unten an. In der Nothwendigkeit, den ungeheuren Stoff zu gruppiren, sucht Winckelmann nach den Merkzeichen eines strengen Styls, eines schönen Styls u. s. w., was seine Schüler treulich acceptiren, wie denn Goethe zum Beispiel in der Pallas Giustiniani, welche doch schwerlich viel älter ist (wenn sie's ist), als die römische Kaiserzeit, ein Werk strengen Styls zu erkennen meint, da dieser in den schönen Styl übergeht.

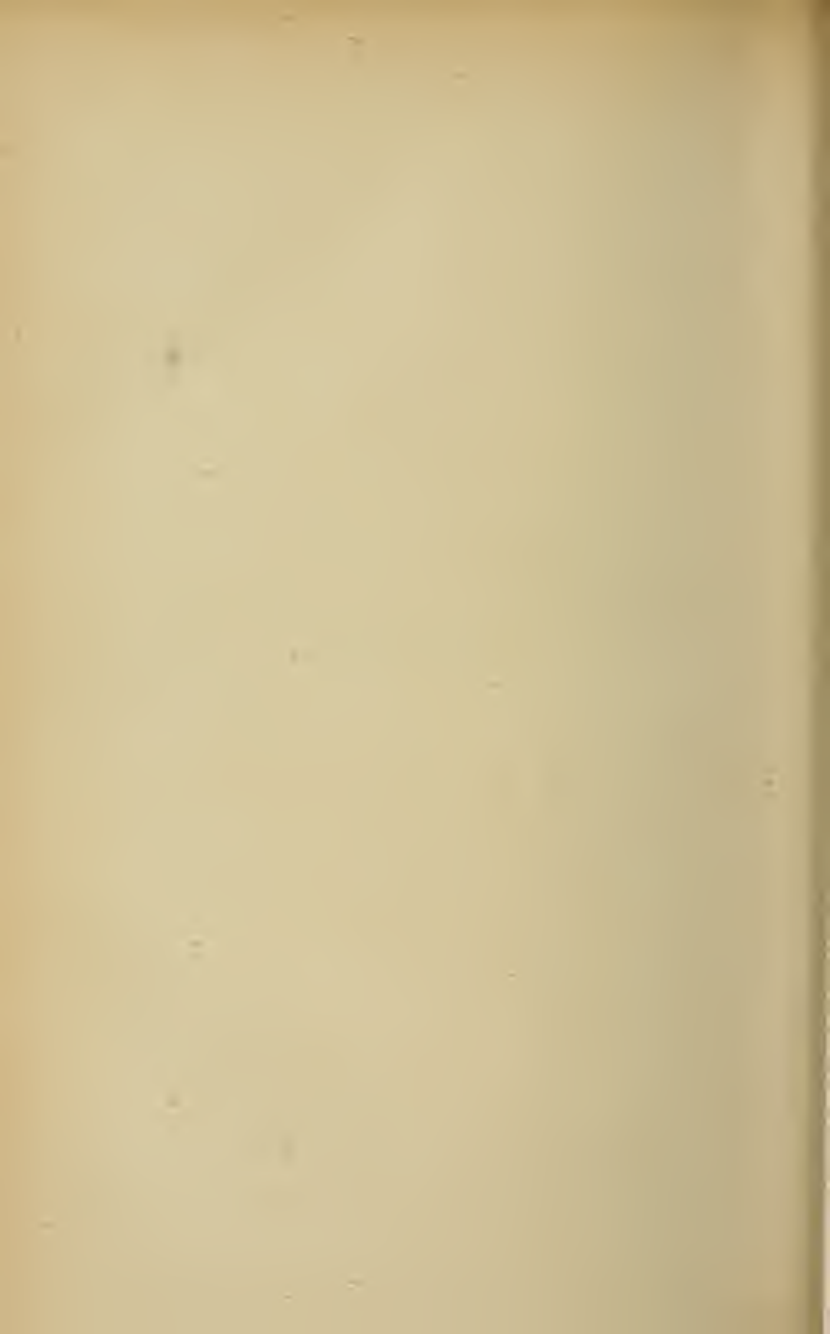
Die Chronologie der Kunstdenkmale ist dadurch zumal bei dem absichtlichen Archaisiren zur Zeit Hadrians, durch welches sich Winckelmann richtig noch täuschen liess, bedenklich schwankend geworden. Die neuere Forschung hat es gelernt, vorsichtiger zu sein, und hat möglichst Ordnung zu machen gesucht, obwohl z. B. gerade beim Laokoon noch immer gestritten wird, ob er zur Zeit des Titus geschaffen oder ob er ein Werk der Jahrhunderte älteren Schule von Rhodus ist. Manches Kunstwerk hat seitdem seinen rechten Namen bekommen, der sogenannte sterbende Fechter, den noch Byron im „Childe Harold" als „Gladiator" begrüsst, ist zum sterbenden Gallier geworden; der Barbar, der sein Weib und sich selbst tödtet (in der Sammlung Ludovisi), hat die lächerliche Be-

zeichnung verloren, welche ihm die „gelehrten Antiquarii“ anhingen: „Pätus und Arria“ und wir können heutzutage über dieselben gelehrten Antiquarios nur lachen, wenn sie z. B. die schöne Gruppe des Künstlers Menelaos, welche wohl am richtigsten als Merope und deren Sohn gedeutet wird, für die Darstellung erklärten: wie die Mutter des jungen Papirius diesem die Geheimnisse der Senatsverhandlung abfrägt — als ob man je derlei Schulbuch-Anekdoten und Musterhistörchen aus der römischen Geschichte durch grosse Statuengruppen griechischer Arbeit illustrirt hätte! Schon Winckelmann hat in diese dunklen Winkel tüchtig hineingeleuchtet; dass er selbst gelegentlich einmal nicht richtig sah, thut dem grossen Scharfsinn und der grossen Gelehrsamkeit, die er gerade hier bewies, keinen Eintrag. Er hat die Grundzüge der Kunstgeschichte mit fester Hand gezogen, ihre Fundamente dauernd gelegt und wenn er die Antike in ein verklärendes Licht gerückt hat, so hat die Antike auch hinwiederum ihn selbst und sein Andenken für alle Zeiten verklärt.





Briefe.



1861.

(Erste Reise.)

Venedig, den 21. October

„.... Von den letzten Tagen in Wien habe ich nachzuholen, dass ich dort auf der kaiserlichen Bibliothek mit dem Bibliothekar von S. Marco mit Signor Valentinelli zusammentraf, der zu Besuch in Wien ist. Dieser treffliche alte Herr war die Güte und Freundlichkeit selbst, gab mir zwei Empfehlungsbriefe mit, einen an den Vicebibliothekar von S. Marco — Signor Veludo, den andern an den Archivar von Padua — Signor Gloria, und sprach die Hoffnung aus, mich noch persönlich in Venedig anzutreffen. Einen anderen Empfehlungsbrief an Signor Veludo gab mir Professor Mussafia von Wien mit. Ich weiss nicht was diese Briefe enthielten, aber die an Veludo haben sich bereits vortrefflich bewährt. Als er sie gelesen, ging in seinem Gesichte schier ein Sonne auf, und man hat auf der Marcusbibliothek eine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit für mich, welche mir die anstrengende Arbeit erleichtert und versüsst. Freilich komme ich mir mit meinen Paar Tagen und Gulden den mir zur Verfügung gestellten Schätzen gegenüber vor, wie einer, dem König Crösus erlaubt, aus seiner Schatzkammer zu nehmen, so viel er fortbringen mag; der Unglückliche hat aber nur über zwei Hosentaschen zu verfügen! Für Monate wäre hier Arbeit, nicht für Tage. Die musikalischen Manuscripte sind unschätzbar. Die Familie Contarini (di S. Benedetto)

hatte die noble Passion, auf ihrer Villa die Opern der ersten Meister aufführen zu lassen. Da haben sie nun von dem grossen Francesco Cavalli allein 24 Opern, von Alessandro Scarlatti drei; anderweitige: von Leonardo da Vinci (dem Componisten, nicht dem Maler), von Leardini u. s. w. nicht weniger als dreiundachtzig! von Marcello, den alle Welt nur als Psalmencomponisten kennt, Chöre und Intermezzi zu der Tragödie Lucio Commodo (recitata da nobili Academici l'anno 1719 steht beigeschrieben), eine ganze Opera Seria „gli Orazi ed i Curiazi“, von Alessandro Stradella: Cantaten u. s. w. u. s. w. Als dieser ganze Reichthum mir vor Augen lag, wusst' ich nicht, sollte ich jubeln oder weinen. Die Bibliothek ist im Dogenpalast aufgestellt, dort magst Du mich jetzt täglich mit Deinen Gedanken suchen. Nur eines finde ich nicht, und zwar etwas Wichtiges. Ich hoffte im Archive von S. Marco grosse Compositionen von Adrian Willaert zu finden. Der grosse Gelehrte Cicomio, ein lieber alter Herr, freundlich wie ein Kind, gemüthlich wie ein Deutscher, gelehrt wie zwei Akademiker zusammengenommen, sagte mir: „Avenimo una belissima raccolta ma i Signori Francesi anno tutto portati via.“ Unter Napoleon I. Vielleicht haben die Weltüberwinder Gewehrpatronen daraus gemacht! Wie viel hat die brutale Raubsucht der Franzosen, die blind und toll, Werke der Kunst und Wissenschaft wegschleppten, um sie dann zu verzetteln, nicht verwüstet!

* *
*

Ich schreibe diesmal à la Goethe's italienische Reise, d. h. in abgebrochenen Absätzen, wie ich eben Zeit und Stimmung finde. Ich denke es wird sich Dir auch behaglicher lesen. Ich werde aber doch sehen, eine Art Ordnung in meine Mittheilungen zu bringen. Für's erste im Allgemeinen so viel, dass es mir heut schon ganz heimisch ist, so gut wie ein geborener Venezianer schreie ich hochmüthig: „gondola“! setze mich rücklings in den schwarzen Kasten hinein, lege mich in die Kissen zurück und lasse, von den Wellen sanft geschaukelt, Kirchen und Paläste an mir vorübergleiten. Heut nahm ich gegen Sonnenunter-

gang eine Gondel, fuhr den ganzen Canal grande entlang, gegen Murano hinaus, und durch Canareggio zurück. Das Meer lag in der weiten Fläche gegen Torcello hinauf wie ein Spiegel, himmlisch schön in seinem grünlich-blauen Glanz und spielte in kleinen Wellchen um mein Fahrzeug. Darüber spannte sich wolkenlos der blaue Himmel und die Sonne schien warm wie im Mai, bis sie die Marmorpaläste mit ihren letzten Strahlen wie in Feuerglut schimmern machte. Jetzt kömmt der Mond, gross und silbern hinter den Marcuskuppeln herauf, und da ist die Stadt erst recht wie ein Zaubermärchen aus tausend und einer Nacht.

* *
*

Das Wetter ist fortwährend himmlisch, nur in den Mittagsstunden fast zu warm. Das Laub der Kastanien ist wohl theilweise bräunlich gefärbt, aber die andern Bäume stehen ganz frisch grün da, Lorbeer, Mandelbäume, Korkeichen u. s. w. lauter exotisches Gewächs für uns arme Nordländer, die wir ärmer sind, als wir insgemein denken. In die Cypressen bin ich ganz verliebt. Dann gibt es allerlei wunderliche Naturproducte aus dem Wasserreiche zu sehen — Seefische von seltsamer Gestalt, Taschenkrebse, Hummer und Austern, — ach Austern! Ich werde ganz sentimental! So eine Auster frisch aus der See ist ein ganz anderes Wesen als die armen gereisten Austern, die Ch. à 10 kr. per Stück verkauft. — . . . . . . Ueberhaupt habe ich schon Bekannte in Hülle und Fülle. — Ein pensionirter k. k. Ingenieur, Herr Desirè, der jeden Winkel in Venedig kennt, läuft mit mir herum; ich habe ihm zu danken, dass ich Venedig in dritthalb Tagen besser und gründlicher kennen gelernt, als ohne ihn in eben so vielen Wochen möglich gewesen wäre. Von dem Gassen- oder vielmehr Gässchenlabyrinth in der Mercerie hat Niemand eine Vorstellung wer es nicht gesehen hat. Selbst die Wohnhäuser sind hier ein seltsames Durcheinander von Corridors, Treppen und Treppchen u. s. w. Aber es ist nicht unheimlich, im Gegentheil hat diese ungenirte Confusion etwas behaglich Gemüthliches. Jetzt mache ich (eben

schlagen die ehernen Riesen der Mercerie die Stundenglocke) noch einen Auslauf auf den Marcusplatz und der Piazetta, wo es Abends bei tausend Gasflammen immer aussieht und zugeht wie in einem Ballsaale; die Damen im vollen Putz, aber meist mit unbedecktem elegant frisirtem Kopfe (Ende October), dazu Musik, Schwätzen und Gelächter von allen Seiten, während Marcusdom und Dogenpalast ernst auf das bunte Treiben blicken. Genug für heut!

* *
*

Was mich ganz glücklich macht, ist das Treiben im Hafen, d. i. in dem Wasserspiegel zwischen St. Giorgio maggiore, der Giudecca und der Riva dei Schiavoni. Die Gondeln schwärmen da wie Schwalben durcheinander, dort fahren rothbemützte Chiosotten auf ihren Barken mit zwei Masten und viereckigen Segeln; hier schnaubt ein Dampfschiff herein; dort nahet von Malamocco her ein grosses Seeschiff mit vollen Segeln, majestätischen Ganges. Ich sah mir heute das Treiben von dem Balkon des Dogenpalastes an, wo sonst die Dogen Flottenrevue hielten. Stadt und Meer lag in unglaublicher Farbenklarheit und Helligkeit da, wie wir sie bei uns nie sehen. Es sah täuschend aus, wie ein Bild von einem der beiden Meister Canale oder Canaletto. Die eminente Vortrefflichkeit und Wahrheit ihrer Bilder lerne ich erst hier ganz schätzen. Ich lerne überhaupt gar Manches verstehen. In einem der Lieder ohne Worte von Mendelssohn, das er „venetianisches Gondellied“ nennt, kömmt ein Zug vor, der mir stets unerklärlich war. Während das Ganze piano zu spielen ist, soll eine kurze, wiederholt eintretende Figur von zwei Noten fortissimo gespielt werden. Gestern fuhr ich auf einer Gondel durch ein Winkelwerk enger Canäle. So oft wir um eine Ecke bogen, stiess der Gondolier zur Warnung für entgegenkommende Schiffe einen eigenthümlichen Ruf aus, und siehe da, es war dieselbe Phrase von zwei Noten, die Mendelssohn in sein Gondellied verwebt hat. Ueberhaupt singen hier alle Ausrufer und zwar mit wahren Stentorstimmen. Seefische, Austern, die Vortreff-

lichkeit gebratener Kürbisse, alles wird mit Gesang angekündigt, wobei sie die letzte Silbe seltsam lang aushalten.

Heute hörte ich z. B. einen solchen Verkäufer von Maroni oder einer ähnlichen Herrlichkeit seine Waare mit einer reizenden melodischen Phrase ausbieten.

Unbedingt ziehe ich diesen Gesang der solennen Kirchenmusik vor, die ich gestern beim Kirchenfeste in S. Biagio hörte, und wo z. B. jede Phrase des Kyrie mit obligatem Schwänzchen schloss. Ein Musiker, welcher etwas Musikgeschichte im Leibe hat, wird aber das Portal der Marcus-Kirche schwerlich betrachten können, ohne sich im Geiste zu verneigen. Was für Namen, was für Gestalten! Der ehrwürdige Adrian Willaert von Brügge voran, den 1527 der Doge Andreas Gritti mit einem salto mortale über den venezianischen Localpatriotismus hinaus berief, gleich dem Jacob Sansovino, der auch kein venezianisches Stadtkind war, dem aber Venedig viele seiner herrlichsten Gebäude dankt, gerade wie dem Meister Willaert seine weltdurchschreitende und weltbeherrschende Musik. Meister Adrian schenkte der Musik eine Form, die hernach tausende und zehntausende der herrlichsten Blüthen trieb, das durchcomponirte Madrigal. Nach ihm kamen seine Schüler — der geniale, tiefsinnige Theoretiker Gioseffo Zarlino von Chioggia, dessen Schriften für die heutige Gelehrsamkeit noch immer der Grundstein sind und bleiben, und Willaerts Amtsnachfolger in der musikalischen Grosswürde eines Capellmeisters von S. Marco, Cyprian de Rore, dem die begeisterte Bewunderung der Italiener das Epitheton gab: il divino. An den beiden Orgeln, welche im Chor von S. Marco einander gegenüberstehen, sass der treffliche Claudio Merulo, die beiden Gabrieli: Andreas Gabrieli, dem ich aus der Reihe der venezianischen Maler Gian Bellino, Johannes Gabrieli, dem ich Paul Veronese entgegensetzen möchte. Als die Florentiner die dramatische Musik entdeckten, indem sie die antike musikalische Tragödie suchten (gerade wie der Genuese Christoph Colon den westlichen Seeweg nach Indien suchte und America fand), war es in Venedig Claudio Monteverde, der mit der ganzen Macht des Genie's die neue Entdeckung aufgriff

und dadurch der Vater unserer ganzen modernen Musik geworden ist. Welche Scene, als 1624 im Palast Mocenigo bei der Aufführung seiner Cantate „Tancred und Clorinda“ das Auditorium bei den Worten der sterbenden Clorinda „amico, hai vinto, io ti perdon'“ u. s. w. in Thränen ausbrach! Nach ihm kam sein Schüler Francesco Cavalli, der geniale Dramatiker, welchen die Meisten allenfalls dem Namen nach, aber nicht entfernt nach seinen köstlichen Schöpfungen kennen. Wer wäre nicht noch alles zu nennen! Antonio Lotti, der Componist des herrlichen Madrigals, unter dessen Klängen der Doge vom Bucentoro herab den Vermählungsring in's Meer warf, — Benedetto Marcello, der unvergleichliche Sänger der Psalmen Davids und noch viele Andere. Mir ist, als schritten diese grossen Schatten zürnend und trauernd durch so manches Gefiedel und Geklimper und Gesinge, das sich zu Venedig vielfach breit macht. Auch die Unsitte des Dirigenten, mit der Notenrolle wider das Pult zu klappen, hat sich seit Goethe's Zeiten unverändert erhalten. Zum Glück war an dieser Musik nichts mehr zu verderben. Erstaunt war ich aber in der Trattorie von einem kleinen Orchester die Ouverture zu Mozart's Figaro und Don Juan recht gut spielen zu hören.

* *
*

Das Spektakel auf der Riva dei Schiavoni das jeden Nachmittag um 4 oder halb 5 Uhr losgeht, denkt man sich nicht, wenn man es nicht mitmacht. Es wimmelt durcheinander wie ein Ameishaufen, es ist aber nicht die vornehme Welt des Marcusplatzes, sondern was man mit einem runden Wort „Volk“ nennt, Matrosen, Chiosotten, Dalmatiner, Griechen, mengen sich darein; da gibt es Pulicinell-Theater, Leierkästen, Ausrufer jeder Art; ein Charivari ohne Gleichen.

* *
*

Ich halte mein Versprechen hübsch nach der Ordnung darzustellen sehr miserabel und schreibe nieder was mir eben in Erinnerung kömmt. Ich habe noch gar nicht meine Fahrt hieher beschrieben und muss es nachtragen.

Am 18. Früh fuhr ich von Wien ab. Es war mir beklommen zu Muthe. Der Anblick des romantischen Gloggnitz stimmte mich einigermassen besser. Wie äusserst malerisch liegt das Schloss Klamm auf seinem halb mit Wald bedeckten Felsenkegel. Die Bahn geht hier endlich so hoch, dass die Häuser in den Thälern wie Kinderspielwerk und die grossen Tannen wie Bäumchen aus einer Spielwaarenschachtel aussehen. Bis Graz bietet Steiermark eine ununterbrochene Kette von Naturschönheiten; alles frisch und kräftig; Nadel- und Laubwälder, Wiesen, Felsenkegel, reinliche, malerisch auf den Höhen gruppirte Orte. Hinter Graz wird es flach und langweilig, in Krain hässlich. Die ohnehin seltsamen Kalkfelsenbilder im Karst, sahen im grellen Mondlicht völlig gespensterhaft aus. Von Nabresina fuhren wir gegen 9 Uhr Früh ab. Plötzlich rief mein Wagennachbar, ein Italiener: „ecco il mare!" Ich wendete mich um und der Athem verging mir; da lag das Meer in seiner Pracht vor mir, unendlich herrlich, in tiefem glänzenden Blaugrün; es rollte leichte Wellenkreise gegen das Gestade. Ich hatte ein Gefühl, als müsse ich auf die Kniee fallen. Wie recht haben die hebräischen Dichter, wenn sie, um Gottes Grösse zu preisen, sagen: „der Himmel und Erde und das Meer gemacht hat". Wer das Meer, diese dritte grosse Macht der uns umgebenden Natur (Himmel und Erde sind die beiden andern) nicht kennt, hat nur ein unvollständiges Bild in sich. Ich konnte nicht müde werden, die ungeheure blaue Weite anzusehen. Und doch habe ich es geradeso geträumt, als ich im ersten Entreact des Othello*) malte, was ich damals noch nie mit Augen gesehen. Jetzt rief mein Italiener: „ecco Signor, le Alpi!" Ein zweiter Zauberschlag! So ungeheuer habe ich mir diese Grenzwächter Italiens nicht vorgestellt. Unsere Berge sind Hügelchen gegen diese Riesen, die ich ihre schneebedeckten Häupter in den reinen blauen Himmel heben sah. Aber plötzlich, welche Ver-

*) Ambros hat zu Shakespeare's „Othello" eine Ouverture und die Zwischenactmusik geschrieben, die in Prag und an anderen Orten mit grossem Erfolg aufgeführt wurde.

wandlung. Wir sind in Italien. Jean Paul im Titan schildert den Eintritt in Italien überschwänglich aber sehr wahr. Auch Goethe hat Aehnliches empfunden, als er in den Süden kam, „wo man sich gleich zu Hause, und nicht wie geborgt oder im Exile fühlt". — Bauernhäuser, Kirchthürme, Pflanzenwuchs ist wie bei einer Theaterverwandlung mit einem Schlage anders, ganz anders, als alles was wir daheim kennen. Hier ragen die schwarzgrünen Pfriemen der Cypressen empor; hier stehen Oelbäume in Reihen; hier ziehen sich Festons von Weinranken von Baum zu Baum; da liegen Reisfelder in sumpfigen Tiefen. Die Häuser von Stein haben flache Dächer. Tausendmal habe ich das auf Landschaften gemalt gesehen, jetzt stand es leibhaft vor mir.

* *
*

Von Kirchen und Palästen habe ich schon das Undenkbare abgelaufen und eine Welt von Kunstwerken gesehen. S. Marco voran, die Frari, Maria Formosa, S. Zaccaria, S. Giovanni e Paolo und was sonst Alles! Einige Gemälde haben mich äusserst erfreut, einige geradezu begeistert. Zu diesen gehört eine Madonna in trono von Giovanni Bellini, zur Seite Kirchenlehrer, weibliche Heilige und unten drei wundervolle singende Engelknaben. Unter den Männern ist St. Thomas von Aquino bewunderswerth, das spezifisch Geistliche, welches unter Umständen zum Pfäffischen wird, vereinigt sich in diesem Kopfe mit dem Ausdrucke des tiefen Denkers. Er blickt in ein Buch und scheint scharf nach einer Stelle sehend, ein tiefsinniges Problem erfasst zu haben. St. Hyronimus blickt ihm mit innigsten Antheil über die Schulter in das Buch, St. Gregor der Grosse sieht fragend auf St. Hyronimus, „was er wohl von der Idee des Thomas denke": dann noch zwei Bischöfe, die nicht forschen, sondern glauben. Mit wie rührend inniger Zuversicht blicken sie auf die Madonna. Diese hält das segnende Christuskind; es ist fast so erhaben und majestätisch wie jenes der Madonna Sixtina. Die liebliche Anmuth der weiblichen Heiligen; die trotzköpfige Unschuld der einen, die milde Reue und Beschämung Magdalena's contrastiren herrlich. Dazu

sind es echte venezianische Fräulein: ich sehe diese Gesichter alle Tage auf den Strassen. Die drei singenden Engel sind herzige Buben; sie stecken die Köpfe zusammen und singen nicht ohne Spektakel eine dreistimmige Motette; der eine macht einen ellenlangen Hals um das hohe A herauszubringen. Die Ermordung des Petrus Martyr von Tizian ist nicht weniger ausserordentlich. Die Bäume des Waldes, in dem der Heilige unter Mörderhänden fällt, sind von düsterem Abendroth gluthroth gefärbt. Der Himmel ist schwül und trüb blau; einzelne weissgraue Wolken hängen geisterhaft darin. Aber durch die Wipfel der Bäume öffnet sich eine reine Lichtbahn vom Himmel, in der zwei niederschwebende, unsäglich schöne Engelknaben dem Märtyrer die Palme bringen. Ein Strahl des himmlischen Lichtes fällt auf sein Gesicht und verklärt es; er sieht bereits die Engel; es ist unbeschreiblich!! Diese zwei Wunder der Kunst stehen in St. Giovanni e Paolo. Die Dogengräber in eben dieser herrlichen Kirche sind etwas, das eben nur einmal in der Welt ist. Man muss es sehen, um es zu empfinden; beschreiben lässt es sich nicht. Es sind darunter Arbeiten von höchstem Kunstwerthe; das Grab des Dogen Vendranim zeigt eine Reihe weiblicher Figuren von hoher Schönheit, idealer Bildung und edler Empfindung. Auf ihnen liegt ein Hauch alterthümlicher Strenge, der sie geradezu hinreissend macht. Die Reiterstatue des Colleoni vor der Kirche ist auch ein prächtiges Stück Arbeit, an dem ich mich nicht sattsehen kann. Der Haudegen sitzt auf seinem Gaul (Pferd darf es hier nicht heissen) mit einem Gesicht, als wolle er, wie es im Götz von Berlichingen heisst: „den Ersten der ihm zu nahe kömmt, umgekehrt in die Erde pflanzen“. Einige Madonnen von den Massegne in St. Marco und eine neben der Sacristeithüre der Frari erinnern mich lebhaftest an die kleine liebe Marienstatuette aus dem Prager Domschatze. Die Apostel auf den Chorschranken von St. Marco an Peter Vischers Apostelfiguren. Von den hölzernen geschnitzten Chorstühlen bei den Frari konnte ich mich gar nicht trennen. Aber auch der Zopf und das Rococo sind in Venedig ganz

exotisch und überschwänglich. Da ist eine Kirche St. Maria Zobenigo mit einer Front, die das Extravaganteste ist, was ich je gesehen. Sie muss zu Ehren eines Sieges erbaut sein, denn Trophäen, ganze Seeschlachten, posaunende Famas, sogar Festungspläne im Relief(!) sind toll und bunt durcheinander angebracht; mitten in dem architektonischen Charivari steht ein geharnischter Held mit ungeheurer Allongeperücke in theatralisch-affectirter Stellung; rechts und links sind allegorische Figuren über seine Verdienste ganz ausser sich. Die Jesuitenkirche scheint innen mit weissen, grün gemusterten Damasttapeten behangen; bei näherer Betrachtung zeigt es sich, dass Alles täuschend von Marmor zusammengesetzt ist. Auf dem Hochaltar ist die heilige Dreieinigkeit in einer Statuengruppe zu schauen; Gott Vater und Gott Sohn sitzen, in der fürchterlichsten Gefahr herunterzurutschen, auf einer Erdkugel, welche von Engeln mit erschrecklicher Anstrengung getragen wird; darunter Wolken von Marmor! — Aber dieselbe Kirche hat auch ein ausserordentliches Bild von Tizian: St. Lorenz auf dem Rost; ein wildes, schauerlich vom Feuerschein beleuchtetes Nachtstück. Vom Dogenpalast habe ich bisher erst die grossen oder vielmehr riesenhaften Säle gesehen, wo es von Gold und bunter Bilderpracht funkelt und strahlt. Einen sehr schauerlichen Eindruck machte mir mitten unter den Dogenbildnissen, welche friesartig die Wand des ungeheuren Raumes säumen, die schwarze Draperie mit den Worten: „dies ist der Ort des Marino Falieri, der wegen seiner Verbrechen enthauptet worden ist“. Von der Pracht der sogenannten goldenen Treppe sage ich nichts. Hier vereinigt sich verschwenderische Ausstattung an Material mit höchstem Kunstgeschmack edler Frührenaissance. Unsere bewunderten Opernhäuser sind dagegen fast Flittertand!

* *
*

Den 23-ten.

Heute habe ich im Dogenpalaste von 9 Uhr bis 3 Uhr tüchtig darauf losgearbeitet. Da war ich denn gleich heimisch; denn jetzt habe ich nicht mehr das Gefühl, ein hergelaufener Müssiggänger und Gaffer zu sein.

Seit ich Sansovino's Bibliotheksgebäude gesehen, merke ich erst den Unterschied zwischen ihm und der Prager neuen Sparkassa; obschon sie fast eine Copie davon ist. Es ist wie eine und dieselbe musikalische Composition gespielt von einem genialen Meister und von einem nicht ungeschickten, aber ganz geistlosen Schüler. Dagegen lassen mich die weiland angebeteten Arbeiten Palladios eiskalt. Es geht doch über die Begriffe, dass Goethe in seinen Reisebriefen mit seinem Palladio gar nicht des Lobens- und Aussersichseins ein Ende finden kann, und für Sansovino, die Lombardi u. s. w. auch nicht ein Wort hat. Palladio's Witz bei den Kirchenfronten ist: zwei griechische Tempelfronten wie Schubfenster oder Schubladen in einander zu rücken. Ich bin, seit ich St. Giorgio Maggiore gesehen habe, fast überzeugt, dass er damit den Weg zu dem Unsinn der unterbrochenen Giebel des Rococo gebahnt. Gegen die frische Lebenskraft der Lombardi sind alle diese Palladioschen Classizitäten academisches Zeug; regelrichtig und langweilig, wie ein nach dem Aristoteles classisch gemassregeltes französisches Trauerspiel in Alexandrinern.

* * *

Ich bin nicht Enthusiast genug, um nicht recht gut zu bemerken, dass es auch Elend genug in dem glänzenden Venedig giebt; man braucht nur in den Stadttheil St. Pietro di Castello zu gehen, um es in Masse zu sehen. Ich sah dort die Mädchen sich um das Wasser der eben geöffneten Cisterne zanken. Sie hatten fast alle wunderschöne Augen, aber Lippen und die elfenbeinweissen Zähne, zu wahren Fresswerkzeugen ausgebildet. Edles und Thierisches seltsam amalgamirt. Dazu die hexenhaft zerzausten Schwarzköpfe und der ganze Aufzug überhaupt. Aus vielen herrlichen, aber geradezu schon ruinenhaft aussehenden Palästen blickt Bettelvolk oder es zeigen die bretterverschlagenen Fenster, die gesperrten Thüren die Unbewohntheit an. Der Philister bewundert nichts mehr als breite, gerade Strassen, mit „eleganten“ drei Stock hohen Häusern; etwa wie die Jägerzeile in Wien oder den Graben in Prag. Ein solcher

müsste Venedig für das gräulichste Nest erklären; zumal die meisten Häuser aussehen, als seien sie seit vierhundert Jahren nicht mehr getüncht worden; daher es Jemand in Prag mit der „Judenstadt“ verglichen hat; ein Vergleich, den ich ganz gut finde. Nun, es ist auch für die Philister gesorgt — er reise nach Turin!

* *
*

Da eben die Riesen wieder geschlagen haben (7 Uhr Abends), so muss ich doch eine Eigenheit der hiesigen Uhren erwähnen; sie schlagen die Stunden, und zwei Minuten später schlagen sie noch einmal. Auf dem Uhrthurme schlägt z. B. erst der linke eherne Riese, nach zwei Minuten regt sich sein Zwillingsbruder rechts und schlägt da capo. Die Italiener sagen: das sei gut, man könne sich das erstemal verzählt haben.

* *
*

Ich ahme jetzt den Berlinern nach, die in der Fremde von ihrer Heimath eitel Gutes reden. Aber daheim werde ich Loblieder auf das Land singen, wo die Citronen blühen. Ueber die berufene Betrügerei, Zudringlichkeit und Bettelei in Italien kann man sich hier im Venezianischen durchaus nicht beklagen; und doch hatte ich z. B. in Spohr's Selbstbiographie gelesen, wie Scharen von Bettlern auf dem Marcusplatze lungern, den Fremden bis in die Kaffeehäuser verfolgen u. s. w. Davon ist kein Jota wahr. Hin und her steht oder sitzt an einer Ecke oder in einem Winkel eines Gässchens ein Greis oder ein altes Weib, die dem Vorübergehenden leise zurufen: „la santissima Madonna“ oder so etwas. Gestern gegen Abend ging ich zum Arsenal, wieder einmal den Marmorlöwen meine Aufwartung zu machen. Da lag an einer Mauer im milden Sonnenlicht ein langbärtiger Greis in braunem Mantel, er sah aus wie ein entthronter, zum Bettler gewordener König; ich würde sagen „wie ein König Lear“, hätte nicht aus seinem Gesichte Zufriedenheit geleuchtet. Ich gab ihm zwei Soldi; er rief mit echt italienischer Emphase: „o benedettissimo!!“ Zuweilen sieht man an einer Strassenecke

ein Altärchen mit brennenden Kerzen; dem Vorübergehenden wird eine Sparkassa unter die Nase gehalten; geht er aber vorüber ohne etwas zu geben, so ist es auch gut. Am Meeresstrande kann man freilich nicht gehen, ohne dass man angeschrieen wird: „una gondola Signore“, aber auch das ist nicht ärger, als das: „fahren wir Euer Gnaden“ der Wiener Fiaker. Cicerones entfernt man mit einem einfachen „niente“ oder „un altra volta“. — Wirklich lästig sind aber in den Speisehäusern die unaufhörlichen Zumuthungen von Hausierern dies und jenes kaufen zu sollen, und noch mehr, ambulante Musiken, deren z. B. gestern Abend in der Trattoria wo ich speiste, nicht weniger als fünf nacheinander unsere Ohren maltraitirten; so dass ich zuletzt meinte, ich wollte viel lieber einer italienischen Räuberbande, als noch einer italienischen Musikbande in die Hände fallen.

* * *

Den 24-ten.

Ich darf mir schmeicheln, einige bedeutende Gemäldesammlungen gesehen zu haben, die nicht die schlimmsten sind. Ich habe aber nicht leicht eine reichere Sammlung in einem prächtigeren Local gefunden wie in der Academie. Ueber die „Himmelfahrt Maria's“ von Tizian lässt sich, wie über die Sixtinische Madonna in Dresden, nichts sagen und nichts thun, als höchstens, dass man davor auf beide Kniee niederfällt. Sonst habe ich die Sixtinische Madonna für das Gemälde ohne Gleichen gehalten; die „Assunta“ aber bin ich geneigt, daneben zu stellen. Es ist ein Sturm von Freude-Jubel und Seligkeit, in dem die Jungfrau emporfliegt; ihr Gesicht ist der Abglanz der Verklärung des Himmels; während ihr die Apostel staunend, dankend, entzückt nachschauen. Und das Gewimmel göttlich schöner Engelknaben! Ich bewundere den Meister, wie er Gott Vater selbst erscheinen lässt und würdig erscheinen lässt, ohne dass die Jungfrau aufhört, die Hauptperson zu sein. Der Ewige taucht mit halbem Leibe aus einem Lichtmeer auf, wie ein Schwimmer aus dem Ocean, und gibt eben einem

Engel, der eine Krone bringt, einen Befehl. Kaum weniger hat mich eine Madonna von Giovanni Bellini durch die unergründliche Seelentiefe ihres Blickes gefesselt. Es ist dieselbe, die wir in dem Werke von Pecht haben (Halbfigur, zur Seite St. Georg und St. Paul). Die Copie ist ganz gut, giebt aber von der Herrlichkeit des Originals keine Vorstellung. Unter den alten Bildern haben mich jene der Vivarini sehr angezogen; es ist äusserst interessant zu sehen, wie sich die Typen der Schule hier in noch strengen oft herben und befangenen Formen ansetzen, um sich dann in Giovanni Bellini zur reinsten Schönheit und höchsten Würde zu verklären; bei Tizian überdies noch sich mit glänzender Bravour zu vereinigen; bei Palma giovine u. s. w. allmählig zu entarten, und endlich in den Malern des 18. Jahrhunderts (Tiepolo u. s. w.) nur noch in einzelnen Nachklängen nachzuwirken.

* *
*

Gestern hatten wir (damit ich auch diese Eigenheit Italiens kennen lerne) Scirocco; die Luft war drückend schwül und ich kann mir denken, was das im Sommer für eine Plage sein muss. Die berufenen venezianischen Mücken und Schnaken treiben ihr Wesen zum Glücke nur noch in einzelnen Exemplaren; diese leisten aber im Stechen so Ausgezeichnetes, dass ich den grössten Respect vor ihnen bekommen habe. Herr Desiré sagt mir, dass im Sommer auch Scorpione eine ungemein häufige Sache sind.

* *
*

Das Schauspiel der Ebbe und Flut interessirt mich sehr; es ist dieses Anschwellen und Senken des Wassers binnen wenigen Stunden etwas höchst merkwürdiges. Zur Zeit der Ebbe tauchen aller Orten Inseln und Inselchen auf: kömmt die Flut, so strömt das Wasser gewaltsam in die Kanäle der Stadt; vor einigen Tagen hatte ein Gondolier Mühe, sein Fahrzeug an das eine Ufer des Canal grande anzulegen; „quest' aqua e furiosa“ rief er aus. Zur Zeit der Ebbe verbreiten sich allerlei Missdüfte. Venedig duftet übrigens ganz eigenthümlich. Zuweilen herrscht

ein eigener süsswürziger Duft, er soll von den Kräutern in den Dalmatiner Gebirgen herrühren, deren Gerüche der Wind herüber bringt; oft riecht es, als öffne man ein Fass alter Häringe; oft stinkt es sans phrase mörderlich nach faulen Eiern u. s. w.

* *
*

Eigen ist es, dass hier kaum ein Thurm gerade steht: manche, z. B. der schöne Thurm von St. Giorgio dei Greci, von St. Steffano, von St. Lucca, hängen in einer beinahe beängstigenden Weise und sind geradezu schiefe Thürme. Es ist dieses eine Folge des Umstandes, dass alles im Sumpfboden auf eingerammten Pfählen steht. So hat sich auch der prächtige Mosaikboden in St. Marco zu wahren Wellen geworfen, und da ihn die Venezianer Jahrhunderte lang platt getreten haben, so ist es die erstenmale, als tanze man auf Eiern, wenn man die berühmte Kirche besucht.

* *
*

Den 26-ten.

Die Kaiserin ist angekommen. Die Schiffe im Hafen flatterten alle über und über von bunten Flaggen; das war ein lustiger Anblick; auf der Piazetta und Riva paradirte Militär, und mit Kanonendonner von St. Giorgio maggiore und mit Militärmusik aller Orten, wurde so viel Lärm gemacht, dass die armen Tauben von St. Marco voll Schrecken schaarenweise herum- und durcheinander flatterten. Diese hübschen Thierchen sind sonst im Gefühle ihrer geheiligten Unverletzbarkeit äusserst zahm; zumeist treiben sie ihr Wesen auf dem Marcusplatze und der Piazetta; aber auch anderwärts begegnet man ihnen; so z. B. sah ich eine ganze Schaar auf dem Hause der Bianca Capello sitzen.

* *
*

Ich könnte nach Nukahiva oder zu den Pescherähs gehen, so würde ich, glaube ich, Bekannte treffen oder Leute, die mich kennen . . . . . Auf den Gassen hört man neben dem Italienischen alle Sprachen, wie beim Thurmbau von Babel, auch böhmisch. Ja der Wirth der Stadt Graz

kündigte eine in seinem Bierlocale (Birerra) stattfindende Musik, a l'usage de trois nations, italienisch, deutsch und böhmisch an. Und dann sage ein Mensch, die Gleichberechtigung der Nationalitäten sei eine blosse Phrase! Von den Theatern ist die Fenice geschlossen, St. Gallo geschlossen, — im Apollo spielen sie eine Oper: Tutti in maschera, von einem unbekannten Maestro —ini, —esi, —etti, —oni. — Ich bin nicht nach Venedig gekommen, um verdünnten Donizetti zu geniessen und werde mir das Opus schwerlich anhören. Fenice hat eine stattliche Fronte, aber wahrhaft lächerlich eng ist der Eintritt von St. Gallo; kein Mensch hat je so ein Theater gesehen; es gleicht einem Einnehmerhäuschen auf einer Kettenbrücke oder so etwas. — Die Enge ist hier freilich allgemein. Ein Gässchen, ungefähr so breit wie die Eisengasse, führt schon den Ehrennamen calle larga; nun gibt es bei St. Aponal auch eine calle stretta; wenn etwas den Venezianern selbst eng vorkömmt, muss es arg sein: in dieser calle stretta stösst man aber auch rechts und links an die Mauern, wenn man die Hände ganz mässig in die Seite stemmt. Ein anderes Gässchen beim Campo S. Bartolomeo hat Vorbaue, die fast aneinanderstossen. — Liebende, welche vis à vis wohnen, können einander bequem küssen und Feinde sich ebenso bequem ohrfeigen . . . . ."

* *
*

Den 31-ten.

„ . . . . Weisst Du, wo ich diesen Brief anfange? — Im Dogenpalast, gerade neben der Seufzerbrücke, d. h. im Lesezimmer der Bibliothek und auf keiner geringeren Unterlage, als auf der Partitur von Benedetto Marcello's „Horaziern und Curiaziern". Ich bin mit der hier, für mein Buch gemachten Ausbeute höchlich zufrieden und kann mir gewissenhaft ein gutes Zeugniss geben, wenn ich die Masse des von mir Durchgesehenen und Excerpirten überblicke. Dabei versäume ich aber nicht, die einzig merkwürdige Stadt genau kennen zu lernen. Die Ueberfülle bedeutender Kunstwerke, womit Architekten, Bildhauer und Maler sie geziert haben, vermag ich freilich nicht unter Dach zu bringen. Man möchte die Hände

zusammenschlagen, wenn man diesen Reichthum erwägt. — Dinge, zu denen wir bei uns Fremde mit grosser Solennität hinführen würden, stehen hier unbeachtet in irgend einem Winkelgässchen oder an irgend einer Gassenecke, wo nur die Hunde davon Notiz nehmen. Ich bewundere es, wenn ich sehe, wie die Fremden, insbesondere die Engländer hier „Merkwürdigkeiten erledigen" — denn so muss man es wirklich nennen. Der Cicerone plappert seine Lection ab, sobald er an einen Gegenstand kömmt, den Master Cokney in seinem rothgebundenen Guide als sehenswerth gerühmt findet, hebt Master Cokney sein blondbackenbärtiges Schafsgesicht auf, stiert mit seinen wasserblauen Augen die „Sehenswürdigkeit" eine Secunde lang an und macht dann in dem Guide mit Crayon ein Häckchen daneben. Er hat es wirklich und thatsächlich „gesehen" — ob er einen Eindruck, ob er einen geistigen Nutzen davon hat, darauf kömmt es nicht weiter an. Auf diese Art werden die Leute freilich in drei bis vier Tagen mit Venedig fertig — und dann — Gott befohlen — weiter nach Florenz, nach Rom, nach Neapel! Ich für meinen Theil sehe von Italien wenig, wenn man es in gewöhnlicher Weise zählt, aber viel, wenn man es geistig wägt. Es gibt Dinge hier, die ich drei- vier- fünfmal besucht habe, wovon ich mir Notizen, selbst kleine, flüchtig hingeworfene Zeichnungen gemacht —; ich suche Zusammenhang und Wechselwirkung aus dem einzelnen herauszulesen, und so wird mir der Begriff lebendig und ein bleibendes Gut der Seele. Das ist mir lieber, als wenn ich auf jene andere Art Italien bis zur Stiefelsohle durchtouristen sollte. Ich sehe jetzt klar, wie einst Goethe durch ähnliche redliche Geistesarbeit Italien zu einer Schule für sich gemacht, oder eigentlich : ich habe es von ihm gelernt. Ich glaube aber auch etwas von jener geistigen „Wiedergeburt" in mir zu fühlen, von der Goethe redet. Er fand sie im Sinne seiner Zeit, erst zu Rom vor den Antiken — ich meine aber schon hier das nöthige Zeug dazu zu finden. Jener Sinn der Zeit macht es erklärlich und entschuldigt es, wenn der würdige Altmeister von Venedig aus, über Aufputz von Kirchen, schlechte Tragödien, Gerichtshändel

und alle möglichen Winzigkeiten redet: wenn er von den vier Pferden auf St. Marco und dem Agrippa im Palast Grimani (es sind ja Antiken!) gut und verständig zu erzählen weiss, aber von den Arbeiten der Lombardi, Sansovino's, Alessandro Leopardo's u. s. w. so wenig Notiz nimmt, als stünden sie im Monde. Mir haben gerade diese Kunstwerke erst die Ueberzeugung gegeben, dass die Zeit der Frührenaissance (1480—1510 bis 1520) einen Schönheitssinn entwickelt, der unmittelbar an die, auch kurze Blüthe des perikleischen Zeitalters mahnt. Vor den Ornamenten, womit die Lombardi Pfeiler, Architrave u. s. w. bedeckt haben, könnte man Tagelang stehen. Unser Ferdinandisches Belvedere in Prag, ist ein unter fremden Himmel aufgekeimtes Gewächs dieser Richtung, macht aber eben dieser Abnormität wegen einen himmelweit verschiedenen Eindruck von dem, was man hier an Ort und Stelle sieht. Dass der Zopf hier auch toller ist als anderswo, habe ich, glaub' ich, schon bemerkt. Da ist z. B. in den Frari ein Monument des Dogen Pesaro — eine ganze Palastfronte; werth, die Asche des Prinzen von Pallagonia zu beherbergen. Vier riesige Mohren tragen als atlantische Caryatiden das Gebälk; sie sind von schwarzem Marmor und haben weisse Marmorhosen an, die an den Knieen zerrissen sind, wo den richtig das schwarze Fleisch durchguckt. Mir fiel dabei das „erlauben Sie, hören Sie mein Kutester, Sie sind wohl am g a n z e n Leibe so schwarz?" jenes Dresdner Spiessbürgers ein. Zwischen den Mohren stehen Gerippe, doch nein: scheussliche Muskelmänner, welche wie die am Galgen halbvertrockneten Gehenkten aussehen — um sie noch fürchterlicher zu machen, hat sie der sinnreiche Künstler von schwarzem Marmor gebildet. Diese Lemuren halten à la Veronica Schnupftücher von weissem Marmor, auf denen ellenlange Tiraden über weiland Pesaros Verdienste zu lesen sind. Oben thront der Verewigte selbst auf einem Sarge, den zwei Bestien tragen, die halb wie Kamele, halb wie Lindwürmer aussehen. Um ihm herum treiben allegorische Figuren, Genien u. s. w. die gewöhnliche Wirthschaft. Das ist aber auch das Wahnsinnigste, was ich hier gefunden habe. Um sich von dem Anblick

zu erholen, braucht man nur einige Schritte rechts zu gehen, da ist Tician's „Pala dei Pesaro“, welch ein Bild! Ich bekomme hier von den venezianischen Malern einen im Wesen nicht neuen, aber unendlich tieferen und weiteren Begriff, als ich früher hatte. Tintorett aber habe ich erst hier in seiner Bedeutung kennen gelernt. Sein Wunder des St. Marcus ist ein Bild ohne Gleichen, dagegen finde ich sein chaotisches Paradies im Dogenpalast abscheulich. Er war immer entweder Halbgott oder Sudler. Vor Titian's Assunta habe ich gestanden und wieder gestanden, und unwillkührlich das Finale von Beethovens C-moll Symphonie gesungen. Neben der aus dem Feuer des hl. Geistes geweckten Aufregung dieser Apostel, braucht man nur ähnliche Scenen späterer Maler anzusehen, wo sich die Apostel geberden, als habe sie die Tarantel gestochen. Von dem herrlichen Johannes Bellini könnte ich tagelang schwärmen. Ich erinnnerte mich neulich, dass einstens Ludwig August Frankl in seinen Reisebriefen aus Venedig, zwischen dem Maler Bellini und dem Componisten Bellini eine Paralelle gezogen; und mir kam die Sache wirklich vor, wie eine arge Unschicklichkeit, die man nicht einmal einem Handlungscommis, der statt in Flanell in Geist macht, verzeihen kann.

* * *

Den 1. November.

Seit drei Tagen hatten wir Regengüsse — heut war wieder Juniuswetter. Ich danke dem Himmel für die Erfahrung, dass Hundewetter auch in Italien Hundewetter bleibt. Wie würde ich sonst in unserem Norden lamentirt haben! Ich habe den heutigen herrlichen Tag zu einer Fahrt nach dem Lido benützt. Da habe ich es wieder in seiner Majestät gesehen, das herrliche unermessliche Meer! Da lernte ich (die Augen gingen mir völlig auf) wie der alte Homer so wieder den Kern trifft, wenn er vom „Strand des lautaufrauschenden Meeres“ spricht. Das ist wie heilige Orgelmusik. Die wirkliche Musik, die ich hier höre, ist freilich scheusslich; diese herumziehenden Banden mit einer prima putana assoluta an der Spitze, die Geige

streicht oder singt, sind wirklich eine ägyptische Plage. Dazu Leierkästen. Was heut wieder der Organist von S. Marco zusammengefingert hat, geht über die Vorstellung; es ist geradezu empörend. Dafür habe ich heut zu Ehren des Allerheiligenfestes die Pala d'oro auf dem Hochaltare der Marcuskirche ausgestellt gesehen, und mit Hilfe meines Opernglases mit aller Bequemlichkeit betrachten können. Es ist ein merkwürdiges altes Kunststück. — Ein eigenes Abenteuer hatte ich heut in St. Faustin, einer mässig grossen Kirche, gegenüber dem Fenicetheater. Ich trat ein, um das Grab des Vinciguerra Dandolo zu sehen, fand es nicht, da aber eben eine Messe gelesen wurde, so blieb ich da. Gleich vor dem Altar kniete ein Mädchen von höchstens siebenzehn Jahre, deren Anblick gleich mein ganzes Herz gewann; sie erinnerte mich etwas an Gabriele H. Sie betete mit gewaltiger Inbrunst, und, ob sie es gleich zu verbergen suchte, weinte heftig, so dass grosse Thränen auf ihr Gebetbuch fielen, das, wie mir ein bescheidener Blick zeigte, deutsch war. Mir fiel Gretchen aus Faust ein — unsägliches Mitleid ergriff mich. Statt des „bösen Geistes" stellte ich mich hinter sie, und nach dem letzten Evangelium beugte ich mich rasch vor, sagte ihr einige allgemeine tröstende Worte in deutscher Sprache, und ging dann rasch fort, ohne mich umzusehen, damit das liebe Kind nicht etwa in mir einen bösen Geist anderer Art vermuthe. Die Unsittlichkeit ist hier gross. Le nostre bene merite meretrici, wie einstens der hiesige Senat sagte, treiben auch heute ihr Wesen sehr ungenirt. Wenn ich Abends in das Schillercasino den nächsten Weg durch den sogenannten Sottoportico della Malvasia gehe, so finde ich eine Vedette solcher anmuthiger Wesen, oder vielmehr ein ganzes Piket aufgestellt. Natürlich agire ich den Josef — und obendrein ohne meinen Mantel einzubüssen.

* * *

Den 2-ten.

Gestern haben sie im Teatro Malibran (einem Volks- und Spektakeltheater) ein Stück gespielt, dessen Ankündigung ich mir unter den Hallen der alten Procurazien

eigens abgeschrieben habe. Auf einem Riesenplakate war zu lesen:

la tremenda notte di S. Marco
del 1260.
detta: la notte del terrore
ovvero
la memorabile vendetta di Bruno Barba dicapra
chiamato: maschera insanguinata.
Teatro Malibran
a ore 6.

Ich war fast versucht, mir diese Rache des fürchterlichen Bruno Ziegenbart anzusehen; ich habe mir aber geschworen, hier kein Theater zu besuchen. — Vor einigen Tagen war im Theater Apollo Theater paré zu Ehren der Kaiserin. Etwas anderes, der hohen Dame zu Ehren veranstaltetes, war die grosse Beleuchtung des Marcusplatzes, wo mich alle Welt glücklich preist, es so mit in den Kauf bekommen zu haben. Es ist auch wirklich ein Schauspiel ohne Gleichen. Grosse Gaskandelaber, deren jeder einen vielverzweigten Baum darstellt, waren in doppelter Allee aufgestellt, es war ein Meer von Licht, in welchem der wundervolle Platz schwamm.

* * *

Den 4-ten.

Eben bin ich von Padua zurückgekehrt, wo ich „Merkwürdigkeiten erledigt“ habe, so gut wie der beste Engländer, da meine Zeit karg bemessen war. Ich habe Antenor's Grab, das Grab des Historiker's Livius und des Feldherrn Gattamelata, aber nicht das des Herrn Schwertlein gefunden. Es ist ein alterthümliches, interessantes Nest dieses Padua. Ich habe dort wieder eine Fülle des Schönen und Lehrreichen gesehen und zwar, damit ich nicht immerfort nur von Kunstwerken rede, meine ich zuerst den prachtvollen botanischen Garten, wo ich zwischen fremden, wunderbaren Gewächsen eine sehr lehr- und genussreiche Stunde zubrachte. Von der berühmten „Palme Goethe's“ schnitt mir der Gärtner zum Andenken einen Zweig ab; ich bringe ihn mit. — Und die herrlichen Cy-

pressen mit ihrem, wie grüner Sammt aussehenden Kegel, die Lorbeerbäume — ach es ist eine Freude! Es ist mir wie Profanation, wenn ich hier in Wurstladen die Schinken mit frischen Lorbeerkränzen aufgeputzt sehe und also dem H— eines Schweines die Ehre wird, welche manches edle Dichterhaupt, mancher denkende Philosophenkopf (wenigstens bei Lebzeiten) entbehren muss. Die wundervoll herrliche Justinenkirche ist jetzt ein k. k. Mehlmagazin!!! Es gibt Dinge, wo ich wie jener alte Rathsdiener in Prag rufen möchte: „o! nur eine Vierrrrtelstunde derrr Donnerrrr sein!!!“ Mir machte es den Eindruck, als sehe ich eine zu schmählichen Magddiensten gezwungene Königin. Die Antonskirche (il Santo) ist ein wunderlich romantischer ungeheurer Bau, innen ist die Grabcapelle des Heiligen ein non plus ultra edler Pracht und Kunst und in der alten Capelle S. Felice konnte ich die erste nähere Bekanntschaft mit der Schule Giotto's machen. Eine noch bessere, die Bekanntschaft mit ihm selbst, machte ich in der kleinen Kirche S. Madonna dell' Arena. — Schon in Berlin zogen mich einst einige kleine Täfelchen Giotto's an; nun aber erst diese Wandmalereien! Welche geniale Auffassung der dargestellten Scenen, welcher Geist in jedem einzelnen Zuge, welcher Ausdruck in der kleinsten Handbewegung, in der Kopfhaltung. Die Klage um den Leichnam Christi ist die schönste, rührendste, würdigste Darstellung dieser Scene, die ich je sah. Die Scene, wo Judas mit den Priestern unterhandelt; so, als ob sie Shakespeare gemalt hätte. Judas, ein ausgepichter Schuft, steht fest und stramm da; er ist zu allem entschlossen, und doch sieht man ihm an, dass ihm im tiefsten Grunde gar nicht so sicher zu Muthe wäre, nähme er sich nicht zusammen. Der Oberpriester, keine unwürdige Gestalt (er erinnerte mich etwas an den alten Rabbi Rappaport), schärft ihm das augenscheinlich schon Abgemachte nochmal ein. Zwei Priester unterreden sich zur Seite; einer weist mit eigen verächtlicher Handbewegung mit dem Daumen nach Judas hin: „der Kerl da —“. So ist auch die Scene herrlich, wie der aus dem Tempel verstossene Joachim zu seinen Hirten kömmt. Er geht in tiefer stiller, unsäglich rühren-

der Trauer, stumm und resignirt; der Hirtenhund springt ihm nach Hundeart freudig und etwas tölpisch entgegen; zwei Hirten, gutmüthige Bursche, sehen ihren Herrn voll Theilnahme und verwundert an, ohne den Muth zur Frage zu haben, was ihm fehle. So ist auch der Disput der Soldaten über Christi Mantel (ob zerschneiden oder nicht) einzig genial gegeben. Die Fresken von Mantegna in der Eremitanerkirche, an denen Goethe so viel Freude hatte, finde ich, wie er „scharf und sicher umschriebene Gegenwart“ aber auch bis zur Schroffheit hart und herb. Bei Meister Mantegna sind die „Grazien ausgeblieben“; die himmlische Charis Raphael's fehlt ihm. Der ebenso heitere als prächtige Hof der Universität machte mir die grösste Freude; als ich in Förster's Reisehandbuch nachsah, fand ich: er sei von Sansovino. So möchte ich denn lieber von diesem Meister sagen, was Goethe von Palladio sagt: „er sei recht von innen heraus ein grosser Mensch gewesen“. Nachmittag machte ich vor den Thoren Paduas, an den Ufern der Brenta, bei herrlich mildem Sonnenschein, einen Spaziergang; es war eine der still glücklichsten Stunden, deren ich mich erinnere. Abends war ich wieder, des Erlebten voll, in Venedig. Ich sollte noch in's Theater, um Don Pasquale zu hören und ein neues Ballet zu sehen, allein ich war absolut unfähig, noch etwas mitzumachen.

Heute ist, nach dem Himmelstage von gestern, wieder „Hundewetter“. Damit ich recht viel von Venedig sehe, hat mir eine Hochfluth die Ehre erwiesen, den Marcusplatz zu überschwemmen, so dass man nicht in die Kirche konnte. Im Hafen fliegen grosse Sturmvögel umher und kreischen; es wird auf dem Meere heute Nacht wohl schweren Sturm setzen. Dann hört man es auf der Riva wie fernen Donner — schauerlich erhaben. Ich wollte, ich könnte für heute auf den Flügeln dieses Sturmes zu Euch nach Prag; es ist ja heute der Namenstag unserer guten Mutter! . . . . .

Eine gute frische Anekdote aus Verona muss ich Dir erzählen: ein deutscher Reisender sucht das Grab Romeo's und Julia's, und wendet sich endlich, da der betreffende Waschtrog in einem jetzt militärischen Gebäude

steht, an eine Schildwache, mit der Frage: „erlauben Sie jütigst, liegt hier wohl Romeo und Julia?“ der Soldat antwortet phlegmatisch: „Naaa! hier liegen Pionniere; die Leut', die Sie suchen, müssen bei aner andern Kompagnie sein.“ Ich habe mich über den Spass halbtodt gelacht!

Es ist Abends immer höchst gemüthlich; überhaupt habe ich mich hier schon so eingelebt, als sei ich Jahrelang ein Bewohner der Dogenstadt. Ich habe schon meinen Papierladen, meine Barbierstube u. s. w. Schade, dass ich nicht schon ein berühmter Mann bin, um diesen Localitäten tradizionellen Glanz zu geben, wie Napoleon, einem Winkel bei S. Zaccaria, denn man mir neulich respectvoll wies. In Goethe's Tasso (glaube ich) heisst es: „die Stelle, die ein guter Mensch betrat, bleibt geweiht ....“, dass aber auch die Stelle geweiht bleibt, wo ein grosser Mann hingep—, das habe ich wirklich erst hier erfahren. Seltsam — Napoleon hat Venedig maltraitirt, geplündert, den Venezianern, mit dem, die herrliche Aussicht abgerechnet, miserablen giardino publico und mit dem architektonisch viel angefochtenen fabriche nuovve für das weggeschleppte und verzettelte Gut ein mehr als zweifelhaftes Gegengeschenk gemacht, und dennoch vergöttern sie ihn. Von Oesterreich sind sie mit Wohlthaten überhäuft worden und machen doch die Faust im Sacke und flüstern (weil sie nicht den Muth haben zu schreien) Einer dem Andern in's Ohr: „morte ai Tedeschi.“ So scheint es denn, dass man diese Art Menschen mit Füssen treten muss, um bei ihnen etwas zu gelten.

Ueberblicke ich die Früchte meines hiesigen Aufenthaltes, so kann ich nur äusserst zufrieden sein. Ich habe gefunden, was ich suchte — und mehr. Das Bild Italiens, des Meeres, der Kunst, das ich mit mir nehme, ist für mich ein unschätzbarer Gewinn. Es ist der geistige Bruchtheil, der mir bisher gefehlt hat. Wie schmerzlich ich diese Lücke empfand, ja, wie sich dies Gefühl oft zum Krankhaften steigerte, das weisst Du. Jetzt bin ich ganz und geheilt. Ich möchte die Art, wie ich die Sachen, insbesondere die Kunstwerke ansah, religiös nennen. Ich

verabscheue Schönthuerei mit der Kunst, Schöngeisterei, banalen Enthusiasmus, Kunstgeschwätz auf das Aeusserste; eben darum ist mir aber der Anblick dieser Denkmale etwas Heiliges gewesen. Ich verehre die Arbeit des Staatsmannes, des Mechanikers, des Sprach- und sonstigen Forschers; ich weiss, was Industrie und Handel werth sind; aber endlich ist es doch nur die Kunst, die uns unmittelbar Zeugniss vom Göttlichen in uns gibt, und uns über den Standpunkt einer Classe sehr kluger Thiere hinaushebt. Darum müssen es immer Einzelne mit diesem Heiligthume sehr ernst nehmen, und tüchtige Kunstkennerschaft muss und soll immer das Ziel Einzelner sein, die dann freilich keine „Schöngeister“ sein werden. Wo die Kunst sinkt, sinkt das Leben — und umgekehrt. Uebrigens weiss ich sehr gut, dass man mit Gemälden von Giotto, oder Motetten von Johann Gabrieli weder Kartoffeln kochen, noch sich daraus einen Rock machen kann. Aber das weiss ich, dass das kleine Athen noch jetzt durch die Jahrtausende wie ein Stern zu uns herüberglänzt, während das nüchterne praktische Nordamerica mit seinen Eisenbahnen und Kaufhallen und Flotten, dem einschneidenden, aber wahren Dichterworte anheim fällt: „hin mögt ihr zu Barbaren, des Geizes Knechte, fahren — nie labe Schönes euren Muth.“

Unter den „Schönen“, das ich mitbringe, nehmen einige Cantaten von Alessandro Stradella eine hohe Stelle ein. Sie sind für Sopran gesetzt. Es ist doch höllisch, dass ein solcher Mann den Herren Menschen nur dadurch dem Namen nach bekannt ist, weil Herr von Flotow eine Anekdote aus seinem Leben zu einer lustigen, artigen Oper verarbeitet hat. Auch ein grosses Duett aus Artaxerxes von Leonardo da Vinci ist ein so dankbares Stück, dass wir es vielleicht einmal im Conservatorium singen lassen werden. Uebrigens habe ich hier Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, dass dieser Leonardo da Vinci nicht mit dem Maler des berühmten letzten Abendmahles eine und dieselbe Person ist . . . .“

1865.

(Zweite Reise.)

Venedig, den 12. October.

„. . . . Da sässe ich denn also glücklich wieder in meinem lieben vertrauten Zimmer Nr. 23 bei Papa Bauer, in der Stella d'oro. Ich bin gestern nach 3 Uhr Nachmittag glücklich und munter angekommen.

Meine Fahrt nach Venedig geschah in guter Gesellschaft und war angenehm. — Eben als es bei Nabresina in „das Land Italia, mir das gelobte" gehen sollte, spannte sich quer über unseren Weg der prachtvollste Regenbogen. Mir galt es als gutes Zeichen — es war mir, als öffne der liebe Gott mit dem Bogen seines Friedens eine Triumphpforte zu frohem Einzug. Ich begreife sehr wohl, dass, wer öfter einer ungewissen Zukunft entgegengeht, wie Schiffer u. dgl., auf Zeichen und Vorbedeutungen hält und sich einen Specialglauben zurecht macht. So galt es mir abermals wie eine gute Vorbedeutung, dass mir gleich nach der Ankunft ein Blumenmädchen vor dem Dogenpalaste mit dem freundlichsten Gesichte einen Blumenstrauss reichte: „e per voi Signore, il cielo vi benedica". Auf dem Bahnhofe hatte man uns freilich mit Chlorkalk durchgeräuchert, unser Gepäck aufgerissen und es von Chlordämpfen durchziehen lassen. Es war eine tragikomische Scene, Männer fluchten, Frauen kutzten, Kinder schrieen, Hunde winselten — „e'qui l'inferno di Dante, Signora" sagte ich zu einer sehr hübschen Dame,

die mit saurem Gesichte, das Schnupftuch fest an den Mund gedrückt, neben mir stand. Sie meinte ihrerseits, wer die Cholera noch nicht habe, könne sie in diesem Höllenbrodem bekommen. Ein unglücklicher Vorgänger hatte deutsch mit Kohle an die Wand geschrieben: „Hätte ich dich nie gesehen, Venedig". Als wir erlöset waren, fuhr ich, unendlich behaglich in die Gondel hineingestreckt, „den alten Weg, die wohlbekannten Strassen". Der herrlichste Sonnenuntergang — bei heiterstem Himmel! Es ist doch wahr, wir wissen, wenige Grade nördlicher, doch nicht mehr, was Licht und Farbe ist. Die Lagunen strahlten in einer Art Saphirblau, die Gebäude schienen in Gold zu zerschmelzen und zuletzt in Purpurgluth, dazu die mildeste weichste Luft, die sich wohlig athmete. Mein erster Ausgang war am folgenden Tage, wie billig, nach S. Marco. Venedig ist in den vier Jahren, seit ich es nicht gesehen, durch irgend einen Zauber noch grösser, schöner, merkwürdiger geworden; ich vermag gar nicht zu sagen, welchen Eindruck mir alle die Sachen, die ich doch auswendig weiss, gemacht haben. Auf dem Wege nach S. Giovanni e Paolo bewegte mich in einem, an die Ruga guiffa anstossenden schmalen Sackgässchen, ich weiss nicht was, in ein offenes Thor, dessen Architektur mir auffiel, einzutreten. Es führte mich in einen Säulenhof und siehe da, vor mir stand die oft genannte und (schlecht) abgebildete Colossalstatue des M. Agrippa. In der Kirche St. Maria de miracoli zeichnete ich eben einen herrlich ornamentirten Pilaster ab, als ein feiner junger Mann eintrat und auch zu zeichnen begann. Nach einer Weile redete er mich an: „c'est tres beau, ne c'est pas?" „Oui monsieur," antwortete ich „mais s'il vous plait, parlons italien, je le parle mieux que le francais." „Jo sono tedesco e non parlo bene l'italiano" sagte er. „O Himmel!" rief ich, „so reden wir doch deutsch!" Papageno und der Mohr hatten sich ganz unnützer Weise vor einander gefürchtet. „Sie sind Architekt?" fragte er mich. Ich verneinte und nannte meinen Namen. Das Gesicht des Fremdlings wurde plötzlich achtungsvoll, er kenne mich längst, schätze sich glücklich u. s. w. Kurz, es war ein junger Architekt aus

Wien, Namens T., der auf Rothschild's Kosten zu seiner Ausbildung in Italien reist. So hatte ich einen angenehmen Gesellschafter gefunden, mit dem wir fleissig Kirchen und Bildersäle durchlaufen wollen. Abends bummelten wir auf dem Markusplatze umher, als eine Stimme aus der Menge meinen Namen und einen Gruss rief — und heraus stürzte — Fritz L., mit dem ich vielleicht auch in Florenz wieder zusammentreffen werde. Wie sehr ich mich freute, kannst Du Dir denken . . . ."

* * *

Den 14-ten.

„ . . . . Welche Freude mir Dein lieber Brief gemacht, brauche ich Dir nicht zu sagen! Heute beim Heimkommen fand ich ihn. In später Nacht, während ein heftiges Gewitter blitzt und in gewaltigen Donnern verrollt, setze ich mich her, um gleich zu antworten. Zu Deiner Beruhigung will ich Dir vor Allem sagen, dass ich hier Tage des reinsten Glückes lebe. Lasst Euch von Zeitungsenten nicht schrecken, als seien es Lindwürmer. Ich stehe mit Venezianern und Nichtvenezianern auf dem besten Fusse und wenn es wahr ist, dass Deutsche, d. i. österreichische Offiziere mit denselben Projectilen angegriffen worden sind, womit laut Naturgeschichte erzürnte Paviane aus ihren Blätterversteck herab die Feinde bombardiren, so habe ich von einer solchen Bescherung nicht das Mindeste zu fürchten; ich müsste denn Nachts in offener Barke durch einen Seitencanal fahren wollen, wo aber das allfällige Unheil noch immer reiner Zufall (wenn man von *reinem* Zufall bei solchen Dingen reden kann) und ohne alle *persönliche* Beziehungen wäre. Hier in Venedig habe ich hinwiederum gehört, dass am 20. October in Prag zur Feier der Eröffnung des Landtages verschiedene Fenster eingeworfen werden sollen — eine Notiz, der ich sehr ruhig die Bemerkung entgegensetze, dass ich eine Hofwohnung nebst Gartenaussicht habe, und also jener Steinigung mit Ruhe entgegensehen darf.

Wie ich hier diesmal geistig wachse, vermag ich nicht zu sagen. L.'s Gegenwart wirkt höchst anregend, der junge

Architekt ist unser steter Begleiter — eine liebe Menschenseele, lauter wie Cristall und noch voll des Glaubens an alles Gute und Schöne. Im Gespräche, zuweilen im freundlichen Disput, machen wir uns die unvergleichlichen Werke der edelsten Kunst klar, vor deren herandrängender Ueberfülle wir uns kaum zu fassen wissen. Ich hatte es die letzten Tage über speciell auf Giovanni Bellini und auf Palladio abgesehen. Wir haben über einige ihrer Werke wie Jünglinge geschwärmt. Das Innere von St. Giorgio maggiore, das ich heute gesehen, hat mir einen der schönsten Eindrücke gegeben, deren ich mich erinnere; es ist wie ein Motette von Palestrina; der ganze Geist des Herantretenden geht in reinste Harmonie auf. — Von Bellini sah ich, auch heute, in der Sacristei des Redemtore eine Madonna mit St. Katharina und St. Johann Evangelista — Raphael hat fast nichts schöneres gemalt. Ich bringe eine Photographie mit, die von der farbenblühenden Herrlichkeit des Originals freilich keine Vorstellung gibt. Gleich aus Palladio's Redemtore fuhren wir in die Salute. Kaum wage ich zu sagen, dass uns unmittelbar nach Palladio die berühmte Kirche wie ein architektonisches Charivari, mindestens wie Bombast, wenn auch wie geistreicher Bombast erschien. Vor Tizian's thronendem St. Marcus brannten wir freilich gleich wieder lichterloh. Als ich heute bei dem goldensten Sonnenuntergange am Lido stand und das weite herrliche Meer furchtbar und prächtig in gewaltigen Wellen schäumend und wie Orgelton brausend in ewiger Unerschöpflichkeit heranrollte, da sah ich Euch im Geiste neben mir, die Hände in stillem Staunen emporhebend. Der Abend dämmerte tief hinein, als wir heimfuhren, und die Piazetta blitzte beim Anlanden schon wie ein Ballsaal von Lichtern. Es ist hier wie bei uns in einem recht schönen August; mild und warm, gegen Mittag fast zu sehr. — Goethe hatte wohl recht, wenn er wünschte, von dieser „Himmelsluft“ etwas mit heimnehmen zu können. Gestern Abend wetterleuchtete es unaufhörlich; die Marcuskirche sprang in dem plötzlichen Lichte ganz phantastisch aus dem Dunkel; Nachts heftiger Gussregen. Darnach der schönste Tag, und jetzt ein ganz an-

ständiges Donnerwetter. Ich habe für einen Augenblick das Schreiben unterbrochen und das Fenster geöffnet. Die Luft ist nicht wie bei uns in ähnlichen Fällen grell abgekühlt, sondern ist nur milder, sammtweicher geworden. „Schöner Süden, wie verehr ich deinen Himmel, deine Götter.“

Den 15-ten.

Deinen Namenstag, meine Theure, habe ich heute in tausend stillen Segenswünschen für Dich zugebracht! — Nachmittag machten wir eine herrliche Gondelfahrt nach Malamocco. Das Meer hatte wieder jenes unbeschreiblich leuchtende, silberne Blau; wir lagen auf den grossen, am Strande übereinandergeworfenen Steinen und konnten des Anblicks nicht satt bekommen. Und im Heimfahren, welch' ein Sonnenuntergang! Ein solches Spiel von Licht und Farbentönen denkt man bei uns nicht.

Im Hafen lag ein englisches Schiff der grössten Art. Wir fuhren an den Riesen heran und riefen hinauf, ob es uns erlaubt sei, ihn zu besehen. Man rief uns sehr artig zu: wir möchten an Bord kommen und alles nach Herzenslust beschauen. So habe ich denn nunmehr auch den klarsten Begriff von einem solchen schwimmenden Palast, denn so muss man's wirklich nennen. Die grosse Cajüte ist ein mächtiger, mit der erdenklichsten Pracht eingerichteter Salon, daneben ganze Reihen behaglicher Passagiercabinen. Alles von Reinlichkeit funkelnd. Der Steuermann hat sein eigenes — Bureau möchte ich sagen, mit dem Steuerrade, gewaltigen Compassen u. s. w. Abends kam, während ich mein bescheidenes Abendbrot im Salon der Stella d'oro, der ebenerdig liegt, in Gesellschaft meines unzertrennlichen Gefährten, des Architekten verzehrte, ein Herr, und gab mir zu verstehen, dass mich „zwei Landsmänninen“ im Speisesalon des ersten Stockes gar sehr zu sehen und zu sprechen wünschten. Und endlich, die Cameriera des Hotels ist auch eine „Landsmännin unsrige“ und bittet mich, immer mit ihr böhmisch zu sprechen, weil sie das sonst so ganz entbehre, welche bescheidene Bitte ich denn auch gerne erfülle. So läuft mir die Heimath nach! Ich fühle mich auch gar nicht wie in der Fremde!

In der Marcusbibliothek ist mein Buch mit grossem Danke entgegengenommen worden. Ich habe in den wenigen Tagen schnell eine Menge köstlicher Sachen zusammengerafft. Einiges verspare ich auf den Rückweg.

Den 16-ten.

Uebermorgen Früh geht es denn mit Gott weiter über Mailand und Genua nach Livorno; von da nach Pisa und nach Florenz, wo ich von morgen über 8 Tage schon zu sitzen hoffe. Dass ich die Fahrt in höchst angenehmer Gesellschaft mache, ist mir ganz ausserordentlich lieb . . .“

* *
*

Padua, den 19. October.

„ . . . . Eben in dem alten Rumpelneste Padua angekommen, und mit der Aussicht, darin vierundzwanzig Stunden zuzubringen, wo mich denn der h. Antonius, der hier par excellence der „Heilige“ (il Santo) heisst, und die alten Malermeister Giotto und Mantegna hoffentlich bestens trösten werden, kann ich nichts besseres thun, als mich gleich hersetzen und Dir schreiben.

Ich bin Dir ja die Erzählung des Verlaufes meiner letzten Tage in Venedig schuldig. Sie waren reich an bedeutenden Eindrücken, und glücklich, wie die ersten. Alle Abend hatte ich meine angenehme Gesellschaft — T., die engelgute Seele, hing mit einer Art Zärtlichkeit an mir, gemüthliches Gespräch würzte den Abend. Desto einsamer komme ich mir hier vor. Collega Ferrari empfahl mir als Absteigequartier die „Animette“ — in diesen armen Seelen von Padua sitze ich denn auch richtig, mein Zimmerchen ist reinlich und behaglich, wenn auch keine Nummer 23 der Stella d'oro. Freilich werde ich hier nicht lange hausen, übermorgen hoffe ich den schiefen Thürmen in Bologna mein Compliment zu machen. Das Wetter hat mich in Venedig sehr begünstiget, nur gestern, Donnerstag, war ein sciroccoser Regen- und Sturmtag — die Lagune, die sonst still ist, warf heftig aufschäumende

Wellen gegen die Riva. Im Meere muss ein heilloses Spektakel gewesen sein. Gegen Abend brach die Sonne glorios aus den Regenwolken und spannte gerade über S. Marco hinüber einen Regenbogen. Der phantastische Bau sah in dieser himmlischen Einrahmung ganz märchenhaft aus. Gegen 8 Uhr Abends — der Regen hatte aufgehört und der Sturm sich gelegt — sassen wir ruhig im Caffé Ouadri, unter den Bogenhallen der alten Procuratien auf dem Marcusplatz, als plötzlich Feuerlärm losging. Es brannte bei S. Silvestro, gleich hinter dem Rialto, im Magazin eines Möbelhändlers. Ich lief sofort mit T. auf den Rialto, wo wir alsbald heftigen Rauchqualm in grossen Wolken aufsteigen sahen, den zuweilen greller Feuerschein erhellte. Aber die Pompiers von Venedig sind ausgezeichnete Leute, ehe zwei Stunden um waren, hatten sie das Feuer bewältigt. Heute standen die Leute zu Hauf vor dem Hause und gafften die ausgebrannten Fenster an. Heut Vormittag habe ich noch in der Eile diverse Merkwürdigkeiten abgelaufen, oder vielmehr noch einmal Einiges besucht, was mir besonders lieb und werth ist: St. Maria de Miracoli, S. Giovanni a Paolo, die Frari.

Meine Ausbeute in Venedig darf ich eine in jedem Sinne reiche und bedeutende nennen. Allerdings werde ich erst, bis ich nach Hause komme und geistig inventire, mir ganz klar werden, wie gross der geistige Profit eigentlich ausgefallen; aber gross wird er auf jeden Fall sein. In meinem Innern gährt es jetzt mächtig, und will sich zu vielfachen Dingen gestalten. Der Niederschlag dieser ganzen geistigen Erregung und Bewegung wird wohl ein Buch über Italien*) sein; doch möchte ich nicht gerne die Kameellast italienischer Reisebeschreibungen um ein Exemplar vermehren, sondern gerne etwas Neues und Eigenes bringen. Ich habe gewisse Dinge in diesem Sinne geradezu studirt, Notizen gemacht, Behelfe gesammelt u. s. w. Von der Marcusbibliothek bringe ich hochbedeutende Studien über Francisco Cavalli und sehr schöne Cantaten von Alessandro Stradella mit. Sei aber unbesorgt, dass ich

*) Das Buch kam leider! nicht zu Stande. d. H.

etwa „zu viel" arbeite. Ich müsste ein Narr sein und Euch gegenüber gar kein Gewissen haben, wenn ich mich mit übertriebenen Studien zu Grunde richten wollte. Ich wäre ganz glücklich, wenn mich nicht tiefe Sehnsucht nach Euch so oft überfiele, dass mir ist, als müsse ich sofort einpacken und zu Euch heimkehren. Nun: ein Tag nach dem andern kömmt und geht, und so wird mit Gotteshilfe auch der Tag kommen, der mich wieder in Eure Arme führt.

Behalte lieb Deinen in der Welt herumvagirenden Mann

ODYSSEUS-AUGUST
derzeit in Padua, wo Herr Schwertlein begraben liegt.

* * *

Bologna, den 23. October.

„. . . . Es scheint, dass ich dazu bestimmt bin, Dir aus Italien stets unter Donner und Blitz zu schreiben, das heisst unter unfigürlichem — denn eben, um die Mittagsstunde, rollt und grollt ein Gewitter und schüttet den Regen im richtigsten Sündfluthstyle. Gestern Früh reiste ich um 8 Uhr mit der Impresa Franchetti von Padua ab, setzte um 3 Uhr Nachmittags über den Po, wobei ich nicht ermangelte, mich des stotternden Malers aus München zu erinnern — besah von 4—$^1/_2$6 Uhr Ferrara — speiste um $^1/_2$6 Table d'hote in der Stella d'oro in sehr distinguirter Gesellschaft und bei feiner Küche, was alles gegen die armen Seelen von Padua sehr abstach, (es war mir, als sei ich unversehens in eines der Hochzeitsmahlbilder — [eben schlägt es ein] — von Paul Veronese hineingerathen) fuhr um $^1/_2$8 Uhr mit dem Abendtrain ab, und um $^1/_2$10 Uhr glücklich in Bologna ein. Ich wohne hier in der Pension Suisse, sonst Hotel Brun genannt, sehr schön, sehr aristokratisch, zu aristokratisch; es ist eines jener Hotels, wo, wie Alfred Meissner in einem seiner Romane einen alten Juden sagen lässt, man vor lauter Angst vor der künftigen Rechnung unter den seidenen Bettdecken gar

nicht schlafen kann. Ich bleibe klüglich nur bis übermorgen hier; ich würde morgen abfahren, hätte ich im Liceo Filarmonico nicht eine so gar brillante Aufnahme und solche herrliche Schätze alter Musik gefunden. Zu letzteren rieche ich nur einstweilen, verspare die genaue Benützung dem Heimwege, werde aber dann schwerlich wieder in der Pension Suisse zusprechen. Einstweilen nehme ich nur im Interesse der Wiener Hofbibliothek Rücksprache mit einem oder einigen Copisten und gebe ihnen die nöthigen Instructionen. (Die Ermächtigung dazu habe ich mir in Wien vorher mündlich eingeholt.) Ich war so glücklich, einen Petruccischen Druck zu finden, Motetten vom Jahre 1503, die bisher kein Mensch gekannt, auch Conrad Gesner nicht! Die musikalische Archäologie liegt hier in der Wiege; — ich hielt heute im Liceo Filarmonico über die alten Drucke eine völlige Vorlesung, die ich gleich mit Proben und Beispielen belegte. Der ehrwürdige Präsident Gaspari hörte mir mit einem Gesichte zu, wie ein Vater, dessen Sohn eben dabei ist, Prüfung „auf Eminenz“ zu machen, dem Secretär Federini strahlten die Augen. Die Herren hätten mich fast aufgegessen, und als sie gar in Fètis meine Biographie fanden, wuchs der Respect. Endlich gar noch Beifallschorus über mein Italienisch, gestern bekam ich von einigen Herren unterwegs ein gleiches Zeugniss. Ich habe heute Bologna nur flüchtig durchlaufen. St. Petronio war mein erster Gang, dann das benachbarte Palazzo del Capitanato, dann bog ich in eine Gasse, und Garisenda und Asinelli verneigten sich höflichst. Die Kerle stehen fürchterlich schief. ich habe von meinem Standpunkt aus ihr Profil gezeichnet, es ist ohne Uebertreibung.*)

In die Pinakothek warf ich nur einen Blick. Raphael's Cäcilie, Guido Reni's Pieta (entzückend schön!) Perugino's herrliche Madonna mit vier Heiligen, und Francia's köstliche Sante Conversazioni (Goethe beliebte, sie den „historischen Sinn (!!) anregend“ zu finden) „habt ihr

*) Hier findet sich inmitten des Textes die reizende Vignette der in Rede stehenden Thürme. Ambros war bekanntlich ein vortrefflicher Zeichner. d. H.

Augen!?“ möchte man mit Hamlet ausrufen. Domenichino's heilige Agnes, die der Henker eben tödtet, — nein: brutal abschlachtet, während in den Wolken ein stark besetztes Engelsorchester mit Harfen, Geigen, Flöten und allerlei Saitenspiel eine Symphonie aufführt — „rast dieses Volk, dass es zum Morde Musik macht“, — das ist alles, was ich für heute gesehen. Den Saal der Caracci habe ich nur durchlaufen. Ich hoffe es übermorgen mit besserer Musse und bei besserem Lichte zu sehen, denn heute trübte das schon aufsteigende Gewitter die Beleuchtung in störendster Weise. Heute Abend könnte ich, wenn ich wollte, hier im Theater die Afrikanerin hören, nämlich Meyerbeer's Altneuoper (ich bilde dies Wort nach der Analogie der Prager Altneusynagoge), ich habe mich aber so in die Josquins und Brumels des Liceo versenkt, dass Meister Jacob schon auf meinen Beifall einige Zeit wird warten müssen. Aber der Originalhandschrift des Barbiere von Rossini habe ich einen herzlichen Kuss gegeben, wie einem liebenswürdigen Menschen, mit dem man unversehens zusammentrifft. In Ferrara brummten mir unwillkührlich bei der Burg der Herzoge, dem Palazzo Negroni u. s. w. die betreffenden Motive aus Donizetti's Lucrezia Borgia in den Ohren. Aber in Tasso's schrecklicher Kerkerzelle habe ich auch Dein gedacht. Bei Deiner Vorliebe für Tasso und Deinem lieben empfindenden Herzen hättest Du dort sicherlich bittere Thränen geweint. Eine Inschrifttafel in Marmor verherrlicht jetzt das Loch — Lord Byron, Lamartine, Delavigne haben ihre Namen an die Wand geschrieben, auch Zedlitz, der glaube ich, „Tasso's Tod“ gedichtet. Die Stelle, wo ein Edler gelitten, ist immer eine Art Golgatha und heilig. Eben tritt wieder die Sonne hervor, ich eile die berühmten Chorstühle in S. Domenico zu besehen. Nachmittags schreibe ich weiter!

Abends.

Die Chorstühle sind ihres Weltrufes werth, von Intarsien (Arbeit mit farbigem, eingelegtem Holze) kann man nichts schöneres sehen. Geschichten des alten und neuen Testamentes, man fühlt sich bald an Benozzo Gozzoli,

bald an den reinsten raphaelischen Styl erinnert, zuweilen z. B. in der Geschichte Hiob's, sogar an Michel Angelo. Die oben umlaufende Inschrift in grossen lateinischen Lapidarbuchstaben, wird von einer Anzahl allerliebster Engelsknaben belebt; sie schleppen sich mit den schweren Buchstaben, sie klettern darauf herum, sie umtanzen, sie umfliegen sie, einer macht durch ein O ein kühnes Saltomortale. Das Grab des hl. Dominicus mit Nicola Pisano's gepriesenen Reliefs, fesselte meine Aufmerksamkeit zunächst. Als ich aber den Engel sah, den Michel Angelo für das Grab gearbeitet, erstaunte ich; — der himmlisch und mild geschlossene Mund, die süssblickenden Augen, das reiche Lockengeringel! Der andere Engel, ich weiss nicht gleich von wem, ist daneben ein ganz ordinärer Bengel. Der schneeweisse Marmor gibt dem Figürchen noch eine gar eigene Verklärung. Die übrigen Abenteuer des heutigen Tages sind bald erzählt, aber nicht übel. Ich fragte einen ansehnlichen Geistlichen um den Weg nach S. Domenico. Mit kühl-höflichem Stolz gab er Auskunft, führte mich aber sodann selbst bis vor die Thüre, entschuldigte sich dann, er könne mich nicht in die Kirche selbst begleiten, er habe Messe gelesen und sei noch nüchtern. Unterwegs hatte er mich in sehr feiner Weise examinirt, wer und was ich sei, und mir seinerseits gesagt, er heisse Don Vincenco Mignoni, sei Professor an hiesiger Universität, Archäolog u. s. w. Wenn ich S. Domenico besehen und er einen Bissen gegessen, möge ich ihn im Caffé bei den schiefen Thürmen aufsuchen, er mache sich ein Vergnügen mir dies und das zu zeigen. Ich fand ihn richtig im Caffé bei den schiefen Thürmen, und er hatte die Freundlichkeit, mich wirklich sehr interessante Malereien, Bauwerke u. s. w. sehen zu lassen. Unterwegs begegneten wir alle Augenblicke irgend einer bologneser Respectsperson, mein Don Vincenzo ermangelte nicht, mich jedesmal, nicht ohne emphatische Anempfehlung, zu präsentiren. Unterandern trafen wir mit dem Marchese Cesare Pizzardi zusammen, einem „Signorone", wie sich mein neuer geistlicher Freund ausdrückte, einem Crösus von Bologna und höchst gebildet. Als Letzteres

erwies er sich sogleich, und als höchst liebenswürdig dazu. Nach einem Halbhundert Worte äusserte der Signorone die gewöhnliche freudige Verwunderung über das reine Italienisch des Barbaren, kam dann auf die Specialgeschichte Bolognas und Ferraras; auf die Borso's und Hercules, — wo ich zum Glücke sehr gut Bescheid wusste, was den Signorone abermals in Verwunderung setzte, er habe gar nicht geglaubt, dass man in Deutschland in italienischen Sachen so gut Bescheid wisse. Er nahm endlich mit ungemeiner Herzlichkeit Abschied. Der Regenbogen von Nabresina behält Recht!

Im Speisesaale beim Beefsteak machte ich die Bekanntschaft zweier Damen. Das Gespräch nahm bald die munterste Wendung. Plötzlich sagte die eine, ehe ich noch meinen Namen genannt: „mein Herr, Sie haben in ihrem Gesicht etwas vom Musikanten und etwas vom Professor, — verzeihen Sie die Frage weiblicher Neugier, wer und was sind Sie?“ Ich erstaunte billig über den physiognomischen Scharfblick. — (Don Vincenzo fing seine Präsentationen auch immer mit dem Passus an: „un professore di Praga u. s. w.

Die Art, wie ich Ferrara wider Willen und im Wortverstande zwischen Rindfleisch und Meerrettig besehen musste, ist auch lustig genug. Ich hatte in Padua meinen Platz bis Ferrara bezahlt, meinte aber, man werde uns kurz und gut dort auf den Bahnhof fahren, der weit vor der Stadt liegt, um von da den Weg mit dem nächsten Zuge fortzusetzen. In Porte lago oscuro pferchte man mich mit einem gemüthlichen alten Herrn und einer schönen Florentinerin und deren drei Kindern in einen engen Wagen. Endlich sehen wir den Bahnhof von Ferrara; aber siehe! der Kutscher lässt ihn, wie weiland Goethe den Dom des hl. Franciscus in Assisi „mit Abneigung links liegen“ und kutschirt im schärfsten Trab weiter. Wir passiren eine Barriere, Häuserreihen, Gassen, Plätze, das mir aus Gailhabaud wohlbekannte Palazzo de Diamantt fliegt vorüber — kein Zweifel, wir sind in Ferrara. Eine innere Stimme sang mir aus Donizetti's Lucrezia vor: „ein Unverschämter wagt es, hier in Ferrara u. s. w.“ Aber der Unverschämte

jagte weiter, als sei Lucrezia mit einer Einladung zum Abendessen oder der Satan hinter ihm her. Endlich hielt er vor einem schönen Hotel. „Dove siamo arrivati Signora?“ fragte ich meine schöne Florentinerin. „Dio lo sa“ antwortete sie mit einer unbeschreiblich tragikomischen, höchst liebenswürdigen Miene, beim Aussteigen zeigte sich, es sei die in italienischen Städten unvermeidliche Stella d'oro. Drei bis vier Stunden sei Zeit, bis zum nächsten Train u. s. w., ein Führer war auch gleich zur Hand — kurz ich besah in Hast, aber ganz gut Ferrara, und fühlte endlich, ich sei dem „Unverschämten“ zu wahrem Danke verpflichtet.

Ich überlasse es ganz Dir, meine Theure, welchen von unseren Freunden Du meine Briefe mittheilen willst — ich bitte Dich aber: nur solchen, die mir den Hausvaterzug darin nicht übel nehmen.

Unsere Atlase und Photographien daheim, kommen mir jetzt vor, wie geträumte Speisen, mit denen sich der schlafende Hungrige zu sättigen wähnt. Das Erleben an Ort und Stelle ist etwas ganz anderes. Auch ich hätte das um zehn Jahre früher sehen sollen. Ich komme mir vor, wie Tavannes, dem der König im Alter eine Gouverneurstelle gab, und der meinte: „der König gibt mir Brod, da ich keine Zähne mehr habe . . . .“

* *
*

Florenz, den 27. October.

„ . . . . Dein Brief, meine theure Frau, leuchtete wie ein Stern in die Stunde meines Abschiedes von Bologna hinein. Ich habe die Apenninen bei dem wundervollsten Sommerwetter überstiegen, und bin gestern um 3 Uhr Nachmittags hier angekommen. Die Fahrt war äusserst angenehm, das Gebirge bietet eine Fülle schöner Ansichten. Insbesondere liegt das Städtchen Poretto gar anmuthig am Eingange eines stattlichen Gebirgsthales. Ich begreife, dass Goethe sagen konnte: „das Land gleiche Böhmen“, die mittlere Region der Apenninen gleicht in der That auffallend den Gebirgsparthien zwischen Loboschitz

und Tetschen. Man fährt durch eine Anzahl von Tunnels und erreicht endlich bei Piteccio den Scheitelpunkt des Weges. Die Gegend wird bis dahin immer kahler und öder, die Bäume und Wälder machen niedrigem Gestrüppe Platz. Jetzt geht es abwärts, die Bäume und Wälder erscheinen wieder, man sieht Pistoja in der Tiefe liegen und fährt abermals durch endlose Tunnels. Eine veränderte Natur. Die Cypressen, die sich anfangs einzeln zu zeigen begannen, werden immer häufiger und bilden endlich ganze Gruppen, Oelbäume decken mit ihren silbergrauen Wipfeln ganze Strecken, Lorbeerbäume (Arbutus unedo), Feigenbäume mitten im freiem Felde. Die Weinreben schlingen sich als Guirlanden von Baum zu Baum, dazwischen buscht gewaltig das hohe italienische Schilfrohr (Arundo donax) auf. Man sieht Landhäuser, Städtchen, Dörfer, die mitten in dieser üppigen Vegetation unglaublich malerische Ansichten bilden. Das sanft von den Apenninen gegen Pistoja abfallende Thal ist von undenkbarer Lieblichkeit und Heiterkeit; mich dünkt, es ist von landschaftlicher Natur das Schönste, was ich je gesehen. Eine kleine Stunde und wir sind in Florenz. Es liegt eine grosse Summe Glücks in diesen Worten!

Ehe ich aber weiter erzähle, vor allem noch eines: stellt Euch das Reisen in Italien nicht vor, wie weiland zu Zeiten des seligen Herrn von Kotzebue, wo man sich tagelang vom Vetturin schleppen lassen und mit jedem Wirthe vorher das Patto besprechen musste. Und stellt Euch den Umgangston und die Formen der guten Gesellschaft in Italien nicht etwa nach den Comödien von Goldoni vor. Gerade als ob man sich den Gesellschaftston in Deutschland nach den „zärtlichen Schwestern“ von Gellert, oder nach den Schilderungen in „Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen“ vorstellen wollte! Ich wollt, ich könnt Euch Fräulein Gaspari von Bologna präsentiren; da ist kein Zug von jenen im Kloster erzogenen Rosauren und Beatricen Goldoni's, deren ganze Gedanken sich auf „dote“ und „maritarsi“ beschränken. Ueberhaupt und kurz gesagt: die gute Gesellschaft ist hier ganz dieselbe wie in Deutschland und Frankreich. Von Bologna bleibt mir

das Haus Gaspari in freundlichster Erinnerung. Der treffliche Papa arbeitete täglich stundenlang mit mir, um nur meine Angelegenheiten zu fördern. Endlich kam noch der Bibliothekar Catelani von Modena herüber — ein lieber, sanfter Mann, der deutschen Gelehrtenfleiss mit echt italienischer Gentilezza verbindet. Unter diesen vortrefflichen Menschen habe ich unvergessliche Momente verlebt und von Bologna werde ich kaum je anders sprechen, als wie von einem fast heimathlich gewordenen Orte. Ich habe von dieser an höchstbedeutenden Denkmälern sehr reichen Stadt ein bedeutendes Bild in meinem Geiste mitgenommen. Beiläufig: die Rechnung bei Brun war über Erwartung mässig. Das ist ein prosaischer aber nicht zu unterschätzender Umstand! Ich kann Dir meine sonderbare Empfindung nicht beschreiben, als ich bei einem Blick aus dem Waggon Brunneleschi's Kuppel und Giotto's Campanil in der Ferne auftauchen sah.

Mein Gepäck war auf dem Bahnhof schnell frei gemacht, ein Miethkutscher genommen, und ich war in Zeit einer Viertelstunde im Hotel Nova-York unter Dach und Fach. Ich wollte Du könntest mein behagliches Zimmerchen sehen. Es ist so heimlich und traulich, dass L., der im Hotel Milan nicht zum Besten untergebracht ist, mich fast beneidet. Ich habe mir das Ding mit meinen hundert und ein Bequemlichkeiten erst noch recht hübsch herausgeputzt, Eure Photographie steht, wie bisher überall, an einem Ehrenplatze. Noch gestern lief ich kreuz und quer herum. Der Granducaplatz mit der alten Palastburg, der Loggia dei Lanzi der Statuen, hat mich trotz aller früher gesehenen Photographien und gemalter Veduten doch mächtig überrascht. Kaum weniger der Domplatz. Das malerischeste ist vielleicht der Blick die Häuserzeile am Arno hinab, die noch aussehen, wie sie zu Benvenuto Cellini's Zeiten ausgesehen haben mögen. Florenz zeigt überall die Züge seiner Grösse und historischen Bedeutung, und lässt deutlich erkennen, es sei eine der grossen Culturstätten der Menschheit. Lachen muss ich, wenn die Dresdener ihr kleines Philisternest als „Elbflorenz“ zu bezeichnen die Naivität haben. Umgekehrt sollte man also Florenz

das „Arnodresden“ nennen. „Ach ne, hären Se, verzeihen Se, dieses sogenannte Florenz wird nur ganz missbräuchlich so genannt, es is kei wahres Florenz nich, das wahre Florenz is Dräsen — denn sähen Se, verzeihen Se, dieses sogenannte Florenz hat keine Brühl'sche Terasse nich und is also bei weitem nich so scheene wie Dräsen!“ Heute war mein erster Gang in die mir nahe gelegene Kirche St. Maria novella, die Michel Angelo bekanntlich „seine Braut“ nannte. Die grosse Madonna Cimabue's in ihrer hoheitvollen Strenge, mit dem wunderbar ernsten, tiefen Blick erhielt zuerst meine Verehrung, dann Orcagna's Weltgericht und Paradies, die beiden riesenhaften Wandgemälde, deren Würde und reine Schönheit mich entzückte, — dann die Frescen Domenico Ghirlandajos. Ganz besondere Freude machte mir das weissmarmorne Relief einer von schwebenden Engeln verehrten Madonna auf dem Grabmale eines Strozzi von Benedetto da Majano — süss, holdseelig, in sich hineinsinnend. Es ist wunderbar zu sehen, wie die zu Byzanz an Marasmus verstorbene Schönheit in Cimabue wieder geboren wird, bei Orcagna lächelnd die Augen aufschlägt und dann immer herrlicher aufblüht. Von der Fülle des Schönsten und Edelsten, das einem hier auf Tritt und Schritt umgibt, hat man bei uns gar keinen Begriff, wo wir einem guten Bilde, einer leidlichen Statue zu Liebe halbe Stunden weit laufen. In den Dom und das Battisterio warf ich vorläufig einen raschen Blick, an den drei weltberühmten Thüren des Letzteren fand ich wieder alte Bekannte. Von dem Meister der berühmten Mittel- und rechten Seitenthüre, Ghiberti, fand ich in Orsanmicchele aussen zwei herrliche Statuen von Bronce: St. Johannes Baptista und St. Lorenz, aber auch köstliche Statuen von Donatello, dessen heiliger Georg, ein unwirsch-hitzköpfiger, aber durch und durch edler Ritterjüngling, gleich meine ganze Neigung gewann — für den jungen Templer in Lessing's Nathan könnte man kein besseres Prototyp finden. Wie er dasteht, an seinen Schild leicht gelehnt und trotzig in die Welt hinaussieht! Meister Verocchio's Thomas, der Christi Wundmale berührt, vermehrte meinen Respect vor dem grossen Künstler.

Christus ist in Miene und Geberde wahrhaft erhaben, und dem Thomas sieht man an, dass er nicht, wie man oft dargestellt sieht, beide Finger in die Seitenwunde stecken, sondern letztere schon überzeugt, nur leicht berühren wird. Dieses Orsanmicchele ist ein höchst eigenes Gebäude. Der Grundanlage nach ein mässig hoher, starker viereckiger Thurm, die obere Hälfte florentinisch-gothischer Palast, das Erdgeschoss reiche gothische Kirche. Orcagna's Prachtwerk, der Altar, ist wieder an Reliefs, Ornamenten u. s. w. eine kleine Kunstwelt für sich.

Dann lief ich gar noch in die Gallerien der Uffizien. In diesem Meere von Kunst ertrank ich sofort kläglich. Ich fasste mich endlich und begann mir einzelnes herauszusuchen. Das erste war die grosse Madonna von Fiesole mit den musizirenden Engeln im Rahmen. Diese Engel Fiesole's sind etwas Einziges! Wenn ein Frühlingssonnenstrahl oder Veilchenduft sich irgendwie in Menschenform verkörpern könnte, er müsste so aussehen. Es ist ganz himmlisch verklärte Schönheit und Anmuth. Raphael's Madonna del Cardellino, der grosse herrliche Andrea del Sarto: Madonna mit St. Franz und St. Joh. Ev., Sandro Botticelli's Madonna mit Engeln, Fiesole's Krönung Maria's — eines nach dem andern fesselte mich. Tizian's beide Venusbilder, über die Adolf Stahr mehr dummes Zeug zusammenschwatzt, als selbst einem hegelblauen norddeutschen Professor gestattet werden darf, mögen für junge Anfänger und alte Aufhörer ganz gut sein, meines Erachtens lebt darin derselbe Geist, der einst August den Starken trieb, seinem Freunde, dem König Friedrich Wilhelm von Preussen und einer höchst distinguirten Gesellschaft zur Augenlust eine schöne, italienische Tänzerin splitternackt vorzuführen. Der trockene Friedrich Wilhelm hielt seinem Sohne den Hut vor die Augen, und sagte kalt: „sie ist sehr schön“. Die mediceische Venus, die gleich daneben steht, hat mir im Originale denselben Eindruck gemacht, wie früher im Gipsabgusse „sie ist sehr schön“. Ich kann mich für dieses einst angebetete Ideal nicht erwärmen. Wohl aber hat mir der sogenannte Apollino ganz ausnehmend gefallen, auch die beiden Ringer,

mehr als alle aber Niobe mit ihren Kindern. Im Gange der toskanischen Sculptur vergegenwärtigte mir ein Relief von Verocchio den Tod einer Dame Tuormabuoni mit seiner herzzerreissenden Wahrheit. Wie die befreundeten Frauen um die edle Frau, deren Gesicht schon der Tod mit seinen Zügen gezeichnet hat, weinen und helfen möchten, und wie eine Alte dem Vater das Neugeborne mit weinenden Augen bringt, aber auch mit den Schreckensworten: „die Frau stirbt", und wie der gute Mann entsetzt die Hände ringt — das alles vergegenwärtigte mir die Scene bei J. . . . . Geburt . . . . ."

* * *

Florenz, den 29-ten.

„ . . . . . Gestern habe ich einen Brief an Dich der Post übergeben, und heute fange ich schon wieder einen andern an. Ich will ihn absatz- und stückweise weiter und zu Ende schreiben. Der heutige Tag war freilich wieder so überreich, dass er allein einen ganzen, langen und breiten Brief füllen könnte. Früh (es ist heute Sonntag) lief ich mit L... nach St. Lorenzo, um Michel Angelo's „Tageszeiten" zu sehen. Nachdem wir diese gigantischen Dämonen (menschliche Wesen sind es nicht!) gehörig besehen, bestaunt und besprochen hatten, gingen wir in den altflorentinischen Palast des Bargello und fanden dort eine archäologische Ausstellung, über die wir rein aus aller Fassung geriethen; die herrlichsten Arbeiten von Benevenuto Cellini, von Maso Finiguerra u. s. w., Waffen, Schmuck, Geräthe, Meubel u. s. w. Das alte herrliche Florenz hielt vor uns eine Todtenauferstehung! Da der ganze Hausschatz der Mediceer dafür geplündert worden, so „musst' es was gescheutes werden". — Nachmittags machten wir der schönen Bianca Capello zu Ehren einen Ausflug nach Pratolino, das freilich nur noch die Ruine einstiger Pracht und Herrlichkeit ist. Wir fuhren heute am 29. October zwischen blühenden Rosenhecken, einer Fülle duftender Blumen, zwischen königlichen Cypressen. Ein Paradies umgab uns, die Land-

schaft glühte in den intensivsten und doch so harmonischen Farben. Darüber der blaueste Himmel und der mildeste Sonnenschein. Im Park von Pratolino galt unser erster Weg natürlich Johann von Bologna's riesigem Koloss des Apennin. Eine Gartendecoration im gigantischesten Style, aber mit grossem Kunstverstande durchgeführt. Das Motiv des Giganten ist ein wahrhaft genialer Gedanke, dessen Vortrefflichkeit man nur an Ort und Stelle unter den gegebenen Bedingungen ganz begreift. Wir krochen auf dem schönen Ungethüm herum, wie Maikäfer. Ein Daumen seiner Hand ist drei meiner Spannen lang, ich habe ihn gemessen. Darnach beurtheile die Maasse des Ganzen! Gestern sah ich die Gallerie im Palaste Pitti Raphael's Madonna della Sedia! Es ging mir, wie mit der Sixtina. Hundert und hundert Copien hatte ich gesehen, keine gibt auch nur eine Ahnung von der Herrlichkeit des Originales. Worte sagen da nichts, man muss es eben sehen. Dann die Madonna del Granduca. Eine Malerin sass eben davor und copirte, augenscheinlich in der demüthigen Absicht, mit ihrer Copie gegen das Urbild entsetzlich abzustechen, was ihr auch vollkommen gelang. Die Bildnisse Julius II., Leo X., des Ehepaares Doni, Fedro Inghirami's u. s. w. — jedes ein unergründliches Kunstwerk. Fedro Inghirami schielte entsetzlich, Raphael lässt ihn nachdenkend in die Höhe blicken, wo der Schielblick des linken Auges nicht verschwiegen, aber ganz merkwürdig idealisirt wird. Als wahre Nimmersatte liefen wir dann in die Academie, wo Gentile da Fabriano's märchenhafte goldstrahlende „Anbetung der Könige" uns vollauf Gelegenheit bot, eine Masse Enthusiasmus zu verpuffen. Und Fiesole's jüngstes Gericht, wo die Seligen mit den Engeln auf grüner Wiese einen Ringelreihen tanzen. Und Perugino's Assunta und — und — ja, wer fertig werden könnte! Morgen wollen wir für einen Tag nach Pisa.

Den 1. November.

Unsere Fahrt nach Pisa war sehr angenehm, das Wetter so schön, als man nur denken kann. Pisa ist eine schöne, echt italienische Stadt von ernstem Character.

Das schönste ist freilich der ungeheure, einsame Domplatz, eine grüne Wiese, aus der sich Dom, Battisterio und der oft genannte schiefe Thurm mächtig erheben, während der Campo santo einen ernsten Abschluss bildet. Im Letzteren fand ich Orcagna's jüngstes Gericht und den Triumph des Todes besser als ich erwartete, und in der That erstaunlich erhalten; dagegen Benozzo Gozzoli's Bilder zum Theile schon sehr zerstört. Lasinio's Kupferstiche kamen meiner Auffassung wieder sehr zu gute. Noah's Weinbau mit der berühmten Vergognosa, den Thurmbau von Babel, die Geschichte Josef's u. s. w. Es ist eine überreiche Welt. Im Battisterio erfreuten wir uns an der eigenthümlichen Wiedergeburt des antiken Geistes in Nicola Pisano's Kanzel. Das Gewölbe des Baues gibt ein wunderbares Echo. Singt man einen Dreiklang, z. B. $c\ e\ g\ \bar{c}$, so tönt er lange und mit allen Tönen zugleich nach, so dass man dort mit sich selbst Quartett singen kann. Der Klang ist kräftig und zart zugleich — er hat etwas Harmonikaartiges. Die Wirkung ist einzig, es ist als singe in den Lüften ein Chor unsichtbarer Geister in feierlich austönenden Accorden eine Hymne. Wir konnten des Klangspieles lange nicht satt werden. Abends fuhren wir nach Florenz zurück. Ich bin in der That neugierig, welche Wirkung mir Rom **nach** Florenz noch wird machen können. — Wäre ich reich und unabhängig, würde ich wohl kaum einen andern Aufenthaltsort wählen. Es ist unglaublich behaglich hier. Ich sehe ganz ab von der Ueberfülle an Kunstschätzen. Heute habe ich im Kloster S. Marco die Malereien gesehen, womit Fra Angelico da Fiesole Capitelsaal und Corridore und Zellen geschmückt hat, da kann man denn freilich zusehen, wie man damit fertig wird. — Mit ganz eigenen Empfindungen weilte ich in der Doppelzelle, die einst Savonarola bewohnte und die mit einer Gedenktafel geschmückt ist, welche den sonderbaren, ungestümen, phantastisch-frommen und heisspatriotischen Mönch mit indirecten Worten als Heiligen präconisirt. Es ist ein starker Sprung, wenn ich von Savonarola auf die mediceische Venus komme — es ist doch ein wunderbar reizendes feines Kunstgebilde. Neulich, als ich in

die Tribuna trat, brach eben ein heller Lichtstrahl hervor und fiel gerade auf die Göttin, die wie ein Stern vor mir aufleuchtete. Da ging mir wie auf einen Schlag die Sache auf. Ich bewundere. Gestern war ich in St. Croce, die von Giotto gemalten jetzt wieder von ihrer schmählichen Uebertünchung befreiten Capellen zu sehen. Du magst Cornelius ausrichten : dass ich ihm sagen lasse, er habe ganz recht — an Schönheit und Feinheit übertreffen diese Gemälde die paduaner Madonna del' Arena. Ich wurde nicht müde zu schauen und zu staunen. Täglich ergänzen, runden und vervollständigen sich meine Anschauungen — es ist ein praktischer Cursus der Kunstgeschichte, den ich hier durchmache. Dagegen ist was ich von Musik zu hören bekomme, unter jeglicher Würde. Zwar haben sie heute in der Annunziata eine Messe von Mozart zum Besten gegeben, aber den Herrn Organisten der diversen Kirchen gegenüber liegen mir immer die Worte des Hauptmannes aus dem Götz von Berlichingen im Sinne „ich möchte euch alle mit eigener Hand umbringen, ihr Tausendsackermenter.“ — Heut war bei Ognissanti Kirchenfest, der Organist that ein Uebriges. Man muss es gehört haben, um zu glauben, dass so etwas möglich sei! Elende Hopstänze, Cabaletten, den ganzen abgetragenen Flitterputz Rossinischer Phrasen, dazwischen klingelten zuweilen die Glöckchen des Glockenspiels oder rollte Paukendonner. In Maria del fiore schlägt die Geistlichkeit regelmässig ihren Gesang in B-dur an und der Herr Organist fiel ohneweiters jedesmal in G-dur ein. Als Chor und Organist zusammen zu arbeiten anfingen, erreichte der Jammer den höchsten Grad. Mir war als müsse Meister Squarcialupos Marmorbüste aus ihrer Nische auf den Boden herabstürzen, wie Vater Kuno's Bild im Freischütz. Der Quartettverein musizirt jetzt natürlich nicht, und so werde ich im Lande der Musik schwerlich etwas anhörbares zu geniessen bekommen. Nachmittag fuhren wir nach dem uralten Fiesole. Die Aussicht aus dem Garten des Capuzinerklosters und der Blick auf Florenz von dort oben ist einzig. Merkwürdig ist der Dom, eine Basilika urältesten Styles. . . . .“

* * *

Florenz, den 7-ten.

„. . . . . . . Von mir habe ich in jedem Sinne Dir das Beste zu melden. Ein Tag nach dem andern geht schön und herrlich vorüber und jeder bringt mir den reichsten geistigen Gewinn. Ein solcher Tag des reichsten Glückes war der letzte Samstag. Früh ging ich nach Sta. Maria novella — bei klarstem Sonnenschein leuchteten die Wandmalereien Orcagna's in voller Farbenpracht — ich liess mir das Gitter der Capelle aufschliessen und vertiefte mich in dieses Wunderwerk von Poesie und Schönheit. Etwas hinreissenderes als das Paradies mit seinem Gewimmel überirdisch schöner Gestalten kann man kaum sehen. Sie stehen alle in wunderbarem Formen- und Farbenspiele lebensgross in vielen Reihen übereinander da, unterreden sich mit leicht gewendeten Köpfen unter einander oder blicken in stiller, klarer, unveränderlicher Seligkeit den Beschauer an. Jeder Selige hat einen himmlisch schönen Engel zum Freunde und Gesellschafter neben sich — sie machen „bunte Reihe." Etwas reizenderes als die edlen Jungfrauen in der untersten Reihe wird man schwerlich finden. Dazwischen musiziren viele Engel auf allerhand Instrumenten, mitten aber sitzt Christus königlich in einem himmelblauen Talar auf einem prachtvollen Throne, neben ihm Maria, weiss gekleidet. Das ganze ungeheure Bild ist wie ein jubelnder Hymnus von Liebe, Freude, Dank und Anbetung, — das ist etwas anderes als der wüste Seligkeitsspectakel, das Infusorienchaos, das erstickende Gedränge des Tintorett'schen Paradieses im Dogenpallast zu Venedig! In dieses Himmelreich möchte kein Mensch eingehen wollen, bei Orcagna fühlt man aber selbst wie einen Anhauch von Seligkeit. Wenn sich der Winter dem Frühjahr nähert, so wehet zuweilen auf Augenblicke durch alle Frostluft etwas, was mit einer unsäglich erquickenden Ahnung des kommenden Frühlings durchschauert, — hier aber wehet etwas solches aus der andern Welt in das winterliche Erdenleben herüber. Darauf ging ich in die gegenüberstehende Capelle und verweilte lange vor Cimabues grosser Madonna. Der Eindrücke voll eilte ich in die Academie, um Cimabues

zweites, aber älteres Madonnenbild zu sehen, das freilich nur eine Vorstufe zu dem erstaunlichen in Maria novella ist. Fra Fiesoles jüngstes Gericht bot anziehende Vergleichungspunkte zu Orcagna, dem der Frate tüchtig in die Karten geguckt hat. Aeusserst liebenswürdig ist der Reihentanz von Seligen und Engeln auf einer reichbeblümten Paradieswiese — Maria gleicht einer weissen Hiazyntenglocke, die Engel einem Kranz von eben aufbrechenden Rosenknospen. Als ich die Academie verlassen, flog plötzlich ein jubilirendes Menschenwesen auf mich zu, der Violinist Becker. — Er hatte in der Musikhandlung Guidi gehört, ich sei in Florenz und suchte mich sogleich auf. Er bleibt den Winter über, etwa bis Februar, hier, und ist in diesem Augenblicke der geigende Apoll der Florentiner. Wir gingen sogleich selbander in die Stella d' Italia speisen. Denselben Tag reiste L—. ab, er wollte aber gar nicht fort von Florenz! Er lamentirte erbärmlich, als ich ihn auf den Bahnhof begleitete und zog zwischen Prag, wohin er ein Gezwungener heimkehren müsse, und Florenz eine für ersteres gar nicht schmeichelhafte Parallele. — Er war, als endlich die Locomotive pfiff, nahe daran, auf die ehrwürdige Moldaustadt den Schwefelregen von Sodom, wie wir solchen einige Tage vorher zu Pisa im Campo santo von Benozzo Gozzoli abgemalt gesehen, herabzufluchen. — Zum guten Ende des Tages durchlief ich Florenz beim allerherrlichsten Vollmondschein. — Den folgenden Tag, Sonntag den 6-ten, gab es philharmonisches Concert: Beethovens A-dur-Simphonie, über welche die Florentiner ausser sich geriethen, und Cherubini's Requiem. Ich durchstreifte den Garten Boboli, grossartig und durch seine entzückenden Aussichtspunkte einzig. Abends lief ich nach den Cascinen hinaus, dem „Baumgarten“ von Florenz — von der Pracht der Toiletten und der Equipagen kann ich gar nicht genug sagen. Abermals ein fabelhafter Sonnenuntergang in Gold und Purpurglut. Die langen Reihen Gaslaternen am Lungarno brannten schon, als ich heim kam. Gestern hörte ich die Probe für die erste Quartettsoirèe: Beethovens Quartett Op. 74, vortrefflich gespielt,

ferner Beethovens C-moll-Trio (Op. 1 Nro. 3) und Mendelssohn's Capriccio in H-moll. Eine Schaar Künstler und Kunstfreunde war versammelt, las Partitur mit, schrie bei jeder schönen Stelle „bello und divino“ und applaudirte unbändig. An Frau Rita Montignani aber lernte ich eine Pianistin kennen, die meine ganze Verehrung gewonnen hat. Beim Beethoven'schen Trio musste ich ihr das Notenblatt wenden „o fate mi compagnia“ bat sie in sehr liebenswürdiger Weise, „ho tanta paura.“ Zuletzt liess Becker mich nicht los, ich musste mit ihm meine neue Sonate spielen. Die schlug nun gewaltig durch, die Zuhörer drängten sich um uns, guckten in die Noten, schrieen bravo, die gute Montignani rief ein- über das anderemal „oh bello, oh bello“, und zuletzt gewaltiger Applauslärm. Die Montignani wollte die Sonate gleich haben — ich versprach ihr das erste gedruckte Exemplar. Dann speiste ich mit Becker und dem Cellisten Hilpert in der Stella und wir tranken auf das Gedeihen der Musik in Italien eine Flasche Aleatico. — Ich habe bei Prof. Baseri alte Musikmanuscripte wichtigster Art gefunden und fleissigst excerpirt, so dass auch diese Tage für den Hauptzweck meiner Reise nicht verloren geblieben sind. Ueberhaupt darf ich sagen, dass ich hier mein Brod nicht mit Sünden esse, und nicht dem lieben Gott die Tage stehle . . . . “

* * *

Florenz, den 8-ten.

„ . . . . Heute um halb 6 Uhr Abends habe ich meinen Brief an Dich in den Sammlunsgkasten der Post geworfen, und jetzt, in später Nachtstunde sitze ich schon wieder da um Dir zu schreiben, nachdem ich mein mit Mühe sorgsam zur morgigen Reise nach Rom gepacktes Felleisen soeben wieder ruhig ausgepackt habe.

Ich werde wahrscheinlich Florenz gründlicher kennen lernen, als mir lieb ist. Morgen suche ich mir eine Privatwohnung, da ein muthmasslich längerer Aufenthalt, geschähe er im Hotel, meine Kassa gar zu stark angreifen würde. Es ist möglich, dass ich erst Anfangs Dezember

nach Rom reise — vielleicht auch gar nicht! Freilich wäre es ein geradezu tragisches Geschick, einen Jahre, Jahr lang gehegten heissen, höchsten Lebenswunsch im Momente der Erfüllung selbst scheitern zu sehen. Ich schlage meinen Thomas a Kempis auf und finde den Spruch : Domine, si tibi placitum fuerit fiat „hoc ita“. Aber es tönen mir auch die Göthe'schen Verse im Ohre „mit meinem Willen mags geschehen — die Thränen werden mir im Auge stehn!“ Doch genug der Vorreden — höre : Schon gestern warnten mich im Kaffeehause zwei unbekannte Herren, in Rom sei die Cholera ausgebrochen. — Die Nachricht liess mich ziemlich gleichgiltig. Ich fand darin eher ein Motiv meine Reise zu beschleunigen, denn, dachte ich, die ersten Tage geht es immer noch leidlich, — „se il cholera incrudesce“ wie sie hier sagen, packe ich ein und flüchte mich in mein liebes schönes Florenz zurück. Man machte mich aber aufmerksam, dass ich dann das Vergnügen hätte, in irgend einem Grenzneste sieben wenn nicht vierzehn Tage Quarantaine zu halten. Nun aber kam mir im Laufe des Tages ein treuer Eckart nach dem andern quer über den Weg gelaufen, und warnte. — Es fehlte nur noch, dass Michel-Angelos David und Benvenuto Cellini's Perseus auf dem Granduca-Platze mir zugerufen hätten „il cholera e scoppiato in Roma“. Abends endlich in der Gesellschaft bei R—. redeten mir Florentiner und Florentinerinnen zu, kein unverantwortliches Wagespiel zu treiben. Ein geistlicher Herr besonders, der Rom auf das genaueste kennt, legte mir die Sache aus Gründen nahe, denen ich meine Zustimmung nicht versagen konnte. „Rom“, sagte er, „ist unendlich schmutzig, man hat bei nahender Gefahr zur Beseitigung des Unrathes Anstalten gemacht, aber ganz kleinliche und elende. Die Epidemie kann in Rom im Laufe weniger Tage furchtbare Dimensionen annehmen. Sie als Fremder, des römischen ungesunden Climas ungewohnt, schweben in doppelten Gefahr.“ Was thun?! Einpacken und resignirt nach Prag heimkehren?! das war der erste Gedanke, aber ein sehr bitterer. Wenn wir Männer den Kopf verlieren, muss uns ihn stets eine Frau

leihen. — Du meine treue liebe Rathgeberin warst nicht da — aber Auguste, das liebe, edle, klardenkende Geschöpf, das ich im Laufe dieser wenigen Tage wie eine Schwester von ganzem Herzen lieben gelernt, half mir über den Berg und vertrat Deine Stelle. Im Laufe weniger Tage müsse sich zeigen, meinte sie, was weiter zu hoffen oder zu fürchten sei. Ich möge mich vorläufig resolviren, bis Ende November, wenn es nöthig sein sollte, in Florenz zu bleiben. Bis dahin könne in Rom die Gefahr vorüber sein, besonders wenn die Tramontane, deren Eintritt jeden Tag zu erwarten ist, zu wehen beginnt. Nebstbei möge ich sofort nach Rom schreiben, und mir von jemand Verlässlichem über den Stand und Verlauf der Dinge Bericht einholen. — Das ist in der That das Beste, was ich thun kann. Arbeit finde ich hier genug, besonders wenn die Laurenziana eröffnet wird. . . . .“

*   *
*

Florenz, den 13-ten.

„. . . . Mit der Cholera in Rom ist es Gottlob blinder Lärm. Ich könnte jede Minute abreisen; aber ich habe doch erst den 27. d. M. als den Tag meines Einzuges in der Hauptstadt der Welt festgesetzt. Ich muss Gott danken, dass ich durch den plötzlichen panischen Schrecken, der ganz Florenz ergriffen hatte, zu dem Entschlusse gebracht worden, noch hier zu bleiben: ich habe, um nur eines zu sagen, eine für meine römischen Zwecke höchst wichtige Bekanntschaft gemacht. Im Quartette bei Basevi stellte sich mir ein würdiger Herr selbst vor, darauf führte er mich zu seiner Gemalin, war sehr glücklich mich endlich persönlich kennen zu lernen u. s. w. Ein Graf S—. aus München. Den Jubilo hättest Du hören sollen, als ich meinen Entschluss, noch in Florenz zu bleiben, erklärte. Die Montignani, leidenschaftlich wie eine Italienerin und enthusiastisch wie eine Künstlerin, fiel mir nur nicht gar um den Hals. — Früh Sonntag ertönte zum guten Morgen aus der Nachbarschaft das Präludium in C-dur aus dem wohltemperirten Clavier von J. S. Bach. Dann hörte ich Messe in S. Maria del

fiore, dem Riesendom. Es waren Schaaren von Communicanten da, gar hübsch machte es sich, dass in dem dämmernden Altarraume neben dem Priester ein Chorknabe, der aussah, als sei er aus einem Bilde von Domenico Ghirlandajo davongelaufen, mit einer brennenden Kerze von Mann zu Mann ging und leuchtete. Beim Herausgehen fiel mir ein die Reliefs des Glockenthurmes näher zu besehen. Die eine Seite füllen die Begebenheiten der Genesis, die Urgeschichte des Menschengeschlechtes, auf der nächsten aber sieht man folgendes merkwürdige steinerne Lehrgedicht : ein Philosoph vor Erd' und Himmelskugel u. s. w. auf den Grund aller Bildung anspielend, denn Zeit- und Raumeintheilung nimmt der Mensch vom Universum, wo alles „nach Zahl und Mass geordnet ist“ — dann: ein Hausbau, der Mensch muss sich zunächst Obdach schaffen, und die Architectur ist die Mutter der übrigen Künste. Das Haus will seine Einrichtung und sein Geräth, daher das nächste Bild Frauen zeigt, die sich mit Geschirr zu thun machen. Der Mensch macht sich die Thierwelt dienstbar; das nächste Relief zeigt einen prächtig auf einem wilden Rosse hinstürmenden Reiter. — „Der Mann muss hinaus in's feindliche Leben“ — „drinnen waltet die züchtige Hausfrau“ — wir sehen sie im nächsten Bildwerke am Webstuhle. Aus der Familie erwächst die bürgerliche Gesellschaft, — die Ordnung und Gesetz nicht entbehren kann, daher zeigt sich uns sofort die ehrwürdige Gestalt eines thronenden Königs, der Greisen das Gesetzbuch reicht, welches sie mit Ehrfurcht empfangen. Sehr schön schliesst diese Reihe und Seite ein Symbol ab: der fliegende Dädalus als Versinnlichung des Zuges der Menschen in die Ferne. — Das erste Relief der folgenden Thurmseite gibt denselben Begriff unfigürlich in einem hastig rudernden Schiffe. In fremden Landen gibt es gefährliche Abentheuer und feindliche Geschöpfe, die Heldengestalt Herkules mahnt an ihre Ueberwindung. Dann, wenn der ruhige Besitz gewonnen, mag sich Ackerbau entwickeln, wir finden also einen Pflüger. Die Frucht der Erde wird vom Handelsmann hingeschafft, wo man ihrer

bedarf: ein fahrender Frachtwagen. Und nun wieder ein sinnender Weiser, der diese bunten Erscheinungen des Lebens in ihrem Zusammenhange begreift, und „suchet den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.“ Er sitzt zwischen Büchern in tiefem Nachdenken da. Jetzt blühen die Künste; die folgende Thurmseite zeigt Phidias den Bildhauer, Apelles den Maler, Donatus den Gramatiker, Orpheus den Dichter, die Philosophen Plato und Aristoteles, den Astronomen Ptolemeus und einen greisen Musiker (etwa Guido von Arezzo). — Darüber sehen wir das Symbol des höheren Lebens, dem alles bisherige zum Fundamente dient, die sieben Cardinaltugenden, die Werke der Barmherzigkeit u. s. w. Ich gerieth über diesen tiefsinnigen Cyclus in solches Entzücken, dass ich in den Dom zurück- und zu Giottos Grab lief, und seinem Bildniss im Geiste die Marmorhände küsste, zum Glücke ist es hoch aufgestellt, sonst hätte ich es vielleicht in Wirklichkeit gethan. Der Tag war himmlisch, ich stieg nach S. Franzesco al Monte hinauf, der Kirche, die Michel Angelo das „schöne Bauernmädchen“ nannte, und die herrlich in einem Cypressenhaine liegt. Von da ist es nach S. Miniato ein beinahe unfigürlicher Katzensprung. Ich ging hinüber und suchte in dieser wundervollen Kirche den Grabstein des guten Luigi Gordigiani auf. Einige toscanische Landmädchen bemerkten es, und fragten mich: ob das etwa ein Verwandter gewesen. Ich erklärte ihnen das Nöthige, als sie aber hörten, ich sei aus einem Lande, wo es unter günstigen Umständen im Mai so aussieht wie jetzt hier im November, sahen sie mit unverkennbarem Mitleid auf den Fremdling, der dazu verurtheilt ist, sein Leben in einem solchem Eisbärenclima zu verseufzen. Lange erfreute ich mich an der Aussicht. Da lag Fiesole auf seinem Kegelberge voll Landhäusern und in Oelbaumpflanzungen ganz eingehüllt, zu oberst das Capucinerkloster und dahinter in weiterer Ferne auf langgedehntem Bergwall der wohlbekannte Park von Pratolino. Vor mir die Kette der Apeninnen, deren höchste Spitzen schon von Schnee weiss herüberglänzten. Die Berge gegen Pisa waren so klar dass man die einzelnen Schluchten

unterscheiden konnte. Und am Bergesfusse hingebreitet das herrliche Florenz mit Bruneleschi's Riesenkuppel! — Auf dem Heimwege trat ich in Erinnerung an Michel Angelo in die Kirche S. Nicolo oltre Arno. Er fand dort Zuflucht, als es sich für ihn um Hals und Leben handelte. Ich kam gerade zu einer Predigt zurecht. Der Geistliche sass in einer Katheder und redete ruhig, klar und verständig zu seinen Zuhörern, ohne Action, ausser, dass er etwa, wenn er Argumente aufzählte seine Finger nacheinander berührte, oder bei eindringlichen Warnungen leicht die Hand hob. Ton, Vortrag, alles war echt italienisch. Er wendete ganz populäre Gründe an und das gerade gefiel mir. „Wenn ihr", sagte er unter anderem, „ein Anliegen an einen grossen Herrn habt, wie oft und wie lange müsst ihr nicht im Vorzimmer warten, und — lässt man euch endlich vor, so sagt er euch ein unbestimmtes kaltes Wort oder gar ein kurzes Nein. Habt ihr aber ein Anliegen an Gott — oh, da braucht ihr nicht im Vorzimmer zu harren, ihr betet frischweg : „Vater unser, der du bist in dem Himmel." Seht ihr wohl? „Vater" sagt ihr, ja freilich, ihr seid da nicht zitternde Sclaven, ihr seid ja die Kinder des Hauses — u. s. w. Der weitere Rückweg führte mich an den Ufficien vorbei, und da musste ich freilich wenigstens für einen Moment hinaufgehen. Für diesmal suchte ich die Brutusbüste von Michel Angelo auf, und ein Bild von Mantegna in der Tribuna, das mein ganzes Herz gewonnen hat. Ein dreitheiliger kleiner Altar, das Mittelbild die Anbetung der Könige, links die Himmelfahrt, rechts die Beschneidung. Letzteren Gegenstand nennt Göthe irgendwo „unleidlich" und er ist es auch, wenn die Darstellung so ist, wie bei unsern altdeutschen Meistern, wo ehrlich und plump vorgestellt ist, wie der Priester mit Brillen auf der Nase und einem formidablen Messer eben die Operation verrichtet. Mantegna hat es freilich anders. Das Christkindchen schmiegt sich anmuthig aber auch heftig an seine Mutter, fasst ihren Mantel mit seinem rechten Händchen, etwa um ihre Aufmerksamkeit recht zu wecken, und sieht mit einem unbeschreiblich lieben Jammergesichtchen zu ihr empor :

„Mama — weweh!“ hört man es ordentlich rufen. Maria blickt mit einem unbeschreiblich rührenden Ausdruck von Mitleid und Trost auf das Kind und trocknet in schönster züchtigster Handbewegung mit Hand und Schleier das Blut. Wie ein Echo wiederholt sich der Ausdruck der Mutter, gemildert in zwei hinter ihr stehenden Frauen, deren eine ihren Knaben an der Hand führt, der wohlgemuth ein Bretzel verspeist. Vor Maria steht der Priester, das Messer noch in der Hand, und blickt sie ernst und forschend an — eine prachtvolle Rabbinerfigur, der leibhafte alte Rappaport von Prag. Ihm zur Seite ein überaus anmuthiger Tempelknabe, welcher auf einem Teller ein Fläschchen, Wollbinden u. s. w. bereit hält. Zu äusserst links der gute Josef mit zwei Tauben im Körbchen, einem Opfer und Präsent für den alten Rappaport. Und wie prachtvoll ist die Himmelfahrt; Christus schwebt in goldstrahlendem Untergewande und blauen Mantel feierlich langsam in den dunkelnden Abendhimmel empor, der genau dieselbe blaue Farbe zeigt, wie der Mantel, und von vielen weissen Lämmerwölkchen unterbrochen ist, die sich zunächst um Christus zu rother Glut entzünden und — in Engelsköpfchen verwandeln. Wie feierlich, mystisch und schön sich das ausnimmt, ist gar nicht zu sagen. — Die Naturszene verschmilzt mit der erhabenen Wunderbegebenheit. Ich glaube, dass Meister Mantegna wohlbedacht die erste Demüthigung und die letzte Verklärung auf Erden einander hier entgegengestellt hat. Nach so viel Poesie und Schönheit ging ich nach Hause (wo mich Mama M—. mit einem trefflichen Beefsteak erwartete) und „Gabelfrühstücke“ (meine Hauptspeisezeit ist erst um sechs Uhr Abend.) Nun wurde es Zeit ins Quartett zu gehen. Der ganze Saal war gesteckt voll. Die Montignani spielte Beethoven’s Trio und das Mendelssohn’sche Capriccio schön und tüchtig und fand warmen Beifall. Ganz ausserordentlich aber war der Jubel den das Quartett Op. 74 erregte. Die Leute hörten ordentlich athemlos zu, bei manchen Stellen aber fuhren sie wie auf Commandowort in die Höhe und ein Ausruf tönte durch den Saal, einige Schwarzbärte

lasen eifrig Partitur mit und ein Beifallssturm folgte, wie er nur in Italien möglich ist. Wie ich nun die vertrauten Beethoven'schen Töne hörte konnte ich gar nicht recht glauben ich sei in Florenz. Nach dem Quartette ging ich in's „Speckkammerl", um die nöthigen wohlverdienten Lorbeerkränze auszutheilen. Dort war eben Streit unter den Musikern über eine Stelle im Quartett — und ecce, meine Wenigkeit wurde durch Acclamation zum Schiedsrichter berufen. Ich gab und begründete meine Meinung, die auch sofort für gut befunden und angenommen wurde. Die Nachmittagsstunden verspazirte ich in den Lorbeer- und Eichenhainen, und den Cypressenalleen des Gartens Boboli, sah mir im Heimwege noch das magische Glutspiel der Abendsonne in den Glasmalereien von S. Maria Novella an, verzehrte dann mit bestem Appetit mein Diner, und musizirte dann noch eine Stunde am Clavier. Endlich las ich bis halb 10 Uhr in meinem Zimmer einige Blätter aus dem Sueton und schlief köstlich bis halb 7 Uhr Morgens. Gestehe, dass das ein schöner Tag war. Wie oft dachte ich im Garten Boboli an Euch!

Den 14-ten.

Den heutigen Vormittag werde ich in der Laurenziana versitzen und fleissig klecksen. Ich wollte Du könntest mein Arbeitslocale sehen. Eine prachtvolle Marmorrotunde mit korinthischen Säulen, keine Fenster in der Wand, sondern das Licht fällt, wie im Pantheon zu Rom durch die oben offene Kuppel herein. Nach 12 Uhr denke ich in den Palazzo Riccardi zu gehen, und das grosse Wandbild von Benozzo Gozzoli „der Zug durch drei Könige" zu besehen, von dem mir ein Maler in den Uffizien vorgestern Wunder und Zeichen erzählt hat. . . . ."

Dein

August,
pro tempore civis Florentinus.

* * *

Florenz, den 17-ten.

„ . . . . Ich denke Sonntag den 25. von hier abzureisen. — Ich hoffe übrigens sogar noch Neapel zu sehen, denn da in Neapel die Cholera schon jetzt (nach den neuesten Nachrichten) abnimmt, so ist zu hoffen, dass sie bald ganz erloschen sein wird. Morgen ist hier Parlamentseröffnung, grosser Spectakel, Illumination u. s. w. Ganz Florenz ist bereits festlich aufgeputzt und der ganze Granducaplatz voll Fahnen, Trophäen, Flaggenmasten und tausend Kleinigkeiten, die sich neben dem grossartigen Ernst der Gebäude entsetzlich kindisch ausnehmen. Ein Plakat des Herrn Bürgermeisters ermahnt uns, morgen zu jubiliren, ja womöglich, ausser uns zu sein. Heut bin ich schon einem Zuge in der That prachtvoller Hofequipagen begegnet, und in den Gassen ist ein Gewühl, wogegen Graben und Stock am Eisen in Wien verschwinden. Ueber die eigentliche Stimmung aber wäre viel zu sagen, — — und ich denke immer : „nozze de furfanti duran poco“ — oder, wie sie bei uns sagen : pan buh peče voplatky“. Ich habe übrigens für die Italiener die alleraufrichtigste Neigung. Man muss dieses liebenswürdige Volk daheim sehen, um es ganz zu würdigen. Die Mausefallen- und Hechelkrämer, die Salamiverkäufer und Gypsfigurenhändler, die bei uns herumlaufen, darf man freilich nicht zum Maasstabe nehmen! Ich arbeite jetzt hier höchst fleissig in der Laurenziana und es ist bereits stehender Spass geworden zu singen: „ach wenn's doch lieber Montag, Dienstag u. s. w. wär, dass ich bei bei meiner, bei meiner Laurenzia wär!“

* * *

Den 18-ten Früh.

Was ich gestern bei sich gegen Abend trübendem Himmel ahnte, dass die für heut angesagten Festivitäten eine „Ohrfeige“ bekommen werden, ist eingetroffen — „es prscht und es prscht und es hört nicht auf zu prschen“. Mir thut es wegen der vielen zugereisten Fremden aus ganz Toscana, ja aus Turin, Mailand u. s. w. leid. Es ist alles

so überfüllt, dass z. B. in dem durch seinen Comfort berühmten und durch seine Preise berüchtigten Hotel de Florence die distinguirtesten Leute in den Speisesalons auf Bänken schlafen. Gestern der blaueste Himmel, der goldenste Sonnenschein — aber gegen Abend fing der Himmel an verdächtig grau zu werden, und heut beim Erwachen, als ich die Nase auf meinen Balkon hinaussteckte, finde ich ein Wetter, wie bei dergleichen der Teufel seine Grossmutter spazieren führt. Ich möchte wohl die Summe von Flüchen kennen, die heut morgens hier ertönen werden. Ich für meine Person fluche nicht. Ich werde „bei meiner Laurenzia" sitzen und in dem Codex des Organisten Squarcialupo weiter studiren, da mag der Himmel meinetwegen eine neue Auflage der Sündfluth aufführen! Neulich fand ich beim Flaniren durch die Stadt eine ganz hübsche Strasse mit der Beischrift „via della morte," — „der Weg des Todes" — und in sie mündend „via dello scheletro" „Strasse des Todtengerippes". — Diese einladenden Strassennamen frappirten mich — aber meine Verwunderung stieg, als ich sah, dass die eine Strassenseite und Ecke das grosse allgemeine Krankenhaus von Florenz bilde! Für die Kranken sind jene Strassenbenennungen jedenfalls äusserst ermuthigend! Von meiner Tagesordnung so viel : Früh halb 7 stehe ich auf, mache Licht, werfe mich in den Schlafrock, setze mich in ein sehr bequemes Lederfauteuil, ziehe mir den Fusssack über die Füsse und schreibe — wie eben jetzt. Um 8 Uhr bringt mein Spiritus familiaris, ein hübscher junger Italiener, den die Sgnra M—. sogar im Nebenzimmer neben mir schlafen lässt „für den Fall, als ich etwas bei Nacht brauchte" — er kömmt, sage ich, und bringt einen trefflichen Caffe, mit Teigknödeln, die sich schnöderweise für Semmeln auszugeben die Frechheit haben. Das Gebäck ist hier durchaus elend — trotzdem, dass es an eleganten Laden mit der Inschrift „Fabrica di paste, di Semmel, di Kiffel" nicht fehlt. Aber die „Semmel e Kiffel" sind eine wahre Parodie dessen, was bei uns Semmel und Kipfel heisst. Nach dem Frühstück kleide ich mich an, und gehe meinen Arbeiten nach. Die

„Laurenzia“ ist das erste. Ich arbeite dort in der prachtvollen, aber kalten Marmorrotunde bis 12 Uhr, meist ist mir dann so unangenehm kalt, dass ich der Laurenzia Lebewohl sage, und in die Uffizien (wir sagen Schnuffizien) oder in den Pallast Pitti oder sonst wohin laufe, nachdem ich zu Hause ein Gabelfrühstück genommen, das aus einem trefflichen Beefsteak oder Schnitzel u. s. w. und aus Früchten besteht. Dazu eine kleine Flasche Wein zum Verbessern des hier herzlich schlechten Trinkwassers. Dann lauf ich also wie gesagt vor allen möglichen Meisterwerken der Kunst herum. Gestern sah ich Raphaels weltberühmtes Selbstportrait in der Nähe, weil es eben zum Copiren von der Wand heruntergenommen war. Dieser Raphael war doch ein richtiger Engel! Immer frägt man sich, was würde er wohl sagen, wenn er jetzt zu sprechen anfinge, wie würde er aussehen, wenn er den Kopf ein wenig wenden wollte, u. s. w. Ein zweiter Maler copirte Michel Angelos Bildniss, er sieht aus wie ein edeldenkender Menschenfresser, ein dritter conterfeite den Cavalier Rubens, ein vierter die Angelika Kauffmann süss und leer wie spanische Windbäckerei, ein fünfter die Vigèe-Lebrun, ein non plus ultra französischer Koketterie, hinreissend liebenswürdiger Grazie. Sonst sind die Maler entsetzlich hinter fra Angelico da Fiesole her — um seine grosse Madonna mit den musizirenden Engeln sitzen immer ihrer drei, vier herum, mir fallen dabei immer die Wespen bei der angeschnittenen Birne ein, einer hat sich die „Krönung Marias“ ausgesucht. In der Academie copiren zwei höchst trefflich das jüngste Gericht u. s. w. Ueber Raphael macht sich alle Welt her. Die himmlische Madonna del Cardellino, die Madonna della Sedia, die Madonna de Granduca (eine richtige Jean Paul'sche Liane) u. s. w. alles wird ohne Ende copirt, leidlich und schlecht, sie bleiben gegen den göttlichen Meister alle um eine Cometenschwanzentfernung zurück! Auch Sandro Botticellis Madonna del Calamajo ist in fortwährendem Belagerungszustand. Im Niobe-Saale pinselt ein femininum an einem — — Carlo Dolce herum. Niobe schneidet dazu ein Jammergesicht. Von dieser

Niobischen laufe ich dann hinüber in die Tribune von Raphaels Madonna del Cardellino. Das ist ein Bild! Schon die Erfindung ist die liebenswürdigste. Der kleine Johannes hat in seiner Wildniss einen Stieglitz gefangen, er bringt sofort das bunte Vögelchen seinen Spielgenossen. Das Christkindchen streichelt lieb und sanft das Thierchen. mit einer Handbewegung, die auch wie ein Segnen seines Geschöpfes aussieht. Maria aber sieht mit einem göttlichen Lächeln und einem dankenden Blick auf den kleinen Johannes, sie hat eben gelesen, lässt das Buch sinken und freut sich über die Freude der Kinder. Ueber die Art, wie die drei Gestalten zusammengestellt sind, über die Landschaft, die den Hintergrund bildet, ist kein Ausdruck der Bewunderung stark genug! Und dieser selbe Raphael hat im Pallaste Pitti ein Bildchen, nicht gar anderthalb Spannen hoch und keine Spanne breit — und dieses Bildchen ist wie der Donner von Sinai. Gott Vater, den die vier Thiere Ezechiels durch die Lüfte tragen, breitet segnend die Arme aus, unten giesst eine Donnerwolke erquickenden Regen auf die Erde, ein Sonnenstrahl bricht durch und spannt einen Regenbogen. Man faltet vor dem kleinen Bilde die Hände und ertappt sich plötzlich über betenden Gedanken. Mir fällt jedesmal eine Ode von Klopstock ein, die „Frühlingsfeier", welche ohne Klopstocks gewöhnlichen Schwulst und Bombast etwas ähnliches sagt. Vor einigen Tagen habe ich übrigens ein Werk gesehen, das nicht das Schlimmste ist, und von dem ein gewisser Raphael sehr viel gelernt hat, die Capelle im Palazzo Riccardi; der Zug der heiligen drei Könige mit zahlreichem fast möchte ich sagen zahllosem Gefolge, von Benozzo Gozzoli gemalt. Das Bild füllt alle Wände der Capelle. Man ertrinkt völlig in diesem Meere von Schönheit! In der Fenstertiefe rechts und links Engelgruppen knieend, stehend, fliegend, Rosen pflückend, Gloria singend. Die Modelle dazu muss sich Benozzo im Paradiese geholt haben. Der eine Engel im blauen Gewande ist das unverkennbare Vorbild des Michel Angelo'schen Engels in Bologna. . . . . Ganz trunken von so vieler Schönheit und mit vielfrassartigem Hunger stürze ich gegen 6 Uhr nach Hause, wo mich ein treffliches

Pranzo erwartet. Suppe, Rindfleisch mit Gemüse, Braten, Fruchtdessert, die Halbflasehe Wein. Ist der Küche ein Meisterstück gerathen, ein Braten, der als Braten ist, was etwa di Madonna del Calamajo als Bild, so ermangelt mein Spiritus familiaris nicht zu fragen: „le piace questo piatto?“ Nach Tische erbitte ich mir bei meiner Trösterin Auguste die Erlaubniss sie besuchen zu dürfen zuweilen musiziren wir, meist aber wird geplaudert, die Stunde vergeht, ich weiss nicht wie. Um 8 Uhr gehe ich auf mein Zimmer, schreibe oder lese im Sueton bis halb 10 Uhr, dann in ein treffliches Bett, wo ich den Schlaf des Gerechten schlafe. Und das Alles für 5 franc d. i. für 2 fl. sage und schreibe : Zwei Gulden täglich!!! Morgen Früh, wenn der Regen nicht ein Veto einlegt, will ich mit A. nach Fiesole hinauflaufen, dann ist um halb 1 Uhr Quartett und Nachmittag wollen wir „bobolisiren“, das ist einen Lauf durch das Paradies des Gartens Boboli machen. Wenn das kein Schlaraffenleben ist, so gibt es keines in der Welt. Es fängt sich in der That an „auszuhäuteln“ und es ist möglich, dass heut Abend die Illumination glanzvoll ausfallen wird. Ich denke dass sich der illuminirte Lungarno prächtig ausnehmen wird, schon die endlose Reihe gewöhnlicher Gaslaternen sieht dort eigenthümlich grandios aus. In einer Weile denke ich auszugehen — die Tricoloren auf dem Granducaplatze werde ich wohl „watschelnass“ finden. Eben läuft ein Brief von Rom ein. Das Todtenhaus war drei Tage ganz geschlossen, weil gar kein Todter zu begraben war. Die Römer sind über die Florentiner wüthend, dass sie solche falsche Gerüchte herumtratschen. . . . . “

* * *

Florenz, den 24-ten November.

„ . . . . Morgen also, geht es, so Gott will, gewiss und wahrhaftig nach Rom! Der Gesundheitszustand ist dort der allerbeste, ja ein so guter, wie man sich dessen seit vielen Jahren nicht erinnert. Aber auch in Neapel nimmt Gottlob die böse Krankheit so entschieden ab, dass man

allgemein ihr baldiges Erlöschen hofft. In Rom ist ferner dieses Jahr die Regenzeit bereits überstanden, das Wetter mild und schön. Für uns da hinten aus dem Norden ist es denn doch eine ganz wunderbare Sache, wenn ich z. B. gestern Abend bis halb 7 Uhr bei offener Balkonthüre schreiben konnte, wenn der Blumenmarkt Ende November noch überreich versorgt ist, alle Gärten noch voll Blumen, insbesondere Rosen sind.

Blicke ich auf die herrlichen, unvergesslichen Tage in Florenz zurück, so darf ich wohl mit mir zufrieden sein. Diese Reise klärt, vollendet mich, rundet meine Begriffe ab, wird selbst auf meine ganze Art zu sein, nicht ohne Einfluss bleiben. — Möge es nur der Vorsehung gefallen, mir eine gesicherte Lebensstellung zu bringen, wo ich mein Wissen und Können besser und nutzbringender zu verwerthen im Stande wäre!! Einstweilen ersetzt mir das überreiche Glück das ich in Euch finde alles Andere! Was die Frage der guten Mutter über den Perseus betrifft, so melde ich : weit entfernt „punkert" zu sein, macht das Erzbild vielmehr den Eindruck grosser Leichtigkeit und Schlankheit. Es ist im Grunde wie eine in's Colossale übersetzte Schmuck- oder Goldschmiedearbeit man denkt sich den Heros immer unwillkürlich klein als krönendes Stück eines Schreibzeuges oder Schmuckkästchens. Er hat dabei etwas, allerdings „ideal" tänzerhaftes, gleichsam als sei er der „primo ballerino" in einem Ballett „L'andromeda liberata" das vor den zwölf grossen olympischen Göttern bei irgend einer feierlichen Gelegenheit aufgeführt wird. Da ich eine vortreffliche grosse Fotografie des Kunstwerkes mitbringe, so werdet Ihr davon die klarste Anschauung gewinnen! Sonntag den 19. Früh machte Herr Dr. August Ambros mit der hochgebornen Gräfin S—. und Baronesse E—. den Genie- oder Narrenstreich zu Fusse nach Fiesole zu laufen. Aber es war göttlich! Ein warmer Sommertag, Blüthen und Duft in allen Gärten, die Gegend unerlaubt paradiesisch (wie kommen die Florentiner dazu alles zu haben!?) es wurde je höher wir kamen, desto schöner. Oben in dem uralten etruskischen Adlerneste besuchten wir vorerst die

uralte, altkristliche Basilica und liefen dann zur „Aussicht“ neben dem Kapuzinerkloster. Drei Mönche kamen eben den Berg herauf es war die richtigste italienische Landschaft mit Staffage, die man sich denken konnte. Indessen rückte die Mittagsstunde heran wir purzelten den Bergkegel mehr herab, als wir gingen und kamen noch rechtzeitig in's Quartett. Das Programm habe ich neulich gemeldet, und habe nur zu berichtigen, dass nicht Mozarts Es-dur-Quartett, sondern sein Quartett für Clavier und Saiteninstrumente in G-moll aufgeführt wurde. Alle Stücke wurden mit Begeisterung aufgenommen, die schöne Canzonette in Mendelssohns Quartett auf Verlangen wiederholt. Vor mir sass ein alter Herr mit schwarzen Feueraugen und schneeweissem Haar Er wendete sich bei jeder schönen Stelle nach mir um und schrie endlich: „evvivan i nostri maestri antichi!“ Nachmittag waren wir im Garten Boboli den Du Dir ganz vergegenwärtigen kannst, wenn Du die erste Scene in Goethe's Tasso lesen willst. Gestern Nachmittag habe ich das wundervolle letzte Abendmahl Andrea del Sartos im Kloster S. Salvi, eine Viertelstunde vor Porta S. Croce gelegen gesehen, einige Tage vorher eben dieses Meisters und seines Freundes Francialigios Wandgemälde im Bruderschaftshause der Scalzi. In den letzten Tagen sah ich einigemale in der Nähe, was ich früher in Pisa nur in einiger Ferne zu sehen bekommen. Die Brüderschaft welche die Leichenzüge besorgt. Sie sehen wie schwarze oder weisse Gespenster aus. Denke dir wenn acht solche Unholde den schwarzverhüllten Sarg tragen, ein Dutzend von ihnen nebenherläuft! Sonst geht niemand mit den Leichenzügen. Neulich hört E—. bei Nacht einen schauerlich tönenden Gesang von der Strasse, sie läuft an's Fenster, siehe! bei blutigem Fackellicht trägt eine Schaar weisser Gespenster einen schwarzen Sarg vorbei. Es ist wirklich zum Kinderschrecken. Neulich machte ich mir den Spass mitten unter den Herren ein gutes Stück mitzulaufen; es war allerliebst, wie die zwei Popanze neben mir im artigsten Tone von Stadtneuigkeiten plauderten. Es sind viele Herren aus den ersten Familien darunter und die Sache

ist mehr als Maskerade. Als vor einigen Jahren die Cholera in Florenz wüthete, mussten sie z. B. die Kranken in's Spital schaffen, und siehe, kein einziger von ihnen erkrankte! Ich reise morgen, Samstag um 5 Uhr Früh ab, und komme gegen Mitternacht nach Rom. Sonntag will ich vor allem ein wenig die Stadt durchlaufen — wenigstens St. Peter, das Capitol und das Coliseum sehen. Montag schreibe ich Dir. Gebe Gott dass ich in Rom wieder so liebe Menschen treffe, wie hier in Florenz. . . . . "

* * *

Rom den 28-ten November.

„ . . . . Diese Zeilen sollen nur meine glückliche Ankunft in Rom melden. Ich bin in der Nacht vom 25/26. angekommen. Der erste überwältigende Eindruck trägt die Schuld, dass ich erst heut schreibe. Ich muss zu dem Nothbehelf eines kurzen Aviso greifen, da ich mit meinem vor einer halben Stunde angefangenen ausführlichen Brief kaum in drei bis vier Tagen fertig werde, Der Stoff ist über- überreich, mein Inneres übervoll.

Ich melde Dir vorläufig, dass ich mit dem edeln Grafen St—. in der Peterskirche zusammentraf, und von ihm und den Seinen wie ein Angehöriger mit einer Freude und Herzlichkeit aufgenommen worden bin, die mich tief rührte. Ich musste gleich mit ihnen frühstücken u. s. w., dann fuhr der Graf mit mir zu Liszt, der im Vatican wohnt. Liszt's Freude und Rührung bei meinem Anblick war unbeschreiblich. Ich sah, wie er mich liebt. Er ist ganz der alte. Er (mach die Ohren auf) offerirte sich in einer Soirée bei St—. die Alles vereinigen soll, was Rom an Intelligenz, Geist, Kunst u. s. w. besitzt („nur um's Himmelswillen keine Cardinäle" bat Liszt in höchst komischem Tone) er offerirte sich, sage ich exproprio motu meine Sonate mit Sivori (!) zu spielen! Das ist doch noch die grösste Ehre die mir musikalisch je widerfahren. In Florenz hatte ich die Sonate auf mehrseitiges Verlangen nochmals im Saale des Quartettvereines spielen sollen. Eine ernste

Unpässlichkeit Freund Beckers vereitelte es. Nun hier in Rom ist mehr als Ersatz.

Die Ruinen der alten Römerzeit, die Palläste, die Kirchen, die Museen — ich bin übervoll! Ich habe bereits die sixtinische Capelle, die Stanzen Raphaels, den belvederischen Apoll, den Laocoon, den Zeus von Otricoli gesehen das Phanteon u. s. w. Sogar Pius IX. sah ich schon in allernächster Nähe. Dazu ist der Himmel herrlich. Man ist wieder weit südlicher als in Florenz. Diese vielen riesigen Dattelpalmen, die hier im Freien stehen, wie bei uns Zwetschkenbäume, diese Johannisbrotsträuche, Kapperstauden u. s. w. diese von Rosen so bedeckten Rosensträuche dass man im Wortverstande kein Grün sieht! Die Pomeranzenbäume sind hier mit Goldfrüchten überladen, in ganzen Klumpen hängen die Orangen daran, die Pomeranzenhaine sind ein unbeschreiblicher Anblick für ein nordisches Auge. Raphaels Grab im Pantheon habe ich auch schon besucht. Es ist ein einfacher, weisser Stein mit den berühmten Versen Cardinal Bembos. So ist es auch recht. Er braucht kein prunkendes Mausoleum neben seinen Fresken im Vatikan bräche jedes zusammen. Schreibe bald

Deinem

August
derzeit wirklichem Römer.

* * *

Rom, den 1. Dezember.

„. . . . Da wäre ich denn glücklich in Rom, und in Rom glücklich! Ich habe in via Frattino Nr. 122 bei Signora L. S. zwei sehr schöne Zimmer, gegen die Sonnenseite und in der gesundesten Gegend der Stadt gelegen, gemiethet, und mich in den freundlichen, schön möblirten Räumen, welche Signora L. mit Recht als „due Camere graziose“ bezeichnet, auf das behaglichste eingerichtet. Für Wohnung und Bedienung zahle ich den mässigen Preis von 16 Scudi monatlich. Auch das berühmte Café

Greco und die gute Trattorie zum Genio liegen in nächster Nähe. Meine neue Pflegemutter ist das Prototyp einer römischen Matrone, seelengut, mütterlich, für alles besorgt und dabei von einer gewissen stolzen Würde des Betragens, denn: man ist eben eine Römerin, und das will etwas sagen.

In den wenigen Tagen, welche ich hier bin, habe ich bereits die Welt in einem Caffeelöffel Wasser verschluckt. Dinge über deren Grösse man Kopf und Verstand verlieren könnte, stehen hier überall herum, als ob es nur so sein müsste. Ich freue mich nur, dass Rom so ganz anders ist, als mein geliebtes Florenz, so brauche ich mich nicht mit Vergleichungen abzuängstigen. Jeder Stein ruft mir zu: „Du bist in der Hauptstadt der Welt!"

Meine Reise von Florenz hieher war angenehm, das Wetter maihaft mild, der Tag sonnig. Wir passirten Pisa und Livorno, wo ich zum erstenmale das mittelländische Meer erblickte, viele Schiffe belebten es, in weitester Ferne zog ein Dampfer einen langen Rauchschweif hinter sich her. In blauer Ferne die Insel Gorgona. Die Fahrt durch die Maremnen war weniger eintönig als ich gedacht hätte. Malerische Gebirgszüge begleiten die Landschaft, zuweilen zeigt sich ein wundervoll auf die Kuppe eines Berges hingebautes Städtchen, wie Montepescali, ein Schloss, eine Burgruine. In der Fläche, durch welche wir hinsausten, waren die Leute fleissig mit Feldbau beschäftigt. Fast zahllose Schafheerden weideten auf weiten Grasplainen, auch wilde Pferde; einmal in einer sumpfigen Niederung trafen wir auf eine Heerde ungethümer Büffel. Vor Cecina kamen wir wieder an das mittelländische Meer, das ich hier zum erstenmale in jenem unseren nordischen Augen so unwahrscheinlichen tiefen Indigoblau leuchten sah. Wir erblickten von ferne das Vorgebirge von Piombino aus dem Meere in tiefem Violett aufsteigend die Insel Elba, Napoleons erstes Gefängniss. In Nunziatella packte man uns auf die Diligence. Ich sass im Cabriolet und ergötzte mich von Herzen an dem Postillon, der ewig mit seinen Pferden etwas zu discuriren, zu loben,

zu schelten hatte, dazwischen mit näselnder Stimme Lieder sang. Jedes Pferd hatte seinen Namen, eines hiess Margarita, ein anderes anders, ein kleines Bräunchen gar Lina. Mit dieser armen Lina wurde ohne Ende gezankt: „Linaaaaaa!! tu sei sempre la prima, che ti fermi, che ti porti Gregorio il papa!“ Ueber letzteren Euphemismus für „hol dich der T—.“ musste ich laut lachen. Unterwegs unterhielt mich mein Nachbar im Cabriolet, ein freundlicher junger Mann aus Palermo, auf das angenehmste von Briganten, wie sie Leuten, die sie nicht kurz und gut ermorden, die Ohren abschneiden u. s. w. und sah alle Augenblicke aus dem Wagen, ob wir nicht Gewehrläufe blinken sehen. Der Weg war wirklich etwas unheimlich. Endlose Hohlwege zwischen dichtem Korkeichenwald im steten Zuge bergan. Kein Dorf, kein Haus auf dem Wege, kaum ein begegnender Mensch. Wir kamen indessen unangefochten nach Montalto, wo man uns in die Höllenküche einer Chlorkalkräucherung steckte. Indessen war der Mond aufgegangen und leuchtete taghell. Abermals durch öde Waldgegend und wüste Plaine ging es weiter nach Corneto, wo wir frische Pferde vorgespannt erhielten. Die Gegend blieb nach wie vor traurige Einsamkeit, zuweilen sahen wir am Horizont das Meer wie einen schmalen Silberstreif im Mondlicht glänzen. Indessen erhob sich bei heiterem Himmel voll Sternen ein heftiger Wind, wir hörten durch die Stille der Nacht den majestätischen Donner des unruhig gewordenen Meeres. Endlich, nach langer langer Fahrt blinkte in der Ferne ein heller Feuerstern, das konnte nur der Canal von Civitavecchia sein, und war es auch. Wir fuhren hart am Meeresstrande hin, der Nachtwind pfiff und sauste, die See liess ihre Wellenheere wild an den Strand heranstürmen, der sinkende Mond goss sein Silberlicht auf die zerwühlte Fläche, der Leuchtthurm strahlte seinen rothen Feuerglanz darein. Um Mitternacht mit Eisenbahn von Civitavecchia weiter, es war mittlerweile nach Monduntergang die finsterste Nacht geworden. Erschöpft schlief ich ein. Plötzlich hält der Zug. Was gibts? Antwort, wir halten einen Augenblick bei S. Paolo fuori le mure. Das

war wie ein electrischer Schlag, ich sprang auf. Also hart vor Rom! Ich blickte durchs Wagenfenster und sah mit Erstaunen im Halblichte der Wagenlaterne einen prachtvollen Broncecandelaber am Wege stehen; ein zweiter Blick belehrte mich, es sei ein riesiges, herrlich-architectonisch gebildetes Schilfrohr. Es geht über einen Fluss, den Tiber, wir halten abermals, und sind im Bahnhofe von Rom. Durch die schweigende Nacht schlägt eine majestätisch dumpftönende Glocke zwei Uhr, für mich der erste Gruss der ewigen Stadt. Um 3 Uhr bin ich im Hotel Minerva, kaum vermag ich bis sieben Uhr einige Stunden unruhigen Schlafes hinzubringen.

Von der Minerva zum Pantheon sind kaum hundert Schritte — es war von den Wundern Roms das erste, das ich sah. Eine Kuppel, gleich dem weiten Gewölbe des Himmels, alles Licht strahlt wunderbar durch die obere Kuppelöffnung, durch die ich im zweiten höheren Himmelsgewölbe Heerden lichter Lämmerwölkchen hindurchziehen sah. Ich ging weiter, ein Stadtplatz, inmitten dessen sich die Antoniussäule riesig in die Lüfte erhebt. Weiter den langen Corso hinab. Ein zweiter Stadtplatz mit der Trajanssäule. Ich durchwandere ein Quergässchen und stehe in der Trümmerwelt des alten römischen Forum. Rings zerbrochene Tempel, ragende Säulen, öde Grasplätze um marmorne Triumphthore, die Kaiserpalläste wie gewaltige, waldgekrönte Felsenmassen, zerrissen und zerklüftet, Bruchstücke von Architraven, Säulenschäften, zersprengten Wölbungen in wilder Verwirrung auf den Boden hingestreut, von der einen Seite das Bild durch das Capitol, von der anderen durch das Coliseum abgegränzt und geschlossen. Mir war im Wortverstande, als höre ich die Posaune des jüngsten Gerichtes. Ich stieg langsam das Capitol hinauf, über eine Gartenmauer blickte ein dicht mit goldenen Früchten beladener Pomeranzen-Baum, an dessen Fuss sich ein vollblühender Rosenstrauch schmiegte. Ich kann gar nicht sagen, wie wohl mir dieses freundliche Naturbild nach den früheren erschütternden Eindrücken that. Wie ich nun aber an Marc Aurels

ehernem Reiterbilde vorbei und die Capitolstreppe hinabgehe, verspüre ich mitten in die erhabenste Poesie hinein den alltäglichsten aber durchdringendsten Appetit nach einem Frühstück. Im Café Colonna stand bald ein trefflicher Caffee vor mir, während die Antoniussäule durch das Fenster hereinblickte. Die Vermischung des Gewöhnlichen mit dem Ungeheuren war gar zu sonderbar. Ich wusste nicht, tunke ich mein Kipfel in den Caffee und stehe draussen die Antoniussäule, oder tunke ich die Antoniussäule ein und stehe auf dem Platze das Kipfel. Ich ging gegen Trinita de Monti und hatte meine Freude an den herrlichen Volkstrachten der Albanerinen, Vettuneserinen u. s. w., den Campagnabauern, den Pifferari, die gelegentlich ihre Hirtenmusik zum Besten geben. Durch die via Condotti fand ich mich zur Engelsbrücke zurecht, passirte die Doppelreihe der Berniniengel, welche „mit den Passionsinstrumenten kokettiren“ und war bald auf dem Petersplatze. Die beiden, mächtig in die Lüfte emporbrausenden Fontainen möchte ich eher umgekehrte, in die Lüfte geschleuderte Wasserfälle nennen. Hier ist alles colossal. Die Menschlein kriechen winzig dazwischen und wie eine Ameisenprozession die Stufen von St. Peter hinan. Innen ungeheure Pracht von Marmor- und Gold. Maasse, wo der Blick die Beurtheilung verliert. Du trittst um einen Pfeiler, und eine neue, ungeheure Kirche liegt vor Dir, Du blickst in die Kuppel, und Dein Blick schwindelt hinauf, könnte doch der wiener Stefansthurm hier sehr bequem unter Dach und Fach stehen! In der Kirche traf ich sofort den ersten Bekannten Grafen St—. der eben zu Liszt wollte und mich auf das freundlichste zur Begleitung und dann zum Frühstück einlud, was ich natürlich mit Freuden annahm. Wir fuhren also in den Vatikan, wo Liszt in der besten Nachbarschaft, nämlich neben Raphaels Loggien wohnt. Die Freude und Rührung mit welcher mich Liszt begrüsste, war unbeschreiblich. Er hat sich um keinen Zug verändert, und ist auch in seinem Benehmen der lebhafte, originell geistreiche Mensch geblieben. Als er auf Befragen hörte dass ich eine neue Sonate für Pianoforte und Violine mitgebracht, waren die

Herren gleich einig, sie müsse in der Soirée bei St—. „mit Sivori“ gespielt werden. Mit welcher Freude ich es annahm, ist nicht erst nöthig zu sagen. Bei St—., die auf Trinita de Monti wohnen, und von ihrem Balkon eine unbeschreibliche Aussicht über Rom haben, nahm ich eine Chocolade und ging dann über den Pincio, wo eben die schöne Welt Roms umherspazirte. Rom ist doch schon wieder in allem weit südlicher als Florenz. Besonders überraschten mich die gewaltigen Dattelpalmen, welche hier ganz ohne dass man weiter mit ihnen Umstände macht, im Freien stehen. Die vielleicht schönste vor S. Peter in Vincoli, zwei vor S. Bonaventura auf dem Palatin, zwei auf dem Pincio u. s. w. Es ist ein herrlicher Anblick, die feingefiederten von der Luft leise bewegten Blätterkronen in den blauen Himmel ragen zu sehen. Die Opuntie (indische Feige) die bei uns als kleines Topfgewächs gepflegt wird, steht hier anderthalb Mannshöhe, Johannisbrodbäume voll schotenartiger Früchte u. s. w. In der Kirche S. Pietro in Vincoli, die ich vorhin genannt, steht Michel Angelos gewaltiger Moses, eine sehr schöne Christusstatue von dem grossen Meister in S. Maria sopra Minerva.

Den 2-ten.

Heut war ich zu Ehren der hl. Bibiana, deren Fest gefeiert wurde, in ihrer in der ödesten Stadtwüste unweit S. Croce Gerusalemme gelegenen kleinen Kirche. Die Domherren von S. Maria maggiore hielten eben Hochamt, die päpstlichen Sänger sangen eine Messe. Unter den Domherren waren mehrere ganz prachtvolle Köpfe — ich begreife die Freude der alten Florentiner Maler an solchen Charaktertypen, die sie so gerne auf ihren Fresken anbrachten. Berninis belobte Statue der Heiligen hat mich nicht befriedigt. Sie ist doch sehr affectirt und die sauersüsse Miene, mit der sie zum Himmel blickt ziemlich unleidlich. In den mamertinischen Kerker bin ich auch hinabgestiegen, es ist eine grässliche Stätte! Die

Geister der Todten grinsen aus allen Winkeln, dort Jugurtha, den man an dieser Stelle Hungers sterben liess, dort die catilinarischen Verschwornen, die hier erdrosselt wurden, aber auch die erhabenen Gestalten der Apostel Petrus und Paulus, welche hier Monate in Ketten lagen, und durch ihre Feuerrede viele, auch den Kerkermeister selbst, bekehrten und tauften, leuchten aus dem fürchterlichen Dunkel. Im tiefsten Grunde sprudelt eine Quelle; Jugurthas Worte, die er hohnlachend rief, als man ihn hinabstiess, „Fluch über euch, wie kalt ist euer Bad“ scheinen sich auf sie zu beziehen. Aus eben dieser Quelle taufte Petrus.

Im Heimwege hielt ich mich in St. Maria maggiore auf, eine Kirche deren würdige Pracht, Schönheit und Heiterkeit unbeschreiblich ist, das Herz geht einem auf, wenn man hineintritt. Es ist ein riesenhafter Raum, die herrlichen weissen Marmorsäulen machen mir immer den Eindruck, wie eine Doppelprozession von Jungfrauen. Das grosse Tribunmosaik aus dem dreizehnten Jahrhundert, eine Krönung Marias umgeben von dem herrlichsten Ornament, ein Werk des Mönches Jacobus Turrita ist vollends ein ganz unschätzbares Werk. Man glaubt eine himmlische Vision zu sehen. In der Nähe liegen zwei kleinere, heimlich unheimliche Kirchen, an denen ich selten vorbeigehen kann — sie sind den hl. Senatorstöchtern Praxedis und Pudentiana geweiht. Es schwebt ein eigenes Grauen über diesen uralten Andachtsstätten, über keiner aber mehr, als über St. Maria in Cosmedin, die mich ganz wunderbar, und ungefähr so ansieht, wie man als Kind Gespenstermärchen über alles gerne liest. Etwas ganz einziges ist aber S. Lorenzo, draussen vor dem Thore gleichen Namens. Die antiken Säulen und Gebälke, die wundervollen Ambonen, der Bischofsitz, der Osterkerzenleuchter im prachtvollsten Cosmatenstyle, der reiche Mosaikfussboden. Da steht man doch mit wunderbaren Empfindungen. Als ich aus der Kirche trat, war eine eigene Sabbatstille weit umher, der mildeste Sommertag, die Pinien standen regungslos da, in der Ferne die blauen Albanergebirge. Ich werde diese Stunde und ihre

Stimmung nie vergessen! Abends war der wunderbarste Vollmondschein. Wir gingen, eine ganze Gesellschaft, das Coliseum in dieser Beleuchtung zu sehen, in der es doppelt riesenhaft emporsteigt. Wir trafen dort eine ziemlich grosse Anzahl von Personen in der Arena versammelt — das ungeheure Rund um uns schien ein mächtiges Gebirge — sehr schön sah es aus, wie eine andere Gesellschaft bei Fackellicht in der Höhe der Ruinen herumstieg, da dann die rothe Fackel bald da bald dort aus einem Bogen hervorglänzte, während alles andere vom Silberglanz des Mondes übergossen war. Sobald sie herabgestiegen waren, traten wir mit ebendenselben Fackelträgern die Wanderung an. Durch die riesenhaften Corridore wand sich unser Zug immer höher, bis wir die oberste Sitzreihe erreicht hatten. Wie phantastisch traten die Pfeiler, die Stufen in dem purpurnen Fackelglanz plötzlich aus ihrem Dunkel hervor und verschwanden wieder, während wir uns entfernten; wo der Blick durch die Arcaden ins Freie fiel, glänzte alles wie Silber. Ein Blick von oben nach der Arena hinab ist imposant, man sieht da erst recht die immense Grösse des Baues, während die einfache Ovalform dieses Ungeheure sofort fasslich macht. Blickten wir ins Freie, so sahen wir die Ruinen der Kaiserpalläste, der Titusthermen im Mondlichte ragen.

Den 3-ten.

In der Sixtinischen Capelle war heut als am ersten Adventsonntage grosse Function, der Papst celebrirte in Person die Messe. Es war äusserst festlich. Der Zutritt ist frei, nur muss, wer hineinwill, schwarz gekleidet kommen. Ich versah es dass ich keinen Frack genommen, daher mich die wachhabenden Schweizer nur mit der Reservation hineinliessen, dass ich mich nahe bei der Thüre halte. Das that ich und sah und hörte von dort aus alles auf's Beste. Nach einer geraumen Weile schob sich durch den Vorhang der Thüre ein grundehrliches bärtiges Gesicht unter einer blanken Pickelhaube

herein, und rief mir treuherzig und höchst gutmüthig zu: „Dasch Sche mr nit vorwärts gehe! Wir könnte sonst Verdrusch habe!“ Ich beruhigte ihn darüber auf das vollkommenste. Die päpstlichen Sänger sangen ihre alterthümliche Musik, die Propheten und Sibyllen Michel Angelos blickten herab, an der Wand gegenüber stand sein jüngstes Gericht in seiner ganzen Riesengrösse. Nach der Messe trug der hl. Vater das Sanctissimum in feierlicher Prozession durch die Sala regia in die von zahllosen Lichtern flammende paulinische Capelle, während die Sänger, die ich jetzt ganz in der Nähe sah, eine Motette (von Palestrina oder Morales) sangen. Ich stieg hernach in die Peterskirche hinab, wo ich Gräfin St—. antraf. Abends um 7 Uhr fuhren wir noch in die Capelle Paolina, wo viele Andächtige in feierlicher Stille knieten. Der Petersplatz im Mondlichte war herrlich. Gar schön war es, sich hinter eine der grossen Fontainen so zu stellen, dass der Mond hindurchschien, was das emporbrausende Wasser sofort wie geschmolzenes Silber und zersplitterte Diamanten erscheinen liess. Die Gräfin wünschte das Coliseum im Mondlicht zu sehen, wir fuhren hin. In einer sehr abgelegenen Gasse, welche der Mond hellweiss hinabschien, sahen wir im raschen Vorbeifahren einen französischen Soldaten rücklings, die Hände weit weggestreckt, im Wege liegen. Wir hielten, die Gräfin war besorgt. Ich erklärte sogleich mit H—. die hundert Schritte (denn so weit waren wir bereits weiter gefahren) zurückgehen um nachschauen zu wollen, bat aber die Gräfin ja im Wagen zu bleiben. Ueber diese Verhandlung hatte sich ein Haufe Römer um uns gesammelt, aber keiner hatte im mindesten Lust, sich in die Sache zu mengen. „Eh“ sagte der eine so ruhig, als handle es sich um eine selbstverständliche Geschichte „sara morto una coltellata!“ Indessen machte ich mich mit H— auf den Weg, drückte meinen auf Monte citorio gekauften Hut, der mit den Hüten, wie wir sie im Fra Diavolo zu sehen bekommen, eine verzweifelte Aehnlichkeit hat, verwegen in die Stirne, drapirte mich grossartig mit meinem Plaid, und sah, wie H— richtig bemerkte, einem Briganten zum Verwechseln ähnlich. H— dessen wundervoller

Schönheit zu Ehren ihn seine Eltern in eine Art idealen Pagencostums stecken, sah auch romantisch genug aus; so zogen wir die monderhellte Strasse hinab, während der Chor der Römer in respectvoller Entfernung nachgezogen kam, die Mutter Gräfin aber unruhig geworden, ihren Wagen, in dem sie, wie eine römische Triumphatrix stand, langsam nachfahren liess. Zu meiner Beruhigung sah ich, dass den regungslos Daliegenden keine Blutlache umgebe, zu meiner grösseren bemerkte ich, dass er nach Wein rieche, wie das Heidelberger Fass und schnarche, wie ein Nilpferd. Indessen kamen die Anderen heran, alle Versuche, den Trunkenen zu wecken, waren umsonst. Keiner wusste was nun anfangen:

„alle Römer standen stumm
um diesen Unglücksfall herum." —

Ich schlug endlich vor, zur nächsten französischen Caserne zu fahren, und dem Inspectionsoffizier anzuzeigen, dass ein Mitglied der glorreichen französischen Armee unweit des Friedentempels blitzsternvoll liege — ein Rath dessen Weisheit der Chor der Römer mit aufgehobenen Händen bewunderte. Gesagt, gethan, fünf Minuten später machten sich vier blaue Schutzgeister auf den Weg, und brachten den theuren Kriegskameraden, der noch immer den Schlaf des Gerechten schlief, in Sicherheit. Uns aber gab die Geschichte hinterdrein viel zu lachen. —

Den 6-ten.

Zu dem allerschönsten in Rom gehört sicherlich der Reichthum an öffentlichen Brunnen, die von der antiken Wasserleitung genährt, überall sprudeln und rauschen. Der mächtigste ist Fontana Trevi eine ganz prachtvolle Pallastfronte, deren Nischen und Säulenintervalle Gott Neptun mit seinem Hofstaate in colossalen Statuen füllt. Dem Muschelwagen des Gottes entströmt ein breiter herrlicher Wasserstrom, der über malerisch geordnete Felsen einen ganzen, mächtigen Wasserfall über drei Stufen, in fünf Arme getheilt bildet und in ein mit Marmor

eingefasstes Bassin, nein in einen ganzen Teich mit einem Getöse stürzt, das bei Nacht weithin durch die Strassen tönt. Aehnliche Palläste, obwohl kleiner, haben Aqua Paola in Trastevere und der Brunnen Sixtus V. auf dem Quirinal. Der Triton, der beim Pallast Barberini aus seiner Muscheltrompete einen haushohen Wasserstrahl emporspritzt, ist ein prächtiger Bursch, im Borgo spielt in der Nische eines Hauses eine schöne Wasserkunst, der zwei Delphine secondiren, auf Piazza Navona giessen vier um einen Obelisk gelagerte Flussgötter breite Ströme herab u. s. w. Gar nicht zu gedenken der einsamen Löwenköpfe, die ernsthaft das Wasser in bescheideneren Massen, aber immer malerisch, in Tröge strömen lassen, die meist schöne antike Sarkophage sind. Dieses imposante oder liebliche Brunnenrauschen in allen Strassen ist für Rom characteristisch. Freilich sind die antiken Aquäducte (zum Theil zerbrochen und wüst), welche ihre Bogen meilenweit aus den Gebirgen über die Campagna herführen, Bauwerke, deren Grossartigkeit Staunen erregt. Ich habe gestern Abend in meinem Horaz eine Epistel gelesen, worin er einen seiner Freunde ermahnt „nichts zu bewundern.“ — Hier in Rom ist dieses Gebot etwas schwer zu erfüllen. —

* *
*

Den 7-ten.

Bei Liszt bin ich recht oft und gerne. Gestern probirte er mit Sivori die bewusste Sonate, die morgen in der Soiree bei St— gespielt werden wird. Mitten in dieser Herrlichkeit fasst mich gar oft tiefe Sehnsucht!!

* *
*

Den 10-ten Dezember um halb 12 Uhr Nachts.

Tief in der Nacht setze ich mich her, um Dir, meine Theure, zu melden, dass der heutige Musikabend bei St— (denn Heut erst fand er statt) glorios ausgefallen ist. Die Sonate, von Liszt und Sivori über alle Menschenbegriffe gespielt, hat im Wortverstande Furore gemacht. Die Gesellschaft war brillant, die violetten Strümpfe „wudel-

ten" nur so, aber auch der erste Sänger der päpstlichen Capelle war da, der Leibarzt Doctor N. N., ferner Se. Excellenz Freiherr von Bach u. s. w. u. s. w. Während die Herren spielten hätte man eine Maus laufen hören können, so athemlos war die Stille, nach jedem Satze rasender Beifall, beim Andante aber schmolz Geistlich und Weltlich. Ich wurde aus meinem Winkelchen, in das ich mich bescheiden gedrückt, im Triumpfe hervorgeholt, die Monsignori waren höchst liebenswürdig, Baron Bach ebenfalls und als vollends Liszt in seiner energischen Weise laut sagte, „es gibt in Deutschland — und auch sonst — nicht viele Leute, die ihm das nachschreiben werden" stiegen die Actien noch mehr. Monsignore Bella liess sich von mir Namen und Adresse genau aufschreiben und sagte, „ich denke es wäre Ihnen lieb, Sr. Heiligkeit vorgestellt zu werden?" Ich werde also wohl nächstens den Befehl erhalten, mich zu der und der Stunde im Vatikan einzufinden. Als ich aber heimgehen wollte fand ich im Vorzimmer meinen Hut — — — bekränzt. Ich habe diesfalls meinen lieben schwärmerischen Alcibiades-H— im Verdacht, der mit der ganzen Liebe eines sechzehnjährigen Jünglingsherzens an mir hängt. Die grossen Herren machten mir ordentlich den Hof, und der Leibarzt, der ein Böhme ist (den Namen habe ich glücklich vergessen) erklärte: „auf diesen Landsmann sei er stolz," will mich besuchen u. s. w. Kurz: das ist der grösste Erfolg gewesen, den ich je bisher gehabt! Merkwürdig aber ist und bleibt, dass ich nach Rom reisen musste, damit ich einmal ordentlich durchdringe. Morgen holt mich Liszt um 3 Uhr ab, weil mich auch die Fürstin W— zu sehen begehrt. Aber auch dem guten Grafen St— und seiner Gemalin, die nicht blos hochadelige, sondern auch hochedle Menschen sind, leuchteten vor Freuden die Augen. Sie möchten mich am liebsten in Gold fassen, alle Augenblicke holt er mich oder s i e, ich muss hin zu Tische, oder mit ihnen wohinfahren, oder Abends in die Loge kommen u. s. w. Du legst es mir, denn Du kennst mich, gewiss nicht als eitle Ruhmsucht aus, dass ich Dir alles dieses so ausführlich schreibe, aber ich bin

überzeugt, dass es auch Dir, Du liebe Seele, und meiner guten lieben Mutter inniglich wohl thun wird. Gott vergilt mir jetzt überreich schwere Arbeits- und Leidenstage, die ich durchgemacht. Gott gebe, dass diese Reise einen Wendepunkt bezeichnen möge! Zur Vollkommenheit meines Glückes fehlt nur, dass ich euch noch hier hätte. Tausend-tausendmal sehne ich euch herbei!! Könnte ich euch doch in diesem Wunder, Rom genannt, herumführen! Ich sehe die bedeutenden Sachen jetzt schon zum zweiten, dritten Male, sie kommen mir jedesmal immer wieder grösser geworden vor! Heut habe ich die heilige Cäcilie in ihrem Hause, das jetzt zur Kirche umgestaltet ist, besucht. Ihr Badezimmer ist noch erhalten. Es ist überdiess die Stätte, wo die edle Jungfrau enthauptet wurde. Man hat sie hernach in ihrem Grabe in einer unendlich schönen, tiefrührenden Stellung liegend gefunden, die Marmorstatue über ihrem Grabe ist genau darnach gearbeitet. Mein Herumstreichen wird durch das schönste Wetter begünstigt, — es stehen die Rosen noch immer in voller Blüthe, heute sah ich bei St— die wundervollsten weissen — und der Blumenmarkt ist so üppig wie bei uns im Juni. Von der göttlichen Klarheit der Luft, von dem Glanze aller Farben der Landschaft haben wir bei uns auch nicht die Vorstellung. Das Sabinergebirg, das Albanergebirg, der einsame Soracte, die römische Campagna mit ihren Trümmern — man weiss nicht was man zumeist bewundern soll. Morgen ist der Vatikan offen, ich werde dem Apoll von Belvedere, dem Laocoon u. s. w. meine Visite machen. Uebermorgen Gallerie Doria, Mittwoch Gallerie Borghese u. s. w. Heut habe ich übrigens auch die Farnesina mit den weltberühmten Malereien Raphaels aus der Fabel der Psyche gesehen. Es ist ein Original und an Ort und Stelle doch was anderes, als alle Copien. Diese Farnesina ist ein himmlisches Gartenhaus, aus dem Saale der Galathea sieht man in ein Pomeranzenwäldchen. Es ist zum Entzücken! Ich schreibe in diesem Briefe mit einiger angenehmen Confusion, aber ich schreibe ihn eben rasch zusammen, damit er morgen Früh abgeht . . . . “

* *
*

Am 17-ten Dezember.

„. . . . Heut Früh pocht es an meiner Thüre, ein päpstlicher uniformirter Diener tritt ein und übergibt mir feierlich ein versiegeltes Schreiben. Es enthält die Worte: Si previene l'Illustrissimo Signore Professore Ambros, che Sua Santita si degnera ammeterlo all Udienza, Lune di 18. corrente alle ore $12^1/_2$. Ich bin also, wie du siehst, auf morgen zu Sr. Heiligkeit befohlen und in der That sehr begierig, welchen Verlauf die Audienz nehmen wird. Bei meinen Hausleuten hat die Geschichte Sensation gemacht, und da man in weisser Cravatte erscheinen muss, so hat meine gute Signora L— keinen ruhigen Moment gehabt, bis die weisseste der Cravatten vor mir lag, auch bereits wegen sorgsamster Reinigung meines schwarzen Anzuges die gemessensten Befehle mit vieler Geschäftigkeit gegeben. Gestern Abend war Liszt bei mir um mich zu einer Oratoricnaufführung (St. Eustachio) im Saale der Congregazion des h. Philippus Neri einzuladen, vorgestern kam H— mit einer Botschaft seines Vaters, als ich eben ausser Hause war, und macht sämmtliches Weibervolk im Hause rein verrückt. „Era qui un giovinetto — ma un giovinetto bello, bello, un giovinetto come un angiolo del paradiso“ mit diesem Geschrei kamen sie mir in Corpore entgegen, — bis ich denn endlich auch erfuhr, was der Angiolo del paradiso gebracht. Man brauchte aber H— wirklich nur ein Paar Flügel anzusetzen und er wäre der schönste Verkündigungsengel, den je ein Maler geträumt! Bei solchen Leuten und Besuchen fangen meine Hausgenossen an über ihren Miethmann ihre Gedanken zu haben. Ich weiss nicht, welchen Segen ich diessmal mit mir habe! Neulich erwähnte Graf St— meiner gegen einen Monsignore, der sofort erwiederte: „Ach den kenn ich schon dem Namen nach, es war gestern im Vatikan von ihm die Rede!“

Ich habe mittlerweile wieder viel, sehr viel schönes und grosses gesehen. Sonntag war ich in Villa Borghese vor der Porta del popolo, ist das fürstlich! An demselben Tage sah ich Guido Reni's weltberühmte Aurora im

Gartenhause des Palazzo Rospigliosi, im Garten hing alles voll Citronen und Orangen und stand alles voll Blumen, dazu plätscherte in der Mitte ein Brunnen. Ein wahres Paradiesgärtchen! Zum Palazzo Braschi wallfahrtete ich eigens um das Treppenhaus zu sehen, allerdings das prachtvollste, das mir je vorgekommen. Was wir dergleichen in Prag, Wien u. s. w. haben, sind wahre Hühnertreppen. Dem an der Pallastecke stehenden Pasquino machte ich bei dieser Gelegenheit meine Aufwartung, es ist ein herrliches Kunstwerk gewesen, wovon jetzt ein jämmerlicher Rest dasteht, ein Ajax der den todten Patroclus aus der Schlacht schleppt. Im Vatikan finden sich die schwer nachschleppenden maustodten Beine des Gefallenen, eine geringere, aber noch immer gute Wiederholung der ganzen Gruppe steht in der Loggia de Lanzi in Florenz. Der Pasquino, von dem die Pasquille den Namen haben, weil man in Rom Spottschriften an ihn anzuheften pflegte, ist also ein hochtragischer Gegenstand, und es ist ein ganz absonderlicher Schnitzer Jean Paul's, wenn er im „Titan" vom Pasquino als von einem „spöttischen Kunstwerke" redet, ja, ihm sogar den Marforio. der eine halbe Stunde weit davon im Hofe des Capitols steht, zur Seite setzt, und Beide als munteres Paar anredet, denn auch Marforio ist ganz und gar nicht munter, sondern ein colossal auf seiner Urne ruhender Flussgott.

Das Oratorium habe ich gehört, ich holte Liszt ab, wo ich Devis, den ersten Sänger der päpstlichen Capelle, einen wahren Johannis-Evangelistenkopf und Ausbund von Liebenswürdigkeit antraf; wir fuhren zu Monsignore Graf L— und dann alle mit einander in besagtes Oratorium, welches nicht St. Eustachio, sondern S. Giovanni Evangelista hiess, und von einem gewissen Gaetano Cappocci im elendesten Verdistyl componirt war. Diese theils widerlich sentimentale, theils pathetisch aufgestelzte Wirthshausmusik hätte mich aus dem Saale gejagt, hätte nicht Freund Devis die Tochter Salome wahrhaft himmlisch gesungen. Er hat eine Altstimme, welche mich an die Alboni erinnerte und sein Gesang hat etwas eigenthümlich rührendes. Dabei ist er ein vortrefflicher Musiker.

Wir wollen uns nächstens einen heimlichen Musikabend bei St— machen. In meiner Sonate hat Liszt die Güte gehabt, die schwersten Stellen des Clavierpartes mit Fingersatz zu versehen, ebenso Sivori im Violinpart. Sivori kömmt im Februar nach Prag und will in einem seiner Concerte die Sonate spielen, für den Clavierpart habe ich ihm Auguste Kolar vorgeschlagen. Liszt redet davon wie weiland Gottlieb August Meissner über Novak's Agrionien „öffentlich und mit Begeisterung." Wahrscheinlich wird das Opus nochmals gespielt, da die Fürstin Wittgenstein es durchaus hören will. Eine weit angenehmere Musik als Capponis leidiges Oratorium sind mir die Pifferari, die jetzt zu zwei in Rom herumziehen und alle Marienbilder mit ihren Dudelsackmelodien anschnarren. Ich werde nicht satt ihnen zuzuhören. Graf St— sagt mir, dass Meyerbeer dieselbe Passion hatte und oft rief: „das ist mir lieber als ein Concert." Ich werde alle Tage um 6 Uhr Früh mit einer solchen Melodie geweckt. Hock soll Euch das Pastoral aus Händels Messias vorspielen, das ist eine Pifferarimelodie. In der Kirche Araoeli auf dem Capitol wird ein Presepio aufgestellt, das ich halbfertig gesehen, das mich aber schon in dieser Gestalt entzückt hat. Jetzt ist es fertig, aber verdeckt. und wird erst am heiligen Abend gezeigt werden, wozu ein schöner Engelsgesang, von Liszt componirt, auf Freund Devis, des himmlischen Altisten, Veranlassung gesungen werden wird. Dass ich für den heiligen Abend bei St— gebeten bin, brauche ich kaum zu sagen. Ein schönes Hochamt — Vocalsatz mit Orgel — habe ich heut im St. Peter gehört. Das canonische Benedictus war ein Meisterstück zu nennen. Ich wollte Ihr könntet ein solches Hochamt in der Peterskirche mitmachen, es wird dort unglaublich feierlich und schön abgehalten. Ich stieg dann zu dem nahen Kloster St. Onofrio hinauf, wo der arme Tasso sein letztes Asyl fand und begraben liegt. Er hat von oben freilich eine Aussicht gehabt, über die man zum Dichter werden könnte, wenn man noch keiner ist. Die Mönche bewahren seine Todtenmaske, etwas Schreibgeräth. Autografe u. s. w. mit grosser Pietät für den verewigten

Unglücklichen. Die Eiche im Klostergarten, unter der er zu sitzen pflegte, hat leider der Sturm gebrochen.

Den 18-ten Dezember.

Heut also war der Tag, wo ich das Glück hatte, Sr. Heiligkeit vorgestellt zu werden, und eine lange Conversation mit ihm zu führen. Ich will es ausführlich erzählen, es wird mir in der Erinnerung wohlthun!

Ich war auf halb ein Uhr bestellt, warf mich also zu angemessener Zeit in den Audienzanzug, weisse Cravatte und Weste, Schuhe u. s. w. und fuhr in den Vatikan. Auf der Treppe begegnete mir Liszt, warf einen prüfenden Blick auf mich und rief: „superb, ja superb, Sie sehen vortrefflich aus!" Dann ermahnte er mich, nur ja recht unbefangen zu sein. „Se. Heiligkeit hat etwas ungemein Imponirendes, ich bin doch gewohnt gewesen mit grossen Herren ungenirt umzugehen, aber vor dem Papste war ich das erstemal recht befangen, da muss man sich fest zusammennehmen, obwohl er die Liebe und Güte selbst ist." Mit diesem guten Rathe entliess er mich. Durch saalartige Vorzimmer mit Schweizergarden u. s. w. gelangte ich endlich in's Atrium, wo mich einige junge Geistliche sehr freundlich empfingen. Nach einer kleinen Weile hiess man mich eintreten, es war erst noch ein Vorcabinet, wo Monsignore Pacca äusserst freundlich auf mich loskam, mich bei der Hand fasste und im folgenden Cabinet Sr. Heiligkeit präsentirte. Der Papst reichte mir die Hand zum Kusse und sagte im wohlwollendsten Tone „Also mein lieber Professor, Sie sind in Musikangelegenheiten thätig." Mit diesen Worten schwand in mir alle und jede Befangenheit, ich setzte in einem Italienisch, über welches Fornasari im Himmel seine Freude gehabt haben muss, dem Papste das Nöthige auseinander, und als ich schüchtern eine Halb-Bitte wegen des bei Excomunication versperrten Capellarchivs vorzubringen wagte, sagte der Papst sehr gütig „Warum nicht — unter Aufsicht eines meiner Capläne können Sie es benützen." So währte das Gespräch ziemlich lange, der Papst sass, ich stand drei Schritte vor ihm, er sah mich immerfort mit freundlichen

Augen fast väterlich an. Endlich reichte er mir abermals die Hand zum Kusse und sagte : „So behüte Sie Gott, mein lieber Sohn (figlio mio) und so (er segnete) segne ich Sie, Ihre Frau und ihre Kinder.“ Dabei brach ein Strom von Liebe und Güte aus seinen Augen und er lächelte mit einem wahrhaft himmlischen Ausdruck. Ich bin diesmal am heiligen Abend nicht bei Euch, und kann Euch keine Christgeschenke geben ; aber als Christgeschenk sende ich Euch den väterlichen Segen eines Heiligen. Denn den Eindruck eines lieben sanften Heiligen, eines verkörperten Engels machte mir der Papst!

Den 19-ten Dezember.

Heut war ich in der Villa Albani vor der Porta Salara und komme ganz bezaubert von der Schönheit ihrer Lage, ihrer Gärten, ihrer Gebäude und ihrer Antikensammlung heim. Ich begreife sehr wohl, dass sich Winkelmann von all dieser Herrlichkeit nicht gerne trennen mochte. Dazu war heut der wundervollste Tag, ganz wolkenloser, tiefblauer Himmel, warmer Sonnenschein, die Ferne so klar, dass man in Tivoli, Frascati und den übrigen an den Bergabhängen gelegenen, stundenweit entfernten Orten jedes Haus unterscheiden konnte. Die Villa selbst ist ein glänzender Prachtbau und doch eigenthümlich behaglich. Marmorsäle mit Mosaikböden, „es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach, und Marmorbilder stehen und sehen mich an.“ Ein ganz wundervoller Raum ist die ebenerdige, offene Loggia, voll antiker Statuen, Marmorschalen u. s. w. Der Blick durch ihre Bogen über die Gärten mit ihren Lorbeeren, Pinien, Cypressen, immergrünen Eichen und Plätscherbrunnen, über das Halbrund des sogenannten „Caffeehauses“ auf die weite Campagna hinaus mit ihren Ruinen, Wasserleitungen, Bauernhäuschen, bis wo sich das herrliche Amphitheater der Gebirgswälle, den Gebirgskreis schliessend, hinzieht, ist unschätzbar ; man möchte nichts thun, als den ganzen Tag dort sitzen und in diese Fülle von Schönheit müssig und selig hinausblicken. Der Fürst Torlonia hat dieses ganz unschätzbare Besitzthum erwor-

ben, und ist glücklicher Weise dem russischen Kaiser zuvorgekommen; ich sage glücklicher Weise, denn unfehlbar hätte der Selbstherrscher aller Reussen alle diese Antiken einpacken und nach Petersburg schaffen lassen.

Den 20-ten Dezember.

Ich komme hier noch weniger zum Schreiben als früher, es ist hier so viel, so entsetzlich viel zu sehen, den ganzen Tag bin ich in Arbeit (denn wie ich die Sachen ansehe, ist's eben auch eine Arbeit). . . . . Und doch: Haec est Italia, Diis sacra, das gelobte Land der Kunst! Meine sehnsuchtsvollen Wünsche, meine Träume zogen mich hieher und nun schaue ich das Land und die „ewige Stadt" in Wirklichkeit und Wahrheit. Unsäglich-beglückendes liegt in dieser Gewissheit! Ich staune über den grenzenlosen Reichthum, den glückliche Kunstjahrhunderte mit verschwenderischer Hand in diesem Lande überall umhergestreut haben. Es bleibt am Ende doch wahr, dass man die alten Meister Italiens ganz gut und gründlich doch nur am Orte ihres Wirkens kennen lernt. Wie glorreich geht in Venedig das Glanzgestirn des herrlichen Johannes Bellini auf! Francia, die Carraci und Reni muss man in Bologna aufsuchen. Giottos immense Bedeutung lernt man in Padua und Florenz verstehen. Und nun gar Rom mit seinem Raphael und Michel Angelo, seinem gewaltigen Coliseo und dem einzig-wundervollen Pantheon. Kotzebue sagt, dass „die Erhabenheit des Coliseo ihm gleichsam die Augen in den Kopf zurückgedrückt habe." Eine ähnliche, aber mit einem gewissen heiligen Schauer gepaarte Empfindung rufen in mir alle die grossartigen Reste des alten Rom und sein herrliches, zahlloses „Volk von Statuen" (wahre Wunder antiker Kunst sind darunter) hervor. Der Einfluss Roms und Italiens auf den Geist ist doch durch gar nichts Anderes in der Welt zu ersetzen und von wahrhaft wunderbar bildender Kraft. Ich bin hier wirklich wie ein californischer Goldgräber, der des edlen Metalles soviel zusammenrafft, als er kann und mag, und erst daheim nachsieht, was und wie viel er in Sicherheit gebracht. Auch ich werde erst daheim in Prag das Chaos ungeheurer Gegenstände, das jetzt meinen Geist füllt, nach und nach zu

ordnen im Stande sein. An die heimischen Miserien und kleinlichen Beissereien kann ich freilich kaum ohne Grausen denken. Doch meine ich auch, dass mir die Flügel hier genugsam wachsen, um mich nach Bedürfniss über den Wust und Dust erheben zu können. Czechen und Deutsche, Landtag und Reichsrath, Ministerialerlässe und ähnliche Dinge, das alles sieht, von der Höhe des Capitols und des Petersdomes aus angeschaut ganz lächerlich klein aus. Der Mandarin mit dem blauen Knopf verbeugt sich tief vor dem höheren Mandarin mit der Pfauenfeder und alle beide zittern vor der Fuchtel, die Se. Exzellenz der Herr Obermandarin vom goldenen Drachen drohend über sie schwingt! . . . . Es hat allerdings Jeder seine Sorgen, seinen Tages- und Stundenkummer, aber nicht Jeder ist dazu verdammt in Verhältnissen zu leben, die es fast unmöglich machen, einen grossen tüchtigen Character in sich grossziehen zu können. Das stets mit Trompetenschall verkündigte Wort „Freiheit“ hatte für die Parias der so und so viel Diätenklassen bisher keine „erweckende“ Kraft! Wenn ich die gewissen Schwarzen mit den rückwärtsgebogenen Hörnern, die das Roth, diese Revolutionsfarbe so gar nicht leiden können, mit störrischem, dumpfen Eifer Lastwagen ziehen sehe, und wie sie dann zu Hauf neben dem Dioskurentempel stehen, ihr klägliches Futter wiederkäuen, und zuletzt zum schuldigen Dank in der via de Bucimazza vor den Kopf geschlagen werden, so glaube ich, dass diese nützlichen Geschöpfe auch in Diätenklassen eingetheilt sein müssen, und dass der Herr geheime Oberbüffel etwas ganz anderes zu sagen hat, als der Herr Büffel schlechtweg, und dass der Herr Oberbüffel unter Hinweis auf seine besonderen Verdienste nach nichts Höherem strebt als nach dem Titel und Range eines „wirklichen“ Auerochsen. Einstweilen danke ich Gott, dass ich, wie sich Goethe irgendwo ausdrückt, „dem Raphael und andern guten Geistern, die Gott loben, gegenübersitze.“ Die Eindrücke, die ich hier sammle, werden zu gross und zu tief sein, um sich sobald zu verwischen, und ich hoffe davon eine tüchtige Rüstung heimzubringen, wider welche die Stösse der Büffel und sonstigen Hörner abprallen werden. Endlich habe ich denn hier

doch gelernt, wer und was ich bin, und kann die Leute daheim ihr Wesen treiben lassen, wie sie können und mögen. Mögen sie mich daheim meinetwegen zu Esel verkehrt reitend unter Hohngeschrei durch die Gassen führen, ich weiss jetzt, was ich weiss. Freilich werden mich die Herrschaften nach meiner Heimkehr schroffer und kälter finden, denn ich bin fest entschlossen, mich gewissen Leuten und Kreisen gegenüber ganz ablehnend zu verhalten. Mit blauen Knöpfen, Pfauenfedern und goldenen Drachen wird mir künftig absolut nicht mehr zu imponiren sein, das sind die traurigen Folgen, wenn man auf's Capitol und den Petersdom steigt!

Den 20-ten Dezember.

Ich muss selber lachen, wenn ich meine gestrige Predigt wieder durchlese, aber so viel ist sicher, dass man hier die Dinge mit sehr grossem Maassstabe messen lernt. In der That sehe ich auch an einigen Personen, welchen fördernden Einfluss Rom ausübt. Die Leute werden ernst, fest und nehmen in ihrem ganzen Wesen und Streben einen auf das Grosse und Bedeutende gerichteten Zug an. Freilich ist diese Wiedergeburt, oder wie man es nennen will, nicht das Resultat eines nur kurzen Aufenthaltes, aber ganz ohne Wirkung wird Rom auch bei mir, glaube ich, nicht bleiben. Ich bin beim Ministerium um Verlängerung meines Urlaubes bis Ende Jänner eingeschritten.

Ueber meinen Rückweg bin ich noch keineswegs ganz mit mir einig. Vermuthlich nehme ich ihn über Orvieto, Siena, Florenz, Bologna, Mailand, Verona, Innsbruck, München, Prag, da ich höre dass die Passage über den Brenner auch im Winter ganz gut und besser zu machen ist, als die über den Semmering. Oft wenn ich hier vor einer blühenden Rosenwand stehe, wie gestern in Villa Albani, denke ich dass bei uns jetzt schon alles in Schnee und Eis vergraben sein mag. Hier sind nur die Morgen kühl, — in den fernen Bergen sieht man

beschneite Spitzen ragen, nur der Soracte ist noch ganz schneefrei, ordentlich als thue er es dem berühmten Verse Horaz's zum Possen . . . . "

Am 30-ten Dezember.

Das Weihnachtsfest hier wird mir unvergesslich bleiben! Es war so schön, so feierlich, dass meine Beschreibung nur ein matter, farbloser Nachhall bleiben wird. Ich will aber doch erzählen, was und wie ich es am besten weiss und kann.

Der Sonntag (24. Dez.) der uns den heiligen Abend brachte, war ein wahrer Sonnentag. Ich ging früh mit Sequens, Schimek und Wüger weit, weit in die Campagna vor Porta S. Sebastiano hinaus längs der Via Appia, am Grab der Cäcilie Metella vorbei noch drei Miglien weiter. Ein unvergesslicher Spaziergang! Die alte appische Strasse mit ihrem tausendjährigen Pflaster, rechts und links Römergrab neben Römergrab, eine Welt malerischer Ruinen. Von den im duftigstem Blau den Gesichtskreis schliessenden Gebirgen eilen von allen Seiten die endlosen Bogenreihen der Wasserleitungen über die weite Ebene der Campagna auf Rom zu. Links in kleiner Entfernung der Hain der Egeria und der sogenannte Tempel der Camönen. In der ganzen ungeheuren Weite herrschte eine ich möchte sagen : heilig feierliche Stille. Es war einer jener blauen Nachsommertage, die das Herz zu so unendlich seeliger Ruhe stimmen, kaum ein lebendes Wesen zu sehen, in einiger Ferne drehte sich langsam ein mächtiger Raubvogel über den Ruinen, zuweilen begegnete uns ein berittener Campagnahirte, den Spiess in der Hand, von Hunden gefolgt. An einem zerbrochenen Römergrabe habe ich von einem Busche blühender Veilchen für Dich ein Blümchen gepflückt, das ich hier beilege. Im Heimwege erinnerten wir uns des Echo am Grabe Cäcilia Metellas, wir schrieen Evviva Pio nono — nicht augenblicklich, sondern nach einigen Secunden rief eine starke, helle Stimme aus den Sabinerbergen die Worte nach, wieder eine kleine Pause und eine zweite Stimme wiederholte

sie in weiter weiter Ferne. Da donnerte plötzlich von der Engelsburg dumpf der Kanonenschuss, der den Eintritt der Sonne in den Mittagspunkt ankündigt, und nun wie auf ein Signal tönten durch die feierliche Sonntagsstille alle Glocken Roms, es war wie das Brausen eines mächtigen Orgelwerkes, ein metallener Donner, die Stimme eines gigantischen Luftgeistes, ein Eindruck von unbeschreiblicher Majestät, der in seiner Einfachheit zu dem allererhabensten gehört, was mir je vorgekommen ist. In einer echt italienischen Osterie neben dem Kirchlein Domine quo vadis, eine kleine Viertelstunde vor dem Stadtthore, nahmen wir ein kleines Mahl ein. Abends war gemüthlicher hl. Abend im gräflichen Hause. Die Gesellschaft bildeten: Liszt, der Archivar P. Theiner, ein Abbé aus Mexico, Wüger, Schimek und meine Wenigkeit. Wie oft ich an Euch dachte! Ich half H— den Christbaum anzünden, und dachte an den Christbaum in Prag! Zur Mette gingen wir nach Maria in Araceli auf das Capitol. Dort stand und steht noch bis 6. Jänner eine herrliche Krippe, ein kleines Theater mit schönen Wachsfiguren, die Landschaft mit ihren Bäumen, Bergen, Heerden u. s. w. plastisch aufgestellt, in Lüften Goldwolken voll Engelgewimmels, die Beleuchtung äusserst geschickt und effectvoll arrangirt. Dazu die herrliche uralte Kirche mit ihren antiken Säulenreihen, die Nachtstille, der Gesang, die malerischen Trachten der Landleute! Am heiligen Tage war ich in S. Peter zum Hochamt. Tausende von Menschen und man konnte überall bequem spazieren! Um neun Uhr intonirte aus der hohen Kuppel ein Chor (silberner) Posaunen in herrlich feierlichen Klängen einen Priestermarsch (ich dachte sofort an den in der Zauberflöte) und in vollem Ornate, die dreifache Krone auf dem Haupte, wurde der Papst auf einem goldenen Thronsessel von Männern in purpurseidener Tracht, umweht von Pfauenwedeln, von den Cardinälen in corpore, von Schweizern mit ihrer malerischen Bewaffnung, von Beamten in altspanischer Tracht begleitet, hereingetragen. Die Posaunen schwiegen, die Capelle begann eine Messe von Palestrina. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: wie dieser Musikstyl

ganz eigens in die Peterskirche und mit zum Ganzen gehört. Diese schön austönenden, klaren Harmonien von Menschenstimmen füllen den ganzen ungeheuren Raum, wo Instrumente, lebhafte Tongänge u. s. w. schon in einiger Entfernung zu einem confusen Geräusche zusammenrinnen würden. Die Capelle sang einiges nicht ganz wie ich es gewünscht hätte, ich vermisste stellenweise zwar nicht Richtigkeit, aber Feinheit. Aber das letzte Stück sangen sie, dass mir der Athem stockte und die Thränen in die Augen traten, alle die traditionellen Wunderdinge, die man vom päpstlichen Capellengesange zu erzählen pflegt, wurden mir lebendig. Während der Wandlung tönten wieder aus der Kuppel die silbernen Posaunen in unbeschreiblich erhabenen Accorden. Mit welcher heiligen Würde der Papst das Hochamt celebrirte, ist wirklich nicht zu sagen. Und wie schön singt Pius IX.! wenn er intonirt „Gloria in excelsis“, so fühlt man an jedem Tone, wie es dem ehrwürdigen Greis damit Ernst ist. Aus dem Gesange der Capelle trat Freund Devis herrliche Altstimme einigemale glänzend hervor. Der Eindrücke voll kam ich nach Hause, fand Deinen Brief und war glücklich! Gegen Abend, als ich auf meinem Jubellaufe an St. Maria Maggiore vorüber kam, trat ich für einen Augenblick hinein. Siehe: die Kirche in einem Flammenmeere von Beleuchtung, herrliche Stimmen sangen. So schloss der Tag mir unvergesslich! Den folgenden Tag (Dienstag den 26.) lief ich mit A— umher, der berühmte Kreuzgang und Hof im Lateran über und über voll blühender Rosen, entzückte uns ganz besonders. Abends war Soirée bei der T—, wo es ursteif englisch zuging. Die blonden Anstandspuppen sassen in zwei Reihen und zwitscherten ihr Englisch, ich hielt mich an A— und an den liebenswürdigen Leibarzt und Landsmann Dr. T—, der sich mit uns langweilen half. Der Rettungskasten, das Pianoforte wurde endlich geöffnet, ich musste etwas improvisiren, in der Desparation spielte ich etwas über God Save the king, was die Engländer und Engländerinnen weit genug belebte, dass sie sogar applaudirten. Von Tasso's Eiche, die ich wieder aufsuchte,

habe ich für Dich ein Blatt gepflückt und lege es bei. Mit welcher Rührung weilte ich abermals in Tasso's Wohn- und Sterbezimmer, wo noch alle seine Utensilien stehen, und die Todtenmaske mit dem verklärten Ausdruck! Donnerstag war ich im Vatikan beim Fürsten Hohenlohe zu Tische. Die anderen Gäste waren Fürstin W—, der Präsident der Indexcongregation (also eigentlich der Grossinquisitor) mit zwei Räthen, der Erzbischof von Cäsarea, der weltberühmte Archäolog Visconti, Liszt. Gregorovius u. a. Nach Tische fängt der heillose Liszt an, von der „Landmesse*)" zu reden, man lässt nicht nach, ich muss horribile dictu, im Vatikan sie loslassen. Freilich mit glänzendstem Erfolg! Der Fürst weinte vor Lachen, der Erzbischof von Cäsarea desgleichen, die heilige Inquisition hielt sich den Bauch und der Grossinquisitor überkugelte sich. Nachdem die Leute hier in Rom das Ernste, was ich leiste, gelten lassen, so lasse auch ich meinerseits die Landmessege lten, während man in Prag gar oft thut, als sei die Bambocciade mein Höchstes und Bestes! Solltest Du glauben, dass ich mit meiner Sonate (freilich um Liszts und Sivoris willen) einige Tage lang das Stadtgespräch von Rom geworden. hier eine Art Celebrität bin? Ich hörte gestern dass diverse Engländer, die immer nach Curiositäten aus sind, und etwelche Berliner Gelehrte mir nachtrachten."

* * *

Rom, am 8-ten Jänner 1866.

„. . . . Ich habe hier fortwährend herrliche Tage; herrlich im Wetter und Allem. Der Morgen frischkühl, die Mittagsstunde maihaft warm. Alles voll Blumen, die Rosen, über die ich jedesmal in Freude gerathe, stehen in voller Blüthe, die japanischen Mispeln blühen, Veilchen.

---

*) Ambros wusste auf dem Clavier und mit seiner Stimme ungemein komisch die kleinen Fatalitäten der Aufführung einer musikalischen Messe in einer Dorfkirche nachzuahmen, wo der Tenor heiser, der Bariton hektisch u. s. w. war. Das gelungenste Stück war das „Agnus dei" mit obligater Clarinettbegleitung.

Sternblümchen, die Bäume voll Orangen und Citronen. Die Sonnenuntergänge sind bei dem klaren Himmel von unglaublicher Farbenpracht. Vorgestern stand das ganze Sabinergebirg und die Campagna erst wie in Goldströmen, dann in hellrosigem Feuer, dann in zartem Violett, in tiefem Blau. Beschreiben lässt es sich nicht und malen auch nicht! Am Dreikönigstage war ich in Frascati, von wo ich nach Villa Mondragone und nach der alten Abtei Grottaferrata wanderte. Worte können diese Gegenden nicht schildern. In Frascati war Kirchenfest, grosse Prozession voll malerischer Volkstrachten, zahllose Raketen knatterten, Pöllerschüsse krachten, die Musikbande blies, alle Glocken läuteten. Das war ein Bild südlichen Lebens. In Mondragone, wo ein Knabenconvict eingerichtet worden, fand sich an einem höchst feingebildeten Geistlichen ein liebenswürdiger Führer. Einige Terassen dieser ungeheuren Pallastvilla (die übrigens wegen eines „Spettro“ als Spuckhaus verrufen ist) bieten Aussichten, vor denen man in die Knie sinken möchte. Jedenfalls ist das Spettro hier besser daran, als seine nordischen Collegen, die um Galgen und Rad herum spucken müssen. Aber trotz des Spettro ist in Mondragone alles herrlich, die Knaben ein Bild der Gesundheit und jugendlichen Fröhlichkeit, der Geistliche stellte mir einen Prinzen P— vor, den schönsten Knaben den man sich denken kann, mit Blauaugen und engelhaftem Lächeln. Die Villa Ludovisi mit der kostbaren Antikensammlung, wo der weltberühmte colossale Junokopf freilich das Uebrige fast vergessen macht, habe ich in sehr angenehmer und kunstverständiger Gesellschaft gesehen. Jeder Tag, jede Stunde bringt hier etwas! . . . . “

* *
*

Rom, den 17-ten Jänner.

„ . . . . Die grosse, jahrelange fast möchte ich sagen Krankheit des Verlangens Italien, Rom zu sehen, ist geheilt, mein Wunsch erfüllt, überreich an Eindrücken, geistig gewachsen kehre ich in eure Arme zurück. Ich

habe Muth und Selbstvertrauen mächtig gewonnen, ich habe gesehen, dass meine jahrelange, ernstliche redliche Arbeit ihre Früchte getragen und dies soll mir Ausdauer und Kraft zu neuer Arbeit und jenes Vertrauen zur guten Sache geben, das sich durch allfällige Widerwärtigkeiten, Anfeindungen u. s. w. nicht irre machen lässt. Mit meiner Ausbeute hier bin ich mehr als zufrieden. Was ich gefunden und wie ich es gefunden, behalte ich mündlicher Mittheilung vor. Hier habe ich freilich eben nur zusammengerafft so viel als ich konnte, die Verarbeitung des Gesammelten erwartet mich zu Hause. . . . . Meine „Privataudienz beim Papst“ hat nicht ermangelt meine Hausleute ausser Fassung zu setzen; ja sie hatten nicht übel Lust hinter dem einfachen Dr. A— ein bedeutendes „Incognito“ zu wittern! Ich muss aber gestehen: könnte Italien, könnte Rom durch etwas zuwider werden, so sind es die wahrhaft zahllosen reisenden Engländer, welche hier alle Museen, alle Kirchen, alle Promenaden füllen. Der zähe Egoismus, der brutale Dünkel dieser liebenswürdigen Nation tritt in ganz unglaublichen Zügen zu Tage. Dabei zeigen sie sich in diesem Lande der Schönheit als wahre Barbaren ohne Sinn, ohne die Spur eines Verständnisses! sie benehmen sich aber dabei, als hätte weiland Romulus Rom ganz eigens zu ihrer Belustigung gegründet, und meinen wenn sie drohend sagen „I am an Englishman“ oder wenn sie eine handvoll Guineen aus der Tasche ziehen, so seien sie die Herren der Welt. Es sind davon die lustigsten und wohl auch zuweilen die indignirendsten Geschichten zu erzählen. Aus kostbaren alten Mosaiken Steine „zum Andenken“ herauszubrechen, in der Sixtinischen Capelle während der Zeremonie Salami zu fressen und dergleichen mehr, ist ihnen eine Kleinigkeit. Ihre Rücksichtslosigkeit im Carneval soll alle Grenzen übersteigen. Ich gehe dem Volk aus dem Wege wie einer Schaar wilder Campagnaochsen. Die auch zahlreichen Franzosen sind oft Leute von herzlich oberflächlichem Wesen, aber durchweg fein und liebenswürdig.

Ein anmuthiges Abentheuer, welches zugleich die Art der Leute hier characterisirt, habe ich vergangenen

Donnerstag erlebt. Ich führte A— in's Museum des Capitols; nachdem wir dem sterbenden Fechter, der Wölfin, dem Dornauszieher u. s. w. unser Compliment gemacht, ging ich mit ihnen über den kleinen Hof, der zur Gemäldegallerie führt. Die Thür des angrenzenden Gärtchens stand offen, wir erblickten die herrlichsten Pomeranzen- und Citronenbäume voll goldener Früchte. Mit einen Ruf des Entzückens trat A— in die Thür, da rief eine freundliche Stimme „favoriscano entrare“ und eine feine Matrone, die Besitzerin des Gartens trat uns entgegen. Sofort pflückte sie für uns die schönsten Früchte, immer fand sie eine noch schönere Orange, eine noch grössere Citrone, wir mussten der guten Grossmama Einhalt thun, die ihren Garten plünderte, wir hätten am Ende einen Schubkarren gebraucht um die Südfrüchte fortzuschaffen. Dann fiel die Grossmama über die Rosenbüsche her, pflückte und band für A— ein gewaltiges Rosenbouquet, das sie ihr mit den, so fein als herzlich betonten Worten reichte „le rose alla rosa“ Endlich aber fragte Grossmama: woher des Landes? Als sie hörte A— sei aus München, wurde sie lebhaft und rief: o in München ist meine Schwester an einen Herrn N. N. verheirathet! Da zeigte sich, dass diese Leute zu A— werthesten Freunden gehören, sie konnte von ihnen, den Kindern u. s. w. eine Menge Einzelheiten erzählen, die Freude der Grossmama aber, die sich jetzt als Frau des Senatsecretärs vom Capitol präsentirte, kannte keine Grenzen, jetzt hätte sie uns am liebsten den ganzen Garten mitgegeben. Ich habe in der Zwischenzeit einige unvergesslich schöne Spaziergänge gemacht, wiederholt war ich bei Aqua acetosa, an der Tiber in der Nähe des Ponte molle, einer Landschaft von undenkbarer Schönheit der Linien und Farben, vorigen Montag auf Monte Mario in der Villa Madama, deren unvergleichliche Halle, ein Meisterwerk Giulio Romanos und Johannes von Udine, zur jammervollen Ruine verfällt. Ganz Deuschland hat ihr nichts entfernt ähnliches entgegenzusetzen! Sonntag war ich von Früh bis Abends auf den Beinen. Schon um halb 9 Uhr holte ich A— ab, wir gingen über Monte Cavallo nach S. Pietro

in vincoli wo wir uns an Michel Angelo's Moses erhoben. Von dort am Cotiseo vorbei nach S. Cosma e Damiano um das uralte herrliche Tribunenmosaik zu sehen. Da wir am mamertinischen Gefängniss vorüberkamen, stiegen wir hinab, und als wir wieder heraufkamen hatte die „Rose“ ihre Wangenröthe unten gelassen. Um sie nach dem furchtbaren Eindrucke zu zerstreuen, führte ich sie über Piazza montanara, wo es bunt zuging. Alles voll Landleute, malerisches Volk. Vier oder fünf „öffentliche Schreiber“ hatten vollauf zu thun, der Dictirende sass wie ein Beichtkind neben dem Scrivano, der den bestellten Brief, Brill auf der Nase, mit unglaublicher Gravität, zu Papier brachte; vier oder fünf andere Kunden standen wartend um das Tischchen, es waren lebende allerliebste Genrebilder. Mitten in der Gasse sass Einer und wurde rasirt. Ein Quacksalber hielt mit einem ganzen Apparat an Arzneien, Büchern, Instrumenten u. s. w. im offenen Wagen, den Kutschbock zierte zu guter Empfehlung ein grosser, weissblinkender Todtenkopf in natura, mir fiel die via dello scheletro in Florenz ein. Bei Maria in Campitelli vorbei gingen wir zum Andenken der unglücklichen Beatrice Cenci, deren bleichgeweintes Gesicht ich einige Tage vorher in Palazzo Barberini gesehen, in den Pallast Cenci, und dann durch das Ghetto, die römische Judenstadt. A— muss ihre Nase überall haben, auch wo es weit besser wäre, gar keine im Gesichte zu führen. Eine alte Jüdin lud uns ein in ihr Haus zu treten, wir thaten es, ganz interessant war es freilich, eine solche Wirthschaft zu sehen. Auf dem breiten Familienbette, breit genug, dass alle zwölf Söhne Jakobs darin bequemlich schlafen könnten, spazierte ein Huhn, wie auf einem Hühnerhofe herum. Berge von alten Lumpen und Fetzen umher. Ich athmete auf, als wir aus dem Wust und Graus herauskamen, ich glaube A— hat mich rein aus Rache für das mamertinische Gefängniss da hineingeschleppt! Sonntag ist der Tag wo der Meister Overbeck Besuche empfängt, der ehrwürdige fast 80-jährige Greis nahm uns mit liebevoller Güte auf, und liess uns seine herrlichen Cartons der „sieben Sacramente“ sehen. Während wir diese Fülle

himmlischer Gestalten betrachteten, kam richtig eine Schaar Engländer herein, und pflanzte sich mit blechernen Giesskannengesichtern vor die Sacramente hin. Wir empfahlen uns und beschlossen den Tag damit, dass wir vom lateranischen Triclinium aus den Sonnenuntergang abwarteten, der freilich in glühender Farbenpracht alles hinter sich liess, was man sich vorstellen kann. Es wird Dich interessiren zu hören, dass ich glücklich das Original des Christuskopfes im Prager Dome, das Carl IV. in Rom für sich copiren liess, aufgefunden habe. Es steht in der Capelle Sancta Sanctorum beim Lateran und gilt für eines der grössten Heiligthümer Roms. Es ist alterthümlicher, schwarzbraun, die Augen grösser. Alles ist viel weniger fein. Das Haar ist von einer Art Silberbeschläge mit Edelsteinen (dreizehntes Jahrhundert) umgeben. Aber doch ist es unzweifelhaft das Vorbild des Prager Christuskopfes. Neben dieser ernsten prager Reminiszenz war es eine lustige, dass neulich das päpstliche Militär nach der Melodie Schuselka n'am pise aufzog. Was daher kam, dass der Regimentscapellmeister ein böhmisches Landeskind ist. Was ich Euch brieflich mittheile ist eben nur ein ganz kleiner Theil des Erlebten. Auch ist es hier wirklich fast schwer zu schreiben, die Tage muss man bestens benützen und Abends ist die Ermüdung so gross, dass man nicht wohl im Stande ist sich zu einer langen Epistel hinzusetzen. . . . . "

Rom, den 23-ten Jänner.

„ . . . , Den verflossenen Sonnabend gab ich mir frei, und habe einen himmlischen Tag in Tivoli verlebt. Und heut schreibe ich diesen Brief um Mitternacht, nachdem ich bei der T— eine grundlangweilige Soirée mitgemacht, deren Glanzpunkt schottische Lieder bildeten, welche eine Dame aus Edinburg oder Glasgow, was weiss ich, weniger sang als krähte. In Florenz und überall hatte ich ungleich mehr Zeit, mich zu Hause für einige Stunden an den Schreibtisch pflanzen zu können. Freilich ist hier jeder Tag überreich an Inhalt. Wie sehr ich mich zu euch zurücksehne sagen Worte nicht, und doch hat und

hält mich Rom mit tausend Banden. Es ist ein sonderbarer Zwiespalt! Als ich gestern durch die steinerne Götterwelt des Vatikans, durch Raphaels Säle ging, fuhr es mir wie ein Schwert durch die Seele, dass ich von all dieser Schönheit auf Nimmerwiedersehen scheiden soll! Im Corso, auf der Piazza del Popolo werden schon die Tribunen für den Carneval aufgeschlagen: wenige Tage und ich könnte dieses einzige Schauspiel sehen! Immer liegen mir Schoppes Worte aus dem Titan im Kopfe: „es würde mancher ein päpstliches Miserere auf's Pult legen und absingen, wenn er so mitten im Wonnemond die deutsche Eis- und Nebelbank beziehen muss.“ Und mitten im „Wonnemond“ leben wir hier wirklich. Die Mandelbäume stehen in voller Blüthe, der Lorbeer beginnt zu blühen. In Tivoli war es so warm, dass wir unsern Mittagstisch (wir assen vor dem Rundtempel der Vesta, und die Wasserfälle donnerten uns die Tafelmusik dazu) in den Schatten rücken liessen. Es ist wirklich unbeschreiblich. Du wirst begierig sein, den Tag in Tivoli wenigstens in der Beschreibung zu geniessen. Ich miethete Freitag mit Freund Sch— einen Wagen, der Samstag um 6 Uhr Morgens vor A—'s Wohnung, als der dritten Theilhaberin, Thüre halten sollte. Das Lamm Sequens nahmen wir als Gast mit, weil der gute Junge, dessen Tasche mit „Bajocchi“ und „Papetti“ nicht zu reichlich versehen ist, noch nie in Tivoli gewesen. Um $^3/_4$6 Uhr trafen wir uns im Café degli Artisti gerade gegenüber von A—'s Fenstern. Die waren finster — schlief sie noch? Ich begann aus Leibeskräften Schuberts Ständchen zu pfeifen, und siehe: das Fenster öffnete sich und ihr Minervenkopf erschien. Fix und fertig war sie längst. Nun rumpelte unsere Vettura heran, wir stiegen ein und fuhren ab. In der Campagna prachtvoller Morgen. Die Gebirge tiefblau, darüber strahlendes Morgengold. Eine halbe Stunde später stieg der Feuerball der Sonne über den Horizont. Als es nach zwei starken Stunden statt frischer Morgenlüfte höchst missduftend nach Schwefelwasserstoffgas zu riechen begann, merkten wir, dass wir uns dem berühmten Schwefelbach näherten, der auch bald genug sein milch-

blau trübes Wasser an uns vorbeirollen liess. Ponte Lugano sah ich mit eigenen Gefühlen; es ist die Ansicht dieses reizenden Punktes eine der ersten Zeichnungen gewesen, die ich weiland als Knabe geliefert. Vor den Ruinen der Villa Kaiser Hadrians hielten wir, und durchgingen staunend das gewaltige Trümmerfeld. Man lernt da begreifen, was die römischen Schriftsteller meinen, wenn sie sagen : „die Villen der Grossen seien ganze Städte.“ Mitten in den Ruinen wachsen wunderbar grosse Pinien und Cypressen. Von letzteren Bäumen bemerkte ich „es seien die Ausrufungszeichen in der günstigen Selbstrezension des lieben Gottes über sein Italien“ — ein Passus den A— sehr „jean-paulisch“ fand. Wir stiegen wieder in den Wagen, der nun langsam durch den herrlichsten Oelwald fuhr, wo eben Olivenernte gehalten wurde. Einige Leute standen in den Zweigen und prügelten mit Stöcken die schwarzblauen Früchte herunter, die von zahlreichen Weibern und Kindern aufgelesen und in Körben aufgehäuft wurden. Der Blick auf die Campagna von hier aus erinnert ganz erstaunlich an die Aussichten oberhalb Grinzing und Heiligenstadt, nur dass freilich ein ganz anderer Pflanzenwuchs den Character der Landschaft doch wesentlich ändert. Es wurde immer herrlicher, ich zog den Horaz aus der Tasche und las die Ode „laudabunt allii claram Rhodon et Mytilenen“ — „da haben wir den richtigen Deutschen“ rief A— lachend, wurde aber von dem Reize der die Schönheit Tivolis in unvergänglichen Versen preisenden Dichtung bald gefesselt; das merkwürdige Wesen versteht recht gut Latein. Unseren künstlerischen Reisegenossen, für welche das Latein Hebräisch ist, half ich durch eine improvisirte, halbrhytmische Uebersetzung. Endlich rumpelte unser Wagen auf dem schlechten Strassenpflaster Tivolis, einer Stadt, der ihr wärmster Bewunderer kaum mit gutem Gewissen wird nachsagen können, sie sei so übertrieben reinlich, wie eine holländische. Zahllose Bettlerhände strecken sich uns — es gehört in Tivoli zum guten Tone zu betteln — entgegen. Das Wirthshaus zur „Sybille“ nahm uns auf, ein kleines Gabelfrühstück vor dem Tempel der Sybille des Augustus

war bald servirt, wobei ich die „Sybille des Augustus“ und die „Auguste der Sybille“ hoch leben liess. Erfrischt traten wir den grossen Rundgang an. Erst zur Neptungrotte, wo mir mein Latein, sowohl das Horaz'sche als das sonstige, ausging. Ein Naturwunder! Ein gewaltiger Wasserfall stürmt in der Höhle gewaltig nieder — dicke Wasserdämpfe qualmen aus ihrem dunklen Schlunde, und ein mächtiger Strom bricht aus ihr hervor, um ebenso mächtig in die „Grotte der Syrenen“ hineinzubrausen, wo er sich in finstere Abgründe stürzt. Der Gang durch das Amphitheater der Felsen, die grosse Cascade, die Cascatellen, das über alle Beschreibung malerische Nest Tivoli, das bietet alles fast Schritt für Schritt wechselnde, entzückende Ansichten. Die Vegetation ist in der heissen Schlucht ganz sicilianisch, ganze Felsabhänge sind mit wilden Aloen bedeckt. Um 3 Uhr war der Rundgang vollendet, um 4 Uhr fuhren wir nach Rom zurück, voll von den Eindrücken des Tages. Die will ich festhalten so lange ich kann, denn bald genug werde ich statt der italienischen Wasserfälle böhmische Criminalfälle vor Augen haben! Den folgenden Tag (Sonntag) war Kirchenfest in S. Agnese fuori le mura, einer uralten Basilika, vor Porta Prascede eine kleine halbe Stunde Weges. Das Wetter war das prachtvollste, ich holte gegen 9 Uhr A— ab, und wir spazirten hinaus. Die Basilika entlockte mir einen Ruf des Erstaunens! Mit ihrer doppelten Arkadenreihe im Innern, ihrer Apsis voll uralterthümlicher Mosaiken hat sie etwas unbeschreiblich Malerisches. Sie war voll Menschen, das Hochamt wurde feierlich und würdig gefeiert, die Musik war leidlich, wenigstens nicht störend. Gegen das Ende des Hochamtes wurden die beiden Lämmer, aus deren Wolle dann das Pallium der Erzbischöfe gewebt wird, zur Weihung hereingetragen. Die beiden Lämmchen waren schneeweiss, hatten Kränze von Rosen auf den Köpfchen, die Füsschen mit rosa Seidenbändern gebunden und lagen ganz sanft auf ihren Purpurkissen. Mir kamen sie wie Kinder vor, oder wie junge Mädchen, die zum erstenmale zum Ball geputzt sind, der Anblick hatte etwas Rührendes. Alles drängte sich herzu,

im Vorbeitragen wurden die Lämmchen von den Frauen und Kindern gestreichelt und geliebkost. Nach beendigter Zeremonie entfernten wir uns, gingen weit in die Campagna hinaus, über die malerische nomentanische Brücke auf den Mons sacer, wohin einst das Römervolk auswanderte, und von wo aus man ein unbeschreibliches Panorama überschaut. Wir erinnerten uns dass eben hier einst Nero seine letzten angstvollen Stunden hinbrachte, und ich versprach A— Nachmittag den Sueton mitzubringen, der das Ereigniss so wunderbar anschaulich und interessant erzählt. Im Heimwege besuchten wir die an diesem Tage offenen, sonst nur mit Schwierigkeit auf besondere Verwendung sich öffnenden Katakomben von St. Agnes. Der Eindruck, den diese unterirdischen, in tiefe Nacht begrabenen Labyrinte voll Grabhöhlen, hin und her von bemalten Capellargewölben unterbrochen, hervorbringen, ist einzig, wunderbar, aber auch tief schauerlich. Das Lichtchen, das man trägt, dient weniger die Räume zu erhellen, als zu zeigen, in welch' fürchterlicher Nacht man wandelt. Gänge kreuzen, Gänge verschlingen sich, es geht rechts, links und wieder rechts und wieder links, man verliert alle und jede Orientirung, und kömmt sich wie lebendig begraben, wie in entsetzlicher Oede vom Leben ausgestossen vor. Weiter und immer weiter durch enge, niedere Gänge, in denen der Tritt nicht wiederhallt. Da ist ein Bogen, wie eine Pforte, er führt in eine unterirdische Kirche, das heisst in einen kleinen, mit einer Flachkuppel bedeckten quadratischen Raum, so niedrig, dass die Hand das Gewölbe erreicht. Wie Geistergestalten sehen uns von den Wänden verblichene Malereien an. Jene zwölf bleichen Phantome sind die zwölf Apostel, jene Frauengestalt mit betend ausgebreiteten Händen, das Kind im Schosse ist Maria. Hier steht Daniel zwischen den Löwen, da schlägt Moses den Felsen, da trägt der gute Hirt das verloren gewesene Lamm. Wie ein Strahl himmlischen Morgenrothes leuchten die Lehren, an welche diese Bilder und Sinnbilder erinnern in die Gräbernacht dieser Räume hinein. Wir folgen dem Führer, der mit seinem Lichte vorwandelt. Wieder ein enger Raum, in dem der steinerne

Lehnstuhl des Bischofs steht, gegenüber roh ausgehauene Sitzstufen für die Gemeinde. Eine andere Capelle zeigt uns im Mittelfelde des Gewölbes die lehrende Gestalt Christi, neben ihm zwei antike Bücherbehälter voll Bücherrollen: das alte und das neue Testament. In diesen Schauerklüften wuchs und gedieh das Christenthum der ersten Jahrhunderte, während das Heidenthum im Tagesglanze Tempel voll Gold- und Marmorpracht aufthürmte. Unser Weg führt abermals durch endlose Gänge, oft um Ecken biegend, jetzt leise steigend, jetzt sich senkend, stufenauf stufenab. Endlich leuchtet aus der Ferne Tageslicht, da ist der Ausgang! Als ich in den hellen, warmen italienischen Tag heraustrat, rief ich aufathmend Dantes Worte: „a riveder le Stelle!" Und doch seit ich in den Katakomben gewesen, wühlt es mir eigenthümlich im Herzen, brennt mir das Herz, und geht in mir Gott weiss was vor! Um 2 Uhr kam Gräfin St— und H— angefahren, um mich abzuholen. Wir fuhren auf den Platz von St. Maria Maggiore, wo vor der Kirche des heiligen Antonius Abbas die berühmte Thierweihe stattfand. Das war höchst lustig; mit Bändern und Federn fabelhaft geschmückte Pferde wurden vorgeführt, Maulesel, Esel, kurz alles mögliche Vieh. Alle erhielten ihr Asperges mit Weihwasser. Dann brachten wir eine Stunde bei dem ehrwürdigen Meister Overbek zu, um 6 Uhr dinirte ich mit St— und beschloss so einen Sonntag, der wohl seines gleichen sucht. Montags bestieg ich, diesmal wieder als Schutzgeist einer Schaar Engländerinnen, die Peterskuppel. Eine junge Miss wollte sich durchaus auch in den Knopf hinaufzwängen, was sicherlich nicht ohne grosses Unheil abgelaufen wäre. ein anwesender feiner, italienischer Herr bemerkte mit anmuthigem Lächeln: ma questo divino Michel Angelo non ha pensato alle crinoline. Die ganze Parthie war höchst lohnend, man erkennt dabei erst recht die ganze immense Grösse des Baues. Von der Kuppelgallerie herabgesehen gleichen die im Innern der Kirche wandelnden Menschen winzigen Mückchen. Der Verstand steht einem still vor diesen gigantischen Dimensionen. Welch ein Contrast gegen die erdrückend engen

Heiligthümer der Katakomben! Wer das doch einem Nero, oder Domitian oder Diocletian prophezeiht hätte! Darnach sah ich die päpstliche Mosaikfabrik im Vatikan. Die halbfertigen Bilder erinnerten lebhaft an die Zusammensetzbilder der Kinder. Sie arbeiteten eben an Sachen für die Kirche St. Paul, unter andern an einem colossalen Altarblatte: die Krönung Marias nach Giulio Romano. Es ist diese Technik in der That etwas Erstaunliches. In Glaskästen sind die Farbenabstufungen ausgestellt, deren es dreissigtausend gibt. Damit lässt sich freilich schon etwas machen. Meine andenkenwüthigen Engländerinen erbaten sich natürlich einige Mosaikwürfelchen, die man ihnen mit viel Freundlichkeit gab. Es wundert mich sehr, dass sich nicht schon irgend eine Lady einmal die Nasenspitze Sr. Heiligkeit als „Andenken an Rom" ausgebeten. Aber die junge Miss, die durchaus in den Thurmknopf kriechen wollte, ist wirklich ein herziges Kind und erinnert mich etwas an unsere liebe Miss P—. Wenn nur die Engländerinnen nicht alle gleich als alte Jungfern auf die Welt kämen (manchmal geh'n sie auch so hinaus) und wenn sie nur von dem ewigen what what what nicht alle so einen schlabbrigen Zug um den Mund hätten. Ich will gar nicht von den prächtigen Römerinnen reden, selbst unsere Blondinen sind doch eine ganz andere, weit acceptablere Edition von menschlichen Wesen. Und vollends wie herzlich und natürlich sind sie im Vergleich zu jener boarding-shool-Anständigkeit! Für Morgen Abend bin ich bei dem berühmten Medailleur und Cameenschneider Voigt eingeladen, übermorgen soll ich mit Liszt zu ich weiss nicht welchem hohen Geistlichen, wo man alte Kirchenmusik zum Beispiel das Septett aus den Hugenotten aufführen wird. Freund Devis wird wohl mit seinem schönen Alt das beste thun, wogegen ich dem berühmten Sopran der päpstlichen Capelle, dem Abbé Mustafa, so oft er sein hohes a, b, h (ja das drei gestrichene e!!!) intonirt, zurufen möchte: „man quäcke nicht so erschrecklich und lege sich fein auf's Ohr!" . . . . "

Rom, am 31-ten Jänner.

„ . . . . Einen herrlichen Tag habe ich im Albanergebirge verlebt. Der Nemisee, der See von Albano, Aricia, Genzano, Castel-Gandolfo, was für Gegenden, was für Naturszenen!! Gestern habe ich der himmlischen Villa Albani Adieu gesagt. Diese letzten Tage werde ich noch Abschiedsbesuche in Menge zu machen haben. Dazwischen besuche ich noch einige Orte, die mir besonders lieb und werth sind. Was für Eindrücke, was für Erinnerungen bringe ich mit heim! Wir werden davon alle sattsam zu zehren haben. Zu den bedeutendsten gehört eine dreistündige Vorlesung, oder wie ich es nennen soll, die vorigen Samstag der gelehrte Cavalier de Rossi im christlichen Museum des Laterans für eine ausgewählte Gesellschaft hielt! Ich weiss nicht, ob ich den Vortag mehr interessant oder mehr rührend nennen soll. Als er uns die altchristlichen Grabschriften erklärte, waren die anwesenden Frauen alle zu Thränen gerührt. . . . . "

* * *

Siena, am 7-ten Februar.

„ . . . . Da wäre ich denn also in der Vaterstadt der heiligen Katharina und die Tage in Rom liegen wie ein Traum hinter mir. Der Abschied war freilich bitter schwer! Gestern um 5 Uhr des Morgens ging es hinaus zur Porta del popolo bei hellem Mondlicht, in dem der Obelisk mit seinen vier wasserspeienden Löwen und die Pinien des Monte Pincio wundersam verklärt dastanden, und über Ponte molle und durch die Campagna nach Ronciglione und weiter in das schöne Viterbo, die Stadt der schönen Brunnen und schönen Mädchen (die Brunnen habe ich gesehen, die Mädchen nicht) und nach Montefiascone: wo sich einst der Domherr Fugger aus Augsburg im Est-est-est-Wein todtgesoffen und in S. Flaviano begraben liegt. Abends soupirte ich richtig in dem uralten Etruskerneste Orvieto, dessen Wein ein ganz anderer Nektar ist, als der Est in Montefiascone, von dem ich nur mässig entzückt war, obwohl ich meine Fogliette in einer Kneipe

hart neben St. Flaviano, oder wie die Leute dort sagen St. Fraviano trank. Heut früh besah ich in aller Musse den herrlichen Dom von Orvieto, eine ganze Welt herrlicher Kunst, um 12 Uhr Mittags fuhr ich ab und um 4 Uhr in Siena ein, wo ich unter den Flügeln der Aquila nera höchst behaglich sitze, leider um die herrliche Stadt morgen um 4 Uhr wieder zu verlassen. Die letzten Tage in Rom waren noch herrlich — wie Tage in Rom nur sein können. Die Carnevalstollheit habe ich auch mitgemacht — Goethe's Beschreibung ist noch jetzt zutreffend. Unter den Masken machte mir der Doctor, der mit aller Welt Händel anfängt und eine Zungenfertigkeit ohne Gleichen entwickelt, den meisten Spass. Der Kampf des Confetti- und Bouquettenwerfens ist die liebenswürdigste Tollheit, die geradezu berauschend wirkt. Eine sehr schöne Dame in weissseidenem Domino griff mich von ihrem Balkon herab mit vieler Anmuth und vielen Confetti an, natürlich erwiederte ich den Angriff, und bombardirte endlich drei Bouquets hinauf. Erst später erfuhr ich, dass ich den hitzigen Kampf mit Ihrer Majestät der Königin von Neapel bestanden!! Die Aehnlichkeit mit unserer Kaiserin war mir schon während der Bataille aufgefallen. Einen dito hitzigen Anfall erlitt ich von der jungen russischen Fürstin Sch—, die ich verschiedentlich in Gallerien und Gärten angetroffen und die, beiläufig gesagt, eine herrliche Pianistin, Schülerin Claras ist. Der Kampf endete abermals mit einem Blumenbombardement. Zwei schöne Fräuleins konnten mich zu ihrem Aerger lange nicht treffen, weil ich hinter einer Strassenlaterne Posto fasste. Endlich fingen die schlauen Kinder an im Bogen über die Laterne zu werfen; wo ich denn sofort im Confettihagel stand und bald mein Heil in der Flucht suchen musste. Wie das alles wirft, schreit, lacht, jubilirt, einander Scherze zuruft, wie der Hagel der Confetti auf den Vordächern prasselt, Bouquets hinauf, herab fliegen, ist unbeschreiblich. Wehe, wer einen Zilinderhut trägt! Er wird sofort das Ziel, gegen das alle losstürmen. Dem Gesandten Baron H— ging es so, den sie ohne alle Rücksicht auf Völkerrecht und Exterritorialität in wenig

Augenblicken so zurichteten, dass die Excellenz aussah, wie des Müllers leibhaftiger Bruder. Der ganze Corso ist ein riesiger Festsaal, alle Balcone reichgeschmückt und voll Damen, die an Schönheit und Toilettenglanz wetteifern. Grosse Stangen voll Bouquets werden wie Standarten durchs Gewühl getragen, an Schnüren lässt man Bouquets von den Balkons herab als Lockspeise tanzen, wer darnach langt, wird sofort mit Confetti überschüttet, dass er sicher keinen zweiten Versuch wagt. Wagen voll Masken fahren durch das Gedränge, Jungens tuten auf Meermuscheln, Musikbanden spielen, dazwischen schreien Confettihändler und Blumenverkäufer mit Stentorstimme ihre Waare aus. Jetzt donnert ein Kanonenschuss — augenblickliche Stille; ein zweiter: alles bildet dicht gedrängt an beiden Seiten des Corso Spalier; ein dritter Schuss und vorüberjagen im wilden Laufe die schnaubenden Barberi, die durch angehängte Blechstücke, Kugeln, Flitter — durch das rasende Geschrei der Menge zur äussersten Wildheit aufgeregt, den endlosen Corso bis zum venetianischen Pallast hinstürmen. Das siegende Pferd wird bejubelt; das letzte unbarmherzig ausgepfiffen. Dann abermals drei Kanonenschüsse, und die noch eben so aufgeregte Menge .geht plötzlich ernst und anständig nach allen Seiten auseinander. Eine schöne Episode ist der Aufzug des Senates in fünf bis sechs Prachtkutschen, voran berittene Fahnenträger und Trompeter. Ich sah die Herren in ihren Talaren von Goldbrokat, deren Schleppen allerliebste Pagen trugen, auf dem Capitol die Treppe herabziehen, und in die colossalen Goldgehäuse ihrer Wagen steigen. Es sah täuschend aus, wie ein lebendig gewordenes Bild von Paul Veronese, zumal es lauter schöne, edle, bedeutende Männerköpfe waren. Dazu läutete in mächtigen Pulsen die grosse Glocke des Capitols, die sonst nur noch beim Tode des Papstes ertönt. Die Scene hatte etwas majestätisch Ergreifendes und gab der Tollheit eine Art Würde und Weihe — in Rom ist eben Alles grandios!

Der Abschiedsabend für mich wurde in einer gemüthlichern Osterie in Trastevere glänzend gefeiert. Man

überreichte mir einen mit Goldband umwundenen Lorbeerkranz und ein allerliebstes Gedicht, eine Parodie auf Schillers „Mädchen aus der Fremde“ wurde vorgelesen; es begann mit den Worten:

In Rom der Stadt am Tiberstrande
Erschien im letztverflossnem Jahr
Aus einem weit entleg'nen Lande
Ein Doctor juris wunderbar

Und weiterhin:

Er theilte jedem eine Gabe,
Dem Lehren, Jenem Scherze aus,
Der Schlesier, der Böhm' und Schwabe,
Ein jeder ging vergnügt nach Haus.

Den Schluss bildete eine herzliche Bitte:

— — nicht zu vergessen
Die treue Schaar am Petersgrab,
Die sich mit ihm nur dann konnt' messen,
Wenn es was Gut's zu trinken gab.

Mich hat das ganze zugleich gefreut, erheitert und gerührt. Dass dabei „was Gut's getrunken“ wurde, versteht sich von selbst, aber ebenso versteht sich, dass Alles in den Grenzen des Anstandes blieb, zumal auch Damen das Fest zierten.

Zum ernsten Contrast gegen all' diese Heiterkeit sah ich Sonntags die Katakomben von S. Callisto, die in ihrer colossalen Ausdehnung und auch sonst die von S. Agnese weit übertreffen. Ganze unterirdische Kirchen voll merkwürdiger Malereien sind da, eine Capelle, in der sieben Päpste, die ersten Nachfolger S. Peters begraben liegen, Steinsarkophage deren Leichen noch erhalten sind, Gräber mit Blutfläschchen der darin begrabenen Märtyrer. Zwischen weiten Räumen ziehen sich wiederum Gänge hin, so schmal, dass man mit den Armen an die Wände stösst. Zuweilen geht es tief hinab, dann hebt sich der Boden steigend, dann Stufen, jetzt wieder eine unterirdische Kirche in Rotundenform, Gänge und wieder Gänge, kreuz und quer, ein unentwirrbares Labyrinth. Das Ganze

macht einen unglaublichen Eindruck! Wir zogen, wie eine Prozession durch die nächtlichen Räume, jeder sein Licht in der Hand. Nach einer Stunde Wanderns war uns, als seien höchstens fünf Minuten verflossen. Als wir wieder zum Tage emporgestiegen, gingen wir zum Grabmale Cäcilie Metellas, riefen dem Echo (ich sang mit ihm, zum Jubel der Gefährten, ein Terzett), dann besuchten wir die Nymphe Egeria in ihrem reizenden Hain und durchwanderten zuletzt staunend die gigantischen Ruinen der Caracallathermen.

Als ich Rom verliess, meinte ich, dass ich kaum noch für etwas empfänglich sein werde, aber der Dom in Orvieto belehrte mich sofort eines Andern. Die Façade in der Farbenpracht ihrer Mosaiken ist wahrhaft blendend. Und was soll ich von den Malereien sagen, womit Fiesole, Benozzo Gozzoli und Lucca Signorelli die Madonnencapelle geschmückt? Die Propheten Fiesoles sind eine Versammlung heiliger Greise, vor der man das Knie beugen möchte, Benozzos Engel sind priesterlich gekleidete Jünglingsgestalten von wahrhaft himmlischer Schönheit, die leiblichen und lieblichen Brüder der Engelchöre im Palazzo Riccardi, Signorellis Weltgerichtsbilder aber sind so gewaltige Geniuswerke, dass ich verlegen wäre, ihnen etwas Aehnliches entgegenzustellen. Die Scene, wo die Dämonen wie eine losgelassene Meute über die Verlornen herfallen, sie packen, binden, zerren, vermögen keine Worte zu schildern. Ein grimmiger Dämon fliegt mit einem schönen Weibe durch die Lüfte, sie blickt jammervoll flehend zu einem kriegerischen Engel empor, der mit ritterlichem Feuer sein Schwert zieht, aber ein anderer Engel bedeutet voll Schmerzes dem Bruder „lass dein Schwert in der Scheide, sie ist nicht mehr zu retten!“ Der Satan weiss das und grinst frech zu den himmlischen Kriegerjünglingen empor. Die einschneidende Tragik dieser Szene ist nicht zu beschreiben. Poetisch, phantastisch im höchsten Grade ist die „Geschichte des Antichrist.“ Der Gedanke allein schon ist so genial wie möglich, dem Antichrist den Christustypus zu geben, eben die Züge, die wir gewohnt sind, von höchster Würde, Milde und

Heiligkeit umkleidet zu sehen, in's Bösartige, ja Teuflische übersetzt. Im Mittelgrunde der Malerei wirkt der falsche Christus das Wunder einer Todtenerweckung. Er hebt, karrikirt segnend, die rechte Hand übermässig hoch, während er heimtückisch gebückt wie ein sprungbereiter Tieger heranschleicht. Der Eindruck ist geradezu entsetzlich. Man wendet sich schaudernd ab, da blickt Fiesoles echter Christus, da blicken die Heiligen, die Chöre der anbetenden und musizirenden Engel tröstend herab. Siena habe ich heute flüchtig durchlaufen, es ist ein reines Gegenstück zu Florenz und doch wieder im Einzelnen viel anders. Das Innere des prachtvollen Domes sah ich, als es schon dämmerte, doch genugsam, um zu bemerken, dass hier abermals eine neue Kunstwelt ihre Paradiesespforten öffnet. Herrliche Palläste in trotzigem Burgstyl stehen in allen Gassen. Dazu alles reinlich, nett, anheimelnd, die Gegend die schönste. Morgen Vormittag sehe ich alles das mit etwas mehr Musse, Abends bin ich will's Gott in Florenz. . . . . "

* *
*

Venedig, am 13-ten Februar.

Ich bin glücklich und gesund hier angekommen, und reise heut Abend ab. Bei meinem Durchfluge durch Florenz erhielt ich eine Einladung zur Fürstin C—, die das fremde Meerwunder kennen lernen wollte. Es war mir interessant einige Stunden in einem Kreise allerhöchster italienischer Noblesse zuzubringen. Hat mir sehr gefallen! Beim Abschied waren Fürst und Fürstin äusserst liebenswürdig und forderten mich auf, wenn ich wieder nach Florenz kommen sollte, an dem Pallast C— ja nicht vorüberzugehen. Heut Abends geht es wie gesagt heimwärts. . . . . "

1866.

(Dritte Reise.)

Florenz, den 5-ten November.

„ . . . . Ich erfülle mein Versprechen, Dir meine liebe Theure, von Florenz aus zu schreiben, nachdem meine Zeilen aus Triest wohl glücklich in Deine Hände gekommen sein werden. Freilich sind wir wie auf Doctor Fausts Mantel hergeflogen. Hier halten wir einen Augenblick und schöpfen Athem. Uebermorgen (Mittwoch) früh geht es nach Rom. Den Eindruck den mir Italien diesesmal gibt, vermag ich schwer zu schildern. Wer zum erstenmale Italien durchreist, ist wie ein zum erstenmale Verliebter, der seine Glückseligkeit in alle vier Winde hinausschreien möchte. Die Wirkung einer zweiten Reise ist ruhiger, aber tiefer. Die schon bekannten Gegenstände treten jetzt dem empfangenden Geiste ganz anders entgegen, dieser Natur, diesen Kunstschätzen gegenüber, in dem Sonnenlichte des Südens fühlt man, was Göthe irgendwo in seiner italienischen Reise als „stille wache Seligkeit“ bezeichnet. Die Fahrt über die Apenninen werde ich nie vergessen. In Bologna hatte ich, ehe wir, nachdem wir den Abend vorher um 10 Uhr angekommen, um $10^1/_2$ Vormittags abreisten, eben Zeit, R— nach St. Petronio und in den Dom zu führen, ihm die schiefen Thürme, und den prächtigen Brunnen Giovanni's da Bologna zu zeigen, und es ging beim herrlichsten warmen, maihaften Wetter, bei goldenem Sonnenschein weiter. Die

Naturschönheiten der Apeninnengegenden versuche ich nicht zu beschreiben. Meist sieht man die Bergzüge in dreierlei Höhen hintereinander streichen. Die erste und niedrigste zeigt lachende Hügel, von freundlichen Häusergruppen gekrönt, zwischen Bäumen durchblickend. Die zweite, höhere, ist bewaldet, die dritte zieht sich dahinter, wie ein Steinwall. Zuweilen blickt über alles dieses noch die schwarzblaue Pyramide irgend eines Bergriesen, über dessen Gipfelspitze die Wolken sich hinwälzen. Höher oben im Gebirge, gegen Poretta und Pracchia kommen schmale Flussthäler, durch welche das Wasser, über viele Felsenbrocken hinrauschend, strömt; die Bergwände mit dichtem aber niedrigen Baumwuchse bedeckt. Endlich ist die Höhe erreicht. Von da an gibt es wundervolle Blicke in die tiefen Thäler, Ortschaften, Landhäuser, die Mischung immergrüner und vom Herbst braunroth gefärbter Bäume gibt ein wundervolles Farbenspiel, wenigstens für die jetzige Jahreszeit. Es drängt völlig ein malerischer Punct den andern. Pistoja, Prato waren jetzt rasch erreicht und bald tauchte die wohlbekannte Form der florentiner Domkuppel auf. Wir kamen müde und ausgehungert an, aber doch trunken von all der Schönheit, die wir gesehen. Nachdem wir uns mit Speise und Trank gelabt, beschlossen wir noch einen Gang durch die Stadt zu machen, obschon mittlerweile die Nacht hereingebrochen. Aber siehe da! Florenz prangte in dem Lichtmeere und Feuerglanze einer Illumination zu Ehren der Einverleibung Venedigs. Die beleuchtete Domkuppel, der Thurm des Palazzo vecchio ragten wie ungeheure Meteore in den Nachthimmel, der Pallast Pitti war mit Lampenreihen gekrönt, der Arno warf den Glanz zurück und zeigte den prachtvollen Anblick nach der Tiefe gestürzt. R— war volltsändig ausser sich. „Ist das eine Decoration aus einem Zauberstücke oder Wirklichkeit?!“ rief er. In allen Gassen wogte das Volk, Musikbanden spielten. Heut haben wir ein wenig Kirchen und Museen durchlaufen. Die medizeische Venus, Niobe, Cimabues Madonna, Orcagnas Paradies, diese Wunderwerke der Kunst alle, grüsste ich als alte Bekannte. Michel Angelo's Tageszeiten

und seinen David fand ich gewaltiger als je. Meine treue florentiner Pflegerin Marie wollte ich natürlich auch besuchen. Ich komme in die via della Scala, finde an Stelle des Hauses, wo ich Tage des reinsten Glückes verlebt, einen luxuriösen Neubau, und kein Mensch weiss mir zu sagen, wohin sich die Signora Maria gewendet. Das hat mich nun freilich recht schmerzlich berührt. Gegen Abend ging ich nach S. Miniato hinauf, es ist eine reizende Kirche und der Blick über Florenz von dort einzig. Müde genug kamen wir nach Hause und jetzt beschliesse ich den Tag damit Dir zu schreiben. Möge ich in Rom nur recht bald und recht gute Nachricht von Dir erhalten! Ganz sonderbar berührt es mich hier, mitten in einem wahren Wonnemond die Erinnerung an den schon geheizten warmen Ofen daheim. . . . . "

* * *

Rom, am 10-ten November.

„ . . . . Es ist mir wie ein Traum, dass ich wieder in Rom bin, ja, ich habe die Empfindung, als sei ich gar nicht fort gewesen. Die bekannten Strassen, Kirchen, Ruinen, die bekannten Gesichter! St—s sind freilich nicht hier, aber werden erwartet, es wäre mir ganz unbeschreiblich lieb wenn sie noch während der Zeit meines hiesigen Aufenthaltes hier einträfen. Rom, das einst so fabelhaft vor meiner Fantasie dalag, macht mir gar nicht mehr den Eindruck der Fremde, es ist mir hier so heimathlich, dass ich es gar nicht sagen kann. Ich bewohne diessmal zwei ganz reizende, äusserst anheimelnde Zimmer im Hotel Minerva. Die Aussicht geht auf nichts geringeres als auf das Pantheon. Den Weg hieher habe ich über Pisa-Nunziatella-Civitavecchia genommen. Die Nachtfahrt mit der Diligenze war freilich wieder eine leidige Sache. In Montalto wurde ich in dem mir vom vorigen Jahre her wohlbekannten Kämmerchen abermals mit Chlorkalk durchräuchert. Nach Civitavecchia kam ich bei Sonnen-Aufgang. Das mittelländische Meer bot einen grossen Anblick, hatte ich es im vorigen Jahre in stürmischer

Erregung gefunden, so war es diesmal so glatt und ruhig, dass es die Wolkenbilder des Himmels wie ein Teich abspiegelte. Die Luft war klar und rein, die Insel Corsica lag mit ihren Gebirgen scharf gezeichnet am Horizonte da, in Piombino konnte ich die Häuser zählen und Elba schien keinen Büchsenschuss weit entfernt. Den ersten Tag hatten wir in Rom, was man hier eine bellissima giornata nennt, dagegen hat mich heut ein brutissimo Scirocco nervenangreifend mit seinem Glutathem angehaucht, und Regengüsse gebracht. Jetzt Abends um 7 Uhr ist es wundersam erquickend geworden. Dass hier alles grünt und in voller Blüthe steht, wird Dich nach meinen vorjährigen Schilderungen nicht überraschen. R— hat vor Verwunderung die Hände zusammengeschlagen, der erste Pomeranzenbaum voll Früchte erfreute ihn so, dass er „zum Andenken“ eine der Früchte mitnehmen wollte. Ich versicherte ihm lachend, er werde hinfort solchen „Seltenheiten“ in Menge begegnen. Gregorovius suche ich morgen oder übermorgen auf. Ich freue mich, ihm berichten zu können, mit wie vieler Theilnahme seine Bücher in Prag gelesen worden. Von den Herrlichkeiten Roms habe ich diesmal noch blutwenig gesehen. Die Geschäfte werden mir hoffentlich doch so viel Zeit übrig lassen, die alten Eindrücke aufzufrischen und zu befestigen. Wie viel das werth ist, sehe ich erst jetzt vollkommen ein. Die Eindrücke der ersten Reise leben allerdings noch alle in meiner Seele, aber wie hinter einem angelaufenen Glase. Es ist, als werde das Glas jetzt abgewischt, die Bilder treten im alten Glanze hervor. Von unserem Kriegespech will jeder hören, wir müssen die Geschichte der preussischen Invasion alle Augenblicke zum Besten geben. Ueber die Erwerbung Venetiens, das dem regno d' Italia wie eine reife Birne in den Schoss gefallen, herrscht grosser Jubel, aller Orten sind die Ansichten des Marcusplatzes, der Rialto u. s. w. ausgestellt; die Zeitungen wimmeln von emphatischen Artikeln und bombastischen Gedichten, welche einen Ton anschlagen, als habe der Re guerriero das Land nach einer Reihe glänzender Siege befreit. Ich weiss nicht, ob man solches mehr kindisch, oder mehr

verächtlich finden soll. Ein Regierungsdecret, das ich in Florenz las, fing ganz naiv an: „nachdem die Occupation Veneziens durch die Fremdlinge zu Ende ist, so“ u. s. w. Es weiss heut zu Tage kein Mensch mehr, was Recht oder Unrecht ist! Hier wimmelt noch alles von französischem Militär. Dem 15. Dezember sieht man mit den verschiedensten Empfindungen entgegen. Es gibt viele, die an den Abzug der Franzosen durchaus nicht glauben. Andere sehen im Geiste den Re galantuomo schon im Vatican . . . .“

Rom, am 19-ten November.

„. . . . Den Plan eines Ausfluges nach Neapel habe ich aufgegeben! ich müsste rückkehrend sieben, sage! sieben Tage Quarantaine halten, obschon das Erlöschen der Cholera in Neapel sogar auch schon offiziell erklärt worden. Es ist ein eigenes Schicksal, das mich trifft, dass mir die leidige Cholera nun schon zum zweitenmale den Weg in jenes gepriesene „Paradies von Europa“ versperrt. Auf Rom lastet diesmal eine gewitterschwüle Atmosphäre; man fühlt sich, wie auf einer Pulvertonne, auf welche sich der Zündfunken der glimmenden Lunte losfrisst. Nach dem 15. Dezember dürfte Rom der Schauplatz vielleicht schrecklicher Scenen werden.

R—, der gestern das Hochamt im St. Peter mitmachte, erzählte mir, der heilige Vater habe in Blick und Miene den Ausdruck der tiefsten Sorge und Betrübniss gezeigt, und es müssen in der That seit gestern, Gott weiss was für Nachrichten eingetroffen sein, denn während wir sonst Monsignore Nardi stets voll der freundlich würdevollen Heiterkeit eines echten römischen Prälaten fanden, war er heut beim Abschied ungemein gerührt, trüb und konnte Schmerz und Gram kaum verbergen. Er sagte uns offen, er erwarte nach dem Abzuge der Franzosen eine blutige Katastrophe. Jetzt, wie wir heimgingen, sahen wir auf Piazza Colonna grosse Truppen echt römischen Mobs, je zehn, je zwölf, in eifrigem Gespräche. Solche Vorboten kennen wir von 1848 her. Kurz, wir sehen wo der

Zimmermann das Loch gelassen. Wir würden endlich auch ohne Quarantaine Neapel ruhig an seinem Golf liegen lassen. Allerdings ist heut und morgen und übermorgen noch nicht das mindeste zu besorgen, aber sowohl R— als ich haben das Gefühl, dass wir aufathmen werden, sobald wir Rom hinter uns haben. Ich danke Gott, dass ich im vorigen Jahre noch das echte, alte, heiter-behagliche Rom der Romantiker gesehen, während la Roma de Romani, wie jetzt der Lieblingsausdruck der Italianissimi lautet, mir nur einen übeln Eindruck hinterlassen könnte. Ein Lichtpunkt war für mich diesmal Gregorovius. Der Verkehr mit einem Manne von Geist, Bildung und Wissen bleibt immer der beste Theil des Lebens.

Im Rückwege wollen wir in Pisa, in Bologna, in Venedig, in Wien Station machen. Von Pisa aus schreibe ich Dir wieder, voraussichtlich nur wenige Zeilen über unsere Ankunft u. s. w. In Bologna habe ich zwei bis drei Tage zu thun. Auf Venedig in der Glorie seiner „Befreiung“ bin ich sehr neugierig. Wohl wird mir aber erst werden, bis ich hören werde : „Station Bechowitz, eine Minute!!!“ Glaube aber deswegen nicht, dass mir darüber das glänzende Bild Italiens verloren geht. Ich danke doch Gott, das einzige Land wiederholt und gut gesehen zu haben. Der geistige Gewinn ist und bleibt ein immenser, aber wessen Seele können Gemälde, Bildwerke, Ruinen, Palläste und die ganzen Herrlichkeiten der südlichen Natur füllen, wenn an den tiefsten Grundlagen aller sittlichen Existenz gerüttelt wird? Ich begreife noch weit eher, wie Goethe während der Leipziger Schlachttage chinesische Studien treiben konnte, als wie man jetzt in der Antike u. s. w. unbefangen Genuss und Belehrung suchen mag; damals standen hinter all' den vorüberstürmenden Wetterwolken die ewigen Sterne, Gott, Gerechtigkeit, Wahrheit unverrückt, während jetzt alles in das wilde Wirbeln eines kommenden Jüngstgerichtes gerathen ist. Der preussische Krieg ist für uns das Alpha dieser Zeit gewesen, wie wird das Omega aussehen? Hier in Rom ist freilich die Stätte grosser Katastrophen, und man sollte mit grossem

Blicke schauen und anschauen lernen. .... Die sixtinische Capelle ist richtig seit dem vorigen Jahre „grösser“ geworden. Die Gestalten der Propheten und Sibyllen, die biblischen Geschichten lassen jede Beschreibung oder Nachbildung hinter sich zurück, aber auch die blossen Akt- und Füllfiguren, die „Vorfahren Christi,“ von deren Existenz wir ohne des Abraham autem genuit Isac u. s. w. nichts wüssten, und mit jenem Evangelium nichts wissen als die leeren Namen, sind, wie sie Michel Angelo an die Wand gemalt, gewaltige Erscheinungen. Wer Raphaels Stanzen und die sixtinische Capelle gesehen, bewahrt in seiner Seele einen Schatz, den ihm keine Zeit nehmen kann. . . . . “

1868.

(Vierte Reise.)

Pisa, den 7-ten April.

„ . . . . In später Abendstunde sitze ich nach einem überreichen Tage hier in meinem sehr behaglichen Zimmer. In ein vollblühendes Hausgärtchen vor meinem Fenster scheint in tagheller Klarheit der volle Mond, und wenn ich heut tagüber Dich hundertmal hergewünscht habe, so will ich mir jetzt wenigstens das Vergnügen machen. Dir, so gut ich eben kann, meine Reiseeindrücke zu schildern. Unser Reisetag von Wien nach Venedig war so herrlich, wie nur ein blauer sonniger Vorfrühlingstag es sein kann. Ueberall grüne Saaten, angrünende Hecken, auch wohl schon Bäume, die sich zu belauben begannen. rauschende Wiesenwässerchen, milder Sonnenschein, am klaren Himmel leicht getuschte, helle Federwölkchen. Nur in den Strassengräben und an den Waldrändern schmelzende Schneestreifen. Weiter von Wien weg der Schneeberg, noch in seinem blendenden Schneemantel sich vom klaren Himmel abhebend, imposant und bei dem schon grünenden Vordergrunde der Landschaft völlig den Character einer Schweizergegend gebend. Das Herz ging mir auf, ich sang halblaut Uhlands „Frühlingsglauben“ nach Schuberts Melodie vor mich hin „nun muss sich alles, alles wenden.“ Ich hätte aufjubeln mögen. Gibt es aber wohl auch etwas Entzückenderes. aus dem sprossenden Vorfrühling so, wie uns bevorstand, plötzlich hinein-

zufallen, in den vollblühenden Sommer. Wir passirten den Semmering, mit dem es mir geht, wie mit gewissen Beethoven'schen Sonaten, von denen ich jeden Takt auswendig weiss, und die mich doch jedesmal wieder mit voller Gewalt packen. Ich glaube, dass ich die Sonaten und die Fahrt über den Semmering schwerlich jemals satt bekommen werde. Hier zeigten sich im frischen Rasen schon einzelne Gruppen von Gelbblümchen und in den Wäldern wurde zwischendurch eine Vogelstimme laut. Bei der Station Breitenstein umdrängten den Zug die gewöhnlichen Schaaren der Weiber und Kinder mit ihren Stöcken voll angebundener Sträusse mit Edelweiss und anderer Alpenblumen. Es sieht aus wie ein Festzug der Flora, freilich zerstört der Anblick der Blumenträgerinnen selbst jegliche Poesie, es sind Figuren darunter, in deren Händen Ofengabel und Besen weit passlicher wäre. Als der Tag graute, passirten wir Adelsberg, beim ersten Morgenlicht die öden Steinfelder von Sessana-Prosecco. Es ist eine unglaublich trostlose Gegend und es ist fast mitleiderregend zu sehen, wie sich die Menschen abquälen. diesem chaotischen Durcheinander von Steinen und Steingeröll da und dort ein Fleckchen urbaren Landes abzuringen. Meist liegt letzteres in kleinen, seichten, amphitheatralischen Mulden, wo über einige dürre Baumstämmchen Reben gezogen sind oder wo mattgrüne Saaten aufsprossen, welche aussehen, als blieben sie lieber in der Erde. Das adriatische Meer zeigte sich in Morgenklarheit, ebenso Schloss Duino mit seinen malerischen Städtchen, Gradiska, Görz. In Oberitalien stand alles voll rother Mandelblüthen, daneben lebhaft gelbblühende Rapsfelder. Aus dem weitesten Hintergrunde blickten uns die schneebedeckten, weissleuchtenden Spitzen der julischen Alpen nach! Der Tag war wundersam schön, unsere, schon italienische Reisegesellschaft lebhaft und angenehm. Die Lagune vor Venedig präsentirte sich diesmal sehr übel, es war eben tiefste Ebbe, statt des blauglitzernden ungeheuren Wasserspiegels überall Schlammfelder mit Seetang; von Canälen durchschnitten. Venedig im Mondlicht bleibt ein unvergleichlicher Anblick.

Unsere Abreise um 6 Uhr Früh war eine Hetzjagd. Wir kamen auf dem Bahnhofe eben noch zurecht. Im Waggon trafen wir den Archivdirector L— aus München, nebst Frau, angenehme Leute, die uns leider in Bologna verliessen. Wie man die Fülle von Poesie, welche der erste Akt des Goethe'schen Tasso entwickelt, in die Gegend von Ferrara versetzen mag, begreife ich nicht. In dem Gedichte „Italien“ ist diese Gegend das prosaische Blatt, etwa, wie wenn man mitten in „Hermann und Dorothea“ einige Seiten aus „Zinckens ökonomischem Lexikon“ einschalten wollte; flach, flach und wieder flach, endlose Reihen von Ulmen, an denen sich Rebenguirlanden von Baum zu Baum schwingen, endlose Pappelalleen, breite und lange Saatfelder. Aber die Städtchen Poggio renatico, Galliera u. s. w. sehen reinlich und wohlhabend aus. Der Reno rief die Erinnerung an die römischen Triumviren wach, die sich auf einer Insel dieses nichtsbedeutenden Flüsschens in die Welt theilten. Endlich zeigte sich der wohlbekannte Hügel mit der krönenden Marienkirche und dem Zickzack der emporführenden Arcaden, Asinelli verneigte sich von Weitem, da lag Bologna. Nach raschem Mittagmal weiter. Im Waggon sass neben mir eine junge, kräftige, schöne und ganz elegante Italienerin, die eine Zigarre nach der andern anbrannte und verdampfte. Was für einen abscheulichen Tabakraucherzug sie um den Mund bekam, so oft sie sich den Tabakstengel zwischen die wohlgeformten Lippen steckte! Ein schönes Tabak rauchendes Mädchen macht mir immer den Eindruck, wie eine Rose, über welche eine Spinne kriecht. Die Niederfahrt von den Apenninen nach Pistoja übte wieder ihren ganzen Zauber. Wenn das gelobte Land, in welches Moses vom Berge herabblickte, so aussah, muss es dem Propheten recht hart gekommen sein, dass ihm der Eintritt versagt blieb. Auf dem Bahnhofe in Pistoja fragten wir sofort wegen des Trains nach Pisa, bis dahin hatten wir nämlich in Venedig die Plätze genommen. Der Conducteur salutirte höflich und sagte mit grösster Seelenruhe: „domani, la mattina, alle sei e trenta potranno continuare il suo viaggio“ (es war sieben Uhr Abend!)

„oggi no?“ „Non Signore! Bisogna dunque passar la notte in Pistoja?“ „Il treno no sicuro parte che domani!?“ „Sicuro.“ Da standen wir, sahen einander an, und brachen endlich in ein schallendes Gelächter aus, zu welchem das Eisenbahnpersonale Chorus machte. Also ein unwillkürliches Nachtlager in Pistoja! Aber es war gar nicht schlecht. Wir liefen noch bei taghellem Mondscheine in den breiten, schönen Strassen der anmuthigen Stadt (sie ist ein Kleinflorenz) umher. Die ganze schöne Welt von Pistoja war auf den Füssen. Von den Apenninen her strömte ein belebender kühler Hauch, die Gärten, welche weit und breit die Stadt umgeben dufteten. Das war nun ein italienischer Abend, wie man sich ihn eben nicht denkt, wenn man hinten im Norden bei zehn Grad Kälte hinter dem Ofen sitzt. Morgens, als endlich die „sei e trenta“ gekommen, wollten wir auf Pisa los. Der Morgen war himmlisch schön. Ich bin früher einmal bei Nacht von Pisa über Lucca nach Pistoja-Bologna gefahren, diesmal sah ich erst die bezaubernde Schönheit der Gegend. Ein reizendes Städtchen nach dem andern, von grünenden Paradiesen umgeben. Ripafratta wird von einer ganz deutsch aussehenden Burgruine überragt. Lucca präsentirt sich gar stattlich, die Michelkirche steht ganz imposant da. Der Badeort S. Giuliano ist der vielleicht schönste Punkt der Fahrt. Mit Freuden begrüsste ich die aufleuchtenden pisaner Bauten, den Dom, den schiefen Thurm, das Battisterio. Der erste Gang galt dem Domplatze, der nun freilich seinesgleichen nicht hat. Den Campo santo, der im grünen Frühlingsschmuck geradezu bezaubernd ist, habe ich diesmal mehr genossen, als je früher. Der grosse Bilderkreis Benozzo Gozzoli's bleibt selbst als Ruine unschätzbar, die Orcagna's habe ich fast in die letzten Details hinein studirt, so auch die „Eremiten der Thebais.“ Von der neuerlich angefachten Echtheit der Orcagnas bin ich nunmehr aus inneren Gründen mehr überzeugt als je. Auch die reiche Sammlung von Sculpturen darf ein höchst respectables Museum heissen, dazu die zum Theile bedeutenden Grabmonumente. Im Wiesenraume der Mitte blühten Blumen und ragten die Cypressen dunkel

in den blauen Himmel, der Eindruck des ganzen ist einzig! Ich erinnere mich im vorigen Jahre in dem Feuilleton der Wiener Zeitung Reisebriefe gelesen zu haben, deren Verfasser meinte „der Campo santo in Pisa bleibe tief unter den gehegten Erwartungen.“ Was wohl der Mann für „Erwartungen“ gehabt haben muss?! Ein anderer kundiger Thebaner, der einige Jahre früher in demselben Journal reisenotizelte, fand hinwiederum über die Malereien nichts weiter zu sagen, als: die drei Königsleichen im trionfo della morte seien unappetitlich und der gute Appetit, mit dem einer der Engel bei Abraham dem Tische des Patriarchen zuspricht, so dass ihm der Bissen die Backen schwellt, sei komisch und so auch sei der Dominikaner oder die Dominikanerseele, an welcher Engel und Teufel herumzerren, „komisch.“ Solchen Leuten sollte das Reisen von Polizeiwegen verboten werden, oder wenn sie schon reisen wollen und müssen, so sollen sie wenigstens hinterdrein das Maul halten. Wer in den herz- und gemütherschütternden Orcagna's, in der Fülle der Poesie Benozzos nur „komische Züge“ sucht, der mag sich auf einem der Bilder Benozzos sein Ebenbild, den von Vasari belobten „sich drehenden“ suchen. Ich habe mit letzterem das Experiment gemacht, er dreht sich wirklich, das heisst das Auge wird vollkommen getäuscht. Ich meine nemlich den grasenden Esel im „Opfer Abraham's.“ Ich habe manche ganz neue Anschauung gewonnen. Im Battisterio sang ich wieder breit gebrochene Accorde, welche das Echo der Kuppel in zauberhaften Klängen nachsang. Einige Italiener kamen eben hinein, hörten zu, und bezeugten endlich in Wort und Blick ihre Freude, wie denn dieses musikalische Volk mit ähnlichem sehr leicht anzuregen ist. Nicola Pisanos weit und weltberühmte Kanzel hat mir besser gefallen als je. Ich kam nach all dem Schauen und Geniessen um 5 Uhr ganz müde heim und zur Tabel d' hôte, da nach den geistigen Genüssen auch der Körper seine Rechte geltend machte. Ich muss der gran Bretagne das Zeugniss geben, dass sie eine brillante Küche führt: feinster Seefisch, Wildentchen mit Oliven, Lammscoteletten en papillote u. s. w.

Nach Tisch setzten wir uns mit einem zufälligen Tischnachbar, der sich uns anschloss, einem Schleswig-Holsteiner, in ein Caffeehaus am Lungarno und machten dann noch im Glanze des eben vollgewordenen Mondes einen Gang auf den Domplatz. Wie märchenhaft die drei Wundergebäude in der magischen Beleuchtung ragten! Bis gegen 10 Uhr liefen wir umher, und dann habe ich mich hergesetzt, und geschrieben, und endige jetzt, denn es ist Mitternacht vorbei und wir sollen morgen Früh nach Rom. . . . . "

* *
*

Rom, am 13. April Ostermontag 1868.

Erst heut komme ich nach all' dem Herumlaufen, Schauen, Hören und Staunen der Osterwoche dazu, mich ruhig oder doch ruhiger hinsetzen und Dir über alle die Eindrücke berichten zu können. Jetzt, nachdem ich das Ausserordentliche selbst mitgemacht, begreife ich, warum die Fremden zum Osterfeste in Rom scharenweise herbeiströmen. Aber ich will meinen Reisebericht nicht durch Exclamationen und lyrische Sprünge zerreissen, ich will vielmehr anknüpfen, wo ich ihn unterbrochen habe. Also am 8. Morgens bei klarem Frühlingswetter von Pisa fort, über Livorno und weiter den wohlbekannten Weg die Küste des mittelländischen Meeres entlang. Die ehemalige Marterfahrt auf der Diligence von Nunziatella nach Civita-Vecchia wird den Reisenden jetzt erspart, die Eisenbahnverbindung ist eine ununterbrochene. In Montalto nahm man uns die Pässe ab, bald zeigte sich die uralte Etrusker- und Tarquinierstadt Corneto mit ihren Thürmen auf einem Hügel ernst und malerisch gebreitet, bald auch das leidige Hafennest Civita-Vecchia, dessen Leuchtthurm bei eingebrochener Dämmerung schon sein Licht weithin strahlen liess. Es war ein ganz gewaltiger Train, der im Bahnhofe dastand und aus dem es in allen Sprachen der gebildeten Welt hinaustönte; ein ansehnliches Contingent an Reisenden, der französischen Garnison angehörig, wuchs zu. Der klarste Mondschein

leuchtete uns nach Rom. Bis dahin war alles gut und schön. Wir rollen langsamer in den römischen Bahnhof, der Zug hält. Aber vom Aussteigen ist noch lange keine Rede. Erst nimmt man uns Waggon nach Waggon die Fahrbillete ab. Dann werden uns Waggon nach Waggon die in Montalto abgenommenen Pässe zurückgestellt. Endlich öffnet St. Petrus die Waggonthüre und „qua data porta ruunt“ ein ungeheures Gewimmel drängt sich nach der Halle der Gepäcksausfolgung. Hier heisst es abermals halt! Ehe das Gepäck herbeigeschafft wird, nach Nummern geordnet, vergeht eine uns endlos dünkende Zeit. Fäuste schlagen an die versperrte Thüre der Gepäckshalle, wer Interesse daran hat, die Leib- und Kernflüche der verschiedenen Nationen Europas zum Gegenstande vergleichender Studien zu machen, könnte hier sein Genügen finden. Endlich, endlich thun sich die Thüren auf, und wir werden aufgefordert, die Koffer u. s. w. zur Visitation aufzumachen. Die Duane steckt die Nase hinein, findet nichts Bedenkliches und entlässt uns in Gnaden. Wir nehmen den ersten besten Wagen und fahren nach Hôtel Minerva. Kein Platz, alles bis zu den Dachkammern überfüllt. Die nächsten Alberghi St. Chiara und Palombella ebenso. Albergo Cesari „pieno come un ovo“ wie sich einer der Facchins, die sich zudringlich und nicht abweisbar auf das Rückbrett unserer Kutsche geschwungen, ausdrückt. Jetzt beginnen uns diese Patrons Privatquartiere mit aller Emphase, deren ein römischer Lohndiener oder Cicerone fähig ist, zu empfehlen. Im ersten, das wir besehen, verlangt man für zwei altfränkische Zimmer, in denen es sicherlich spuckt, für die Zeit von 14 Tagen die artige Summe von 200 Francs. Wir eiligst weiter. Die grossen Hôtels auf dem spanischen Platze alle gedrängt voll. Wir fahren überall an und ziehen überall ab „colle trombe in sacco.“ Nirgends Unterkunft, Mitternacht ist nahe, wir haben alle mögliche Aussicht die Nacht unter dem Obelisk auf Piazza del Popolo in Gesellschaft der vier wasserspeienden Löwen zuzubringen. Mit desparater Resignation rufen wir „alla Minerva!“ der eine Facchin meint, da seien wir ja schon

gewesen. Aber wir waren entschlossen, dort um Unterkunft, allenfalls im Hundestalle, zu bitten, besser doch als die Nacht im Freien zuzubringen. Und so wurden wir denn endlich unter Dach und Fach und in den Salon de lecture der Minerva gebracht, wo wir auf Canapees so gut oder so schlecht als möglich schliefen. Den folgenden Morgen suchten wir den Fürsten P— im Hôtel de Rome auf, in der stillen Hoffnung etwa im Zimmer seines Kammerdieners einen Unterschlupf zu finden. Denn keine zweite Nacht in dem Salon de lecture zuzubringen, hatten wir hoch und theuer geschworen. Schon nach 7 Uhr Früh war ein Domestik mit einem der Büste des älteren Brutus abgelernten Gesichte hineingekommen, eine Dame wolle im Salon frühstücken „die Herren mögen daher“ u. s. w. Nicht lange, so guckte die Dame in Person herein, schnatterte uns französisch an und zog sich nicht ohne Ingrimm zurück „j'ai ici un rendezvous avce une amie.“ Bald kam auch die angekündigte Freundin. Ein junger, blonder, fader, himmellanger Bursch trat ein, breitete Notenblätter auf den Tisch, klimperte auf dem Pianoforte und schrieb dann eifrig, der Unselige componirte!! Das fehlte noch. Kurz wir trugen im Hôtel de Rome Sr. Durchlaucht in schicklicher Weise unsere Leidensgeschichte vor. Er hörte uns herablassend an, wünschte, dass wir bald eine Wohnung finden mögen, und entliess uns in Gnaden. Aber der Kammerdiener war unser Retter. In der benachbarten via delle carozze fanden wir durch seine Vermittlung ein Zimmerchen, das uns so lange beherbergte, bis in der Minerva etwas frei wurde, wo wir denn in diesem Augenblicke bequem und behaglich sitzen.

Donnerstag am 9., es war der Gründonnerstag, eilten wir in die Peterskirche und sahen dort die Ceremonie der Fusswaschung, welche der Papst an 13 Greisen verrichtet. Vom Balkon unter der Kuppel wurden die grossen Reliquien der Peterskirche gezeigt, das Schweisstuch Veronikas, die Lanze u. s. w. Plötzlich höre ich einen freudigen Ausruf, und A— fliegt auf mich zu. „Wie wird sich Liszt freuen, Sie hier zu sehen, er hängt mit einer

fast schwärmerischen Freundschaft an Ihnen.“ Indessen psalmodirt die Sängercapelle und singt dazwischen Sätze im Palestrinastyl, unendliche Menschenscharen wogen in dem ungeheuren Raume auf und ab, oder umknieen das in einem Feuermeere von Kerzen flammende heilige Grab. Jetzt ziehen auch die Pilgerprozessionen ein, der poetisch-sonderbarste Anblick. Voraus eine gespensterhaft vermummte Bruderschaft. Jeder Vermummte trug eine brennende Kerze in der Hand. Ein Kreuz ragte wie eine Standarte inmitten. Sie intoniren mit scharf gellenden Stimmen einen Bussgesang, welcher durch Mark und Bein geht. Dann folgen die Pilger paarweise, Pilgerstäbe tragend, ein blinder Greis wird von einem der Gespenster geführt, hinter dessen verhüllender Kapuze vielleicht das Gesicht eines römischen Nobile steckt. Dann drei herrliche Gestalten, drei wunderbar schöne Damen, ernstblickend, in schwarze Schleier gehüllt, in schwarze Seide gekleidet, die mittlere trägt ein hohes Crucifix, die beiden andern tragen brennende Kerzen, nebengehende Livreediener lassen erkennen, dass die drei Damen etwas sehr vornehmes sind. Hinter ihnen ein Zug Pilgerinnen. Feierlich durchschreitet der Zug die Kirche und entfernt sich dann wieder. Indessen stellen Akolithen auf den Altar der Kirche eine Reihe Krystallvasen. In feierlichem Aufzuge nähern sich unter den Gesängen der Capelle sämmtliche Cardinäle, jeder trägt eine Art zierlichen Besens in der Hand. Sie treten zum Altar, giessen, indem sie die Krystallvasen mit leichter Bewegung umstürzen, deren Inhalt auf den Altartisch und waschen diesen mit ihren zierlichen Beschen ab, die ganze Waschung keine wirkliche Reinigung, sondern eine symbolische Ceremonie. Am Charfreitag machte ich Vormittags einen Gang über das Capitol, trat einen Augenblick in die Kirche Gesu, die ich durch Vorhänge tief verfinstert fand, was einen merkwürdigen Eindruck machte. So ist es auch eigenthümlich ergreifend, die Lampen am Petersgrabe ausgelöscht zu finden. Man ist sonst so sehr gewohnt, dort jenen kleinen Sternenhimmel flammen zu sehen, dass man völlig erschrickt, alles finster und todt zu erblicken. Nachmittag sahen und hörten wir

den Gottesdienst in der sixtinischen Capelle. Ich habe von der wunderbaren Wirkung dieser Zeremonien, dieser Musik Zahlloses gehört und gelesen, aber meine Erwartungen wurden übertroffen. Das stundenlange Psalmodiren, während eine Kerze nach der andern erlischt, ist allerdings sehr ermüdend. Aber endlich wird die letzte Kerze ausgelöscht, die herabblickenden Riesengestalten der Propheten und Sibyllen Michel Angelo's bekommen in der eingetretenen tiefen Dämmerung geradezu etwas geisterhaftes, eine lange, bange Stille folgt. In der benachbarten Sala regia verstummt das englische Froschgequack und französische Spatzengezwitscher, ein lang gedehntes St! von hundert Stimmen ermahnt zur Aufmerksamkeit. Jetzt ist es so still, dass man eine Stecknadel fallen hören könnte. Da beginnt leise und zu immer volleren Klängen anschwellend das Miserere der Capelle, und da ist's nun rein aus. Darüber gibt es schwerlich etwas! Der Vortrag dieses berühmten Stückes hat etwas unbeschreibliches. Jeder Ton ist ganz Seele, Liebe, Andacht, Schmerz. Die Stimmen von himmlischer Klarheit und Reinheit fliessen wie Wellen ineinander, jetzt erhebt sich kristallhell der Sopran, jetzt tönt der ernste, gleichsam trauervolle Bass, jetzt dringt der metallhaltige Klang der Tenore, der milde Klang des Altes dazwischen. Die Stimmen durchdringen sich, trennen sich, schwellen, verklingen, wachsen endlich gewaltig an, ohne im mindesten schreiend zu werden. Kein Singverein der Welt leistet etwas Aehnliches. Man denkt sich diesen Musikstyl wohl jezuweilen so vorgetragen, aber man verzweifelt an der Möglichkeit ihn je so zu hören, bis man hier endlich das Ideal verwirklicht findet. Den folgenden Tag hörte ich die Capelle im Lateran eine Messe singen, und so auch am Ostertage in St. Peter. Das singen sie nun in den weiten Räumen stark und gleichmässig ab, es verhält sich gegen den feinbeseelten Vortrag in der Sixtina etwa, wie eines der Tribunenmosaiken, welches nur Umrisse und wenige kräftige ungebrochene Farben gibt, aber mit dieser derben Technik eine eigene Grossartigkeit erzielt, zu einem überaus durchgebildeten Tafelbilde voll feinster Züge, Lasuren u. s. w.

Der Heimweg führte uns an verschiedenen brillant beleuchteten Wurstladen vorüber. Die Leute haben in diesem Punkte hier einen ganz eigenen Geschmack. Wo es gilt etwas schön und gefällig zu ordnen, sind sie Meister, und vollends eine Beleuchtung, von der illuminirten Peterskuppel bis herab zu den illuminirten Salami, darf in ihrer Art ein Kunstwerk heissen. Schinken, Würste und Käselaibe mit Lorbeer bekränzt, mit Blumen geziert, strahlen in einem Lichtmeere, hinten baut sich die Geschichte zu einer Art Altar auf, wo hinter einem ganzen Sternensystem brennender Kerzen ein Madonnenbild herabblickt. Einer hatte ein Tabernakel angebracht, wo sich transparente Bilder der Passionsgeschichte (!) drehten, so dass eines nach dem andern vorüberzog. Ich glaube Gregorovius erzählt etwas ähnliches. Es gibt ferner gar nichts Lustigeres als die Buden der Limonen- und Pomeranzenverkäufer, die hochgethürmten Pyramiden der goldenen Früchte, Guirlanden, ja ganze architektonische Dekorationen aus dergleichen, dazwischen Laubgewinde und inmitten ein plätschernder Springbrunnen.

Den Charsamstag begleiteten Regengüsse, wie es eben nun nur in Rom, wo Alles grossartig ist, sogar das schlechte Wetter, regnen kann. Als ich über das alte Forum ging, strömten von dem Hügel des Titusbogens im Wortverstande ganze Bäche, die mit einem Salto mortale übersetzt werden mussten. Im Lateran sah ich die feierliche Taufe einer Türkin, es ist nämlich der Tag der feierlichen Taufen. Das alte Bild in der Capelle Sancta Sanctorum, das Original unseres Prager Christuskopfes im Dom, war diessmal aufgedeckt, der Silberaltar auf welchem es stehet, reich beleuchtet. Zahlreiche Beter knieten die ganze Scala Santa hinauf. Ich nahm mir Zeit durch das Gitterfenster (denn hinein konnte man nicht) die Architektur der Capelle zu studieren, das Werk eines Cosmaten, eigenthümlich romantisch und zierlich. Im Rückwege trete ich einen Augenblick in den Hof des rechter Hand liegenden Capitolpallastes, um den Grabcippus der älteren Agrippina zu sehen. Zu meiner nicht

geringen Ueberraschung finde ich davor Herrn von F—. Er war auch sehr überrascht mich zu erblicken. Denselben Tag traf ich auch mit dem Maler Sch— zusammen, mit dem ich in Bistrau bei der Baronin L— so frohe Tage verlebt. Rom gleicht wirklich einem in colossalen Dimensionen angelegten Badeort, wo man Leuten aus allen Nationen, und unter diesen alle Augenblicke irgend einem Bekannten begegnet, und die eigentlichen Einwohner nur da zu sein scheinen, um Miethzettel an ihre Hausthüren zu kleben. Der Ostersonntag begann mit wechselndem Wetter und liess uns für den ungestörten Eindruck der grossartigen Schauspiele fürchten, welche er bietet. Der Gottesdienst in der Peterskirche gestaltete sich in überschwenglicher Pracht, die Menschenmassen musste man nach Tausenden zählen, dennoch war in der Kirche kein wirkliches Gedränge. Nach dem Hochamte füllten Tausende und Abertausende den Petersplatz. Der Raum, der über Stufen schräg zur Kirche emporführt, glich dem Parterre eines übervollen Theaters. Es war hübsch anzusehen, wie so oft eine regnende Wolke über uns wegzog, sofort einzelne Regenschirme aus der dichten Masse von Köpfen aufschossen wie Pilze aus dem moosigen Waldboden bei Regenwetter. Einmal, da es dicht regnete bildeten die Schirme völlig etwas der Testudo der römischen Kriegskunst ähnliches, wie es die Darstellungen der Antoniussäule zeigen. Aber es begann der Himmel sich zu lichten, und als der Papst auf den Balkon heraustrat, kam auch die Sonne in voller Glorie hervor. Die Stimme des heiligen Vaters, der auf einem tragbaren Throne hoch emporgehalten wurde, tönte kräftig und freudig über den weiten Raum; der Moment aber, wo er sich mit ausgebreiteten Armen erhebt, um die Stadt und die Welt zu segnen, ist äusserst ergreifend. Alles fiel auf die Knie, die Glocken läuteten, die Kanonen der Engelsburg donnerten, das Jubelgeschrei des Volkes übertönte Glocken und Kanonen. Bei hellem Sonnenscheine zogen die ungeheuren Menschenmassen heim. Ich ging an dem Hause zu Trinita de monti vorbei, wo St—s gewohnt. Der Portier, ein freundlicher Mensch, der den Eingang des Hauses in

einen wirklich ganz reizenden Blumengarten verwandelt hat, erkannte mich und redete mich an ob ich wisse, dass Gräfin St— mit dem jungen Grafen in Rom sei? Sie wohnen Via de Babuino. Ich eilte gleich hin, das Wiedersehen war allerdings schmerzlich. Die Gräfin erzählte mir viel von den letzten Tagen und Stunden des Verewigten, der starb, wie er gelebt, das heisst wie man eben selbst zu leben und zu sterben wünschte. Abends aber erwartete mich ein Anblick, welcher freilich über alle Beschreibung geht : die Illumination der Peterskirche. Jenes Transparent, welches ich Euch von Rom mitgebracht, gibt davon allerdings den allgemeinsten Begriff, von der Wirkung aber, welche der ungeheuer zauberhafte Anblick in Wirklichkeit macht, dennoch keine Ahnung. Der Wechsel ruhig leuchtender Feuerpunkte, der Lampen und dazwischen grosser, flimmernder Feuersterne, der Feuerpfannen, symetrisch geordnet, gibt dem Ganzen ein eigenes Leben, es erinnert an einen aus kleinen und grossen Brillanten zusammengesetzten Schmuck. Dazu nun freilich die riesigen Dimensionen des Ganzen. Ueber dem gigantischen Feuermeteor standen die Sterne ordentlich als matte Lichtpünktchen am Himmel. Wir konnten des Anblicks nicht satt werden, und kamen spät nach Hause.

Den 17-ten April.

Nach einer Unterbrechung von mehreren Tagen voll Visiten, Aufwartungen, diplomatischer und sentimentaler Auseinandersetzungen bei geist- und weltlichen Herrschaften, da ich denn Abends zu müde war, um nur einen Finger geschweige denn die Feder rühren zu können, setze ich mich mit dem festen Vorsatze her, heut meinen Brief fertig zu bekommen, da ich mir wohl denken kann, dass Ihr ihn schon mit einiger Ungeduld erwarten möget. Der Ostermontag, an dem ich meine Mittheilungen unterbrach, wurde Abends durch die berühmte Feuergarbe der Girandola verherrlicht. Das vulkanartige Ausbrechen dieser Tausende von Raketen, der flammende Pfauenschweif, den sie bilden, ist überraschend, kömmt aber gegen die

Wirkung der Beleuchtung des vorhergehenden Abends nicht auf. Ich pries mich auf dem Heimwege im Stillen glücklich, dass ich also das Osterfest in Rom wirklich und wahrhaftig mitgemacht. Gestern wurde ich eingeladen, eine Gesellschaft in die Villa Ludovisi zu begleiten. Man muss dergleichen immer für einen Glücksfall nehmen, denn die Schwierigkeit Eintritt zu erlangen, über welche sich auch schon Goethe vor zweiundachtzig Jahren beklagte, dauert bis heute fort. Die kleine Antikensammlung ist nun freilich ein Besitzthum, wie es kein Kaiser hat. Ich begrüsste den wundervollen Colossalkopf der Juno, den Barbaren, der sein Weib und sich tödtet, den Ares, den ruhenden Krieger u. s. w. wie werthe Bekannte, die man nach langer Trennung wiedersieht. Der Eindruck ist diessmal ein ganz anderer. Als ich das erstemal in Rom war und ohne Aussicht auf Wiederkehr schied, dünkten mich alle diese Herrlichkeiten wie Wundererscheinungen einer fremden Welt, welche sich einen Augenblick lang zeigen, um dann für immer zu verschwinden, um in dem Beseligten, welcher sie schauen durfte, nichts zurückzulassen, als das Bild ihrer Erinnerung und eine stete Sehnsucht. Jetzt, wo ich wiederkehrend alles an seiner alten Stelle finde, werden sie mir commensurabel, ich versichere mich ihrer geistig in ganz anderer und dauernder Art. Diese jetzige Reise ist für mich eine grosse Wohlthat, welche mir die Vorsehung gewährt, ich denke auch, sie wird ihre Früchte tragen. Freilich etwas spät! Es ist ein Jammer, dass ich eine solche geistige Spätbirne bin. Das Alles hätte um ein Vierteljahrhundert früher kommen müssen. . . . . Unmittelbar aus der Villa Ludovisi gingen wir in das Atelier des Bildhauers Fabi-Altini, um einen antiken, auf der Strasse gegen Ostia ausgegrabenen Bachus zu sehen. Ich sah vor drei Jahren seinen Torso, seitdem haben sich die fehlenden Theile bis auf den linken Arm in Brocken und Stücken zusammengefunden, und nun steht freilich, Dank sei es der Meisterschaft des Restaurators, ein junger Gott da, von dem Fabi-Altini mit Recht behauptet: es sei der schönste antike Bachus, den man kennt. Der Kopf ist ganz

wunderbar. Ueber die weichen, halbweiblichen Züge, die dionysische Süssigkeit um Auge und Mund, breitet sich ein eigenthümlicher Hauch von Wehmuth. Ich möchte dieses hochedle Kunstwerk etwa in die Zeit Hadrians versetzen, das Material ist parischer Marmor. Es gehört einem Herrn Rocchi, auf dessen Grunde es ausgegraben wurde und steht zum Verkaufe. Leider besorge ich, dass der schöne Dionysos in irgend eine englische Privatsammlung oder dass er nach Russland wandern wird, um sich in der hyperboräischen Nacht nach der Sonne des Südens zurückzusehnen. Gedenke ich doch auch jetzt so oft jener Worte: „wie fühl ich in Rom mich so froh, gedenk ich der Zeiten, wo mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing, trieb und gestaltlos die Welt“ u. s. w. Wir lesen hier in den Zeitungen, dass ihr in Schneemassen begraben seid. Hier hatten wir einige sündfluthartige Regentage, heute blickt mir tiefblauer Himmel und goldenes Sonnenlicht in's Fenster. Die Vegetation um Rom ist eben jetzt von wunderbarster Herrlichkeit. Mein einziges Leid ist hier, dass Ihr das alles nicht auch seht. Könnte ich Euch nur einmal durch die Gärten des Pincio, durch Villa Borghese, auf das Belvedere der Villa Ludovisi führen! Was ich den geistlichen hohen Herren hier ganz besonders anrechne, das ist, dass sie im Gespräche die kirchlichen Verhältnisse in Oesterreich mit keiner Silbe berühren, für Personalien aber desto theilnehmender sind. Hierin erkenne ich nun wieder den feinen Takt dieser wahrhaft vornehmen Persönlichkeiten. — Man hat mir im Ministerium von freien Stücken eine Urlaubsverlängerung angeboten, überhaupt sehen die Herren dort oben in Wien mich etwas anders an, als in Prag es der Fall ist; für sie bin ich „ein Mann der Oesterreich Ehre macht“ (ipsissima verba), für Prag eine „Arbeitskraft,“ wie es die Dampfmaschine für den Fabriksbesitzer ist. Gott erlöse mich bald von dem Sklavenschiffe, auf dem ich mitrudere!! . . . . “

Rom, den 20-ten April.

„.... A— gab mir zu Ehren eine ganz kleine aber glänzende Soirée. Gäste waren: Liszt, Gregorovius, die Herzogin Colonna nebst Schwester, ein Fräulein von St— (eine feine, höchst gebildete Dame). Ich spielte mit Liszt die neue Ouverture, die er sehr lobte und die er besonders „ganz brillant“ findet. Dann spielte Liszt Solo. Gregorovius, den ich wie selten jemanden liebe und verehre, hat eine wahre grosse Freude gehabt, als ich ihm sagte, wie fleissig wir seine Sachen lesen. Unsere alten Freunde und Landsleute, Schimek und Sequenz bilden unseren täglichen Umgang. Ich fühle mich hier wirklich vollständig wie zu Hause, ja es ist mir, als sei ich eigentlich gar nicht fort gewesen. Alle Welt grüsst mich mit Freuden als alten Freund bis auf die Camerieri der Trattorie, die Kirchendiener, die Bettler herab. Einem etwa sechsjährigen, krüppelhaften, auf einer Krücke humpelnden, übrigens bildschönen Mädchen, das vor drei Jahren bei der Chiesa nova sein Wesen trieb, gab ich öfter ein Almosen. Diesmal finde ich die bekannte Stelle leer, das Kind denke ich, ist gestorben. Aber siehe da, wer humpelt in der Via Condotti mit Jubel auf mich los? mein kleines Krüppelchen, sie ist sogar etwas gewachsen.

Ich unterbreche, denn um 10 Uhr ist in S. Pudentiana die Installirung des Cardinals Bonaparte. Ich sah ihn vor einigen Tagen in St. Peter ganz in der Nähe. Er, nämlich seine Erscheinung, hat mir einen ausserordentlichen Eindruck gemacht. Er gleicht Napoleon I., aber den eisernen Despoten und Helden in einen Kirchenfürsten übersetzt. Den wunderbaren, tiefen, still begeisterten Ausdruck seines Auges werde ich nie vergessen. Um 11 Uhr ist Requiem in der Anima für König Ludwig von Baiern. Da soll und muss ich auch dabei sein, Arbeit über Arbeit für den Vormittag!

Der Cardinal ist installirt, das Requiem für den alten König ist gesungen. Letzteres war eine ganz würdige Feier. Die päpstliche Capelle sang ein Requiem von einem der Nachpalestriner und ein Dies irae von Pitoni.

In der Kirche der Anima machen die vielen Grabsteine mit deutschen Namen einen eigenen Eindruck, es ist als sei man gar nicht in Rom.

Ich bin seitdem durch die Sammlungen des Capitols gelaufen, es ist eben wie das Wiedersehen alter Bekannter. Rom ist überreich. Hätten wir doch in Prag, was hier in die Antikenrumpelkammer geworfen wird, oder, was in verlornen Winkeln der Pallasthöfe bei Seite gestellt, kaum jemals eines Blickes gewürdigt, nach und nach zu Grunde geht! Das Capitolgärtchen ist in diesem Augenblicke das reizendste, was es in der Welt geben mag, Blüthe über Blüthe. Der Rosenduft breitet sich weit hin. Die Blumenkörbe der hiesigen Blumenhändler sind eben auch etwas was man sehen kann. Die Blumen bilden darin eine Art Mosaik, Farben und Blumenkelche mit feinstem Schönheitsinne zusammengeordnet. Die Körbe selbst sind gross und flach. Die Riesenbouquets, womit sich unsere Damen auf Bällen schleppen, sind ein Art Nachahmung, freilich eine verunglückte. Die ganze Gegend ist jetzt hier Blüthe, Glanz, Duft. Es ist unbeschreiblich. Nach den wenigen Regentagen ist klare, warme, sogar heisse Witterung eingetreten. Man muss sich in Acht nehmen, gegen die Lufttemperatur draussen ist es in den Kirchen und Pallästen kellerkühl. Ich habe denn auch einen Schnupfen erster Grösse durchgeschnaubt und durchhustet. Sonst geht es mir trefflich, und alle Welt in Rom schreit, wie gut ich aussehe.

Sonntag war Revue auf den Wiesenflächen unterhalb Monte Mario. Ich sah die wirklich prachtvollen Truppen über den Ponte molle und an mir vorüberziehen. Man findet Leute aus allen Nationen darunter. Die Fahne einer Infanterieabtheilung trug mit koketter Grazie ein in seiner Art wunderschöner Mohr, wie man mir sagte, ein afrikanischer Prinz. Gemeine Zuaven in Glacéhandschuhen und mit Augenzwickern in ein Caffeehaus treten und dort etwas Feines geniessen zu sehen, wobei sie mit zierlichstem Anstand den Handschuh von der beringten aristokratischen Hand streifen und im elegantesten Französisch plaudern, ist nicht eben etwas Seltenes. Da sind denn auch wiederum

Spanier, Engländer, Schotten, Deutsche. Unter Letzteren traf ich Preussen, Rheinländer, die in dem unglücklichen Sommer 1866 in Prag gewesen und Stadt und Einwohner nicht genug zu loben wussten. Es sind keine Glücksritter, keine Abenteurer, kein anderwärts ausgemustertes Volk, das etwa hier faut de mieux unter der päpstlichen Fahne zusammenläuft, es sind Leute, die sehr wohl wissen, wo und warum sie dienen. Das Ganze hat etwas imposantes.

Vorgestern sah ich einen Leichenzug, der sich ziemlich rasch auf eine kleine Kirche in der via del Parione zu bewegte. Wie gewöhnlich trugen sechs schwarze Gespenster den verhüllten Todten, andere schwarze Gespenster mit flammenden Kerzen in Händen rechts und links nebenher. Aber siehe, beim Eintritte in das Kirchlein schoben sie höchst gelassen die Kaputzen in die Höhe, und es kamen überaus behagliche Gesichter zum Vorschein, denen man die segensreichen Folgen von Maccaroni und Mungana ansah. So demaskirt beteten sie ihr de profundis, dann vergespensterten sie sich wieder, packten ihren Todten auf und zogen grauenhaft anzusehen, weiter.

Bei A— war abermals ein schöner Abend (Liszt u. s. w.) Ein recht hübsches kleines Abenteuer entwickelte sich dabei recht anmuthig. Am Charfreitage, als in der Sixtinischen Capelle das Miserere gesungen wurde, stand neben mir eine sehr anmuthige deutsche junge Dame mit ihrem ebenfalls fein und hübsch aussehenden Gemahl. Nach dem Miserere kann die Dame ihr Entzücken nicht länger bergen und macht ihm mit einigen Worten Luft, ich werde davon sympathisch berührt, und fange gleichfalls zu schwärmen an, und so schwärmen wir denn als wären wir alte Bekannte. Ich trete in A—'s Soirèe, und siehe, wer sitzt wie eine junge Hebe in glänzender Toilette da: meine sixtinische Misereresschwärmerin! Wir lachten beide auf. Sie sang später sehr artig einige Lieder, welche Liszt accompagnirte. Diess gab Gelegenheit, dass sie mir von ihrem Singmeister erzählte, welcher die originelle Methode hatte, jeden Schüler lange Zeit alles auf einen Vokal singen zu lassen, den er je nach Stimme u. s. w. des Schülers bestimmt. Für meine junge

Dame fand er ö offiziell und so musste sie zum Beispiel singen : „dö Lötösblöme öngstöt söch, vör der Sönne Pröcht“ u. s. w. Jetzt darf sie singen, wie sie will.

Vor einigen Tagen war der Papst zum Gedächtniss seiner Rettung bei S. Agnese. Er wurde dort mit Reden u. s. w. empfangen; besonders hielt der junge Pius Mortara eine etwas schwülstige, versifizirte. Wie er nun fertig ist, sagt der Papst mit seinem schalkhaften Lächeln : „Sie haben mir da sehr schöne Titel gegeben, mein Sohn, aber einen mit dem mich die Herren Revolutionäre beehren, haben sie doch vergessen : „Das alte Waschmaul aus dem Vatikan“ (il vecchio verboso del Vaticano.)“ An die vorübergegangenen Schreckenstage denken die Römer mit Entsetzen. Ich sprach dieser Tage einen deutschen Lieutenant, der hier „der Held von Aqua acetosa“ genannt wird, weil er an der genannten Stelle mit einer Handvoll Leute Wunder von Tapferkeit that. Der treffliche Soldat erzählte einfach, ungeschminkt, bescheiden von der Affaire. Gräulich genug ging es da zu! Man sieht noch hin und her Leute auf Krücken u. s. w. Blessirte aus der Schlacht bei Mentana. Dass das Chassepotgewehr so äusserst grosse Wirkung gethan wie die Zeitungen schrieben und schrieen, läugnete unser Erzähler; den Garibaldinern gab er das Zeugniss, dass sie sich, offenbar unter der Führung tüchtiger Offiziere, höchst anerkennenswerth schlugen und keineswegs wie feiges Gesindel liefen.

Den 27-ten April, Montag.

Wir haben gestern, Sonntag, eine etwas anstrengende, aber überaus herrliche Partie gemacht. Wir fuhren mit dem ersten Frühtrain nach Frascati : dort nahmen wir in einer Osterie ein solides Frühstück ein, mietheten dann Esel, und nun ging die Cavalcade los. Zuerst nach Grotta ferrata, welches sich bald in seiner entzückenden Lage zeigte. Dort stiegen wir ab, traten in das burgartig befestigte Kloster, wurden von den Mönchen höchst freundlich empfangen, besahen die schönen Fresken Domenicchino's mit den Geschichten des heiligen Nilus (Klosterstifters)

und die byzantinische Stola des Klosterschatzes. In einer Seitenhalle redete eine junge Frau mit etwas bekümmert-ängstlicher Miene lebhaft in einen ehrwürdigen Greis hinein, welcher ihr theilnehmend zuhörte, und in leisen Antworten augenscheinlich Trost und guten Rath gab. Mir wurde da recht klar, was so eine geistliche Colonie für das Volk sein kann und es im Mittelalter in noch erhöhtem Maasse gewesen sein muss. Wenn einmal alle die „unnützen“ Klöster in „nützliche“ industrielle Locale oder in Kasernen u. s. w. verwandelt sein werden, mag das Volk Trost, Rath und Hilfe suchen, wo es will, beim Advokaten, der es hinters Licht führt und aussäckelt, beim Wucherjuden u. s. w., einen Greis wie meinen alten Mönch von Grotta ferrata, bei dem die bekümmerte Frau Trost suchte und auch sofort fand, wird es dann mit der Diogeneslaterne suchen können. Wir nahmen Abschied, bestiegen unsere langohrigen Reitthiere, und nun ging es bergab in ein grünendes Thal, in dessen Grunde Papiermühlen polterten, von der Höhe blickten uns die Thürme und Zinnen von Grotta ferrata nach. Bald zeigte sich Marino, ein ruinenhaftes, gräulich räubernesthaft anzusehendes Städtchen, in welchem aber ordentliche, ruhige Leute hausen. Wir tranken dort zur Stärkung ein Glas Wein und der Ritt durch den frühlingsgrünen Laubwald hinter Marino wird eine meiner entzückendsten Erinnerungen bleiben. Der Wald blieb hinter uns, eine Gegend voll Berg und Thal öffnete sich, siehe da! der Albanersee, ein tiefblauer, ovaler Wasserspiegel in einem amphitheatralischen Krater, hoch darüber thronend Castel Gandolfo mit seiner prächtigen Kuppelkirche. Wir ritten durch das freundliche Städtchen und warfen auf Pallast und Garten des Papstes einen flüchtigen Blick. Zwischen den Riesenbäumen der Galleria di sotto zogen wir nach Albano, passirten es, nach Aricia mit seiner wundervollen Lage, nach Genzano, wo wir Mittag hielten, und dem herrlichen Genzanowein alle Ehre anthaten. Nun aber kam der schönste Theil unseres Ausfluges : der Ritt rings um den Nemisee. Du wirst Dich erinnern, wie ich immer von dieser wunderbaren Naturidylle geschwärmt habe,

und doch hatte ich den See nur im Jänner gesehen. Jetzt umgab den kreisrunden „Spiegel der Diana" ein vollbelaubter Kranz von Wald, alles in voller Blüthe, Waldblumen roth und gelb und blau, und Bäume ganz in Blüthenschnee gehüllt. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Wir ritten ganz unten am Seerande, Eidechsen huschten über den Weg, Vogelstimmen tönten, durch das grüne Laubgitter blickte oben der blaue Himmel, seitwärts der blaue See. Die Lage von Nemi auf einem vorstossenden Felsen, von dem ein mittelalterlicher Burgthurm heruntersieht, ist geradehin unbeschreiblich. Von zehn zu zehn Schritten ändert sich die Ansicht, eine immer schöner als die andere. Unter dem Burgfelsen liegt eine Mühle, auf welche das Wasser cascadenartig herunterbraust. Endlich war unser Rundritt vollendet, wir kamen wieder nach Genzano, kehrten nach Albano zurück, erquickten uns in einem Café und fuhren mit einem Omnibus, den der stolze Name „il Curiazio" zierte, auf den Bahnhof, von wo uns der nächste Zug nach Rom zurückschaffte. Dort kamen wir, wie der Liebhaber Chloes in dem Mozart'schem Liede „ermattet aber selig" an.

Und morgen, wenn Gott will, geht es für einige Tage nach Neapel. Ich wünsche und hoffe, dass diesmal kein Hinderniss im letzten Momente „halt" rufen wird. Es wäre doch ein eigenes Schicksal dreimal in Rom gewesen zu sein, ohne Neapel gesehen zu haben. Diesmal, denke ich, wird sich die Sache doch machen. Ich begreife nicht recht, wie Lage und Natur dort noch schöner sein sollen, als das was wir gestern im Albanergebirge gesehen. Möge uns nur auch das Wetter begünstigen. Den heutigen Tag denke ich hier noch im vatikanischen Museum hinzubringen. Man muss die Eindrücke sammeln und festhalten, so viel und stark man eben kann. Sie müssen dann auch für viele Jahre vorhalten. Man meint zum Beispiel die Raphaelfresken auswendig zu wissen, und doch ergreifen sie immer und immer wieder mit der ganzen Gewalt des Neuen, Einzigen. Ueber die Prachträume, wo die marmornen Götter Griechenlands hausen, ist nun eben auch gar nichts zu sagen. Ein solches Wunder von Kunst und

von Pracht konnte eben nur unter den gegebenen, besonderen Bedingungen hier in Rom entstehen. Vor einigen Tagen habe ich Liszt in seinem Kloster St. Francesca Romana besucht. Er wohnt dort freilich wie ein kleiner Fürst. Die Aussicht aus seinem Arbeitszimmer geht auf den Titusbogen und die Ruinen der Kaiserpalläste. Ich habe mit ihm eine äusserst angenehme Stunde verschwatzt. Er ist unverändert, obwohl er selbst behauptet, die Zeit wo er z. B. seine symphonischen Dichtungen schrieb, liege wie ein Fremdes und Abgethanes hinter ihm. Ich berichtete ihm über die Aufführung der „Elisabeth“ und der „acht Seligkeiten“ in Prag, was er mit Theilnahme und Freude hörte. Liszt nimmt hier nur Freitags Besuche an, was ich recht wohl begreife, er würde sonst zu Tode besucht und angestiegen. Dieser eigene Mensch ist denn doch am Ende eine der Merkwürdigkeiten Roms. Er erhalte täglich durchschnittlich seine fünfzehn Briefe, sagte er mir, von denen er freilich immer eilf in den Papierkorb wirft, ehe er den zwölften beantwortet.... “

* *
*

Neapel den 29-ten April ½11 Uhr Abend und
den 30-ten April Früh.

„....Hier sitze ich, dort raucht er, nämlich der Vesuv. Doch ich thue ihm Unrecht. Er raucht nicht, er speit Feuer, er wirft Asche und Steine, er lässt Lava strömen. Enfin es ist des Kukuks! Nachdem ich die Beleuchtung der Peterskuppel gesehen, gönnt mir der liebe Gott das Glück einen Ausbruch des Vesuv zu schauen!! Ich falle auf beide Knie, strecke die Hände gegen Himmel und bete an! .... Wir sind vorgestern Abend nach Neapel gekommen. Schlage doch Goethe’s italienische Reise auf. Er sagt „man sage, schreibe, male, was man will, hier ist mehr als Alles. Ich bin nach meiner Art ganz still und mache, wenn es zu toll wird, grosse, grosse Augen.“ So geht es mir auch. Ich mache grosse, grosse Augen. Heut waren wir auf St. Martino und in Camaldoli. Ich kann es noch immer nicht recht glauben, dass so etwas

existirt. Der Blick von !Camaldoli! Ischia, Procido, Nisida, Capri, dass man die Häuser zählen kann, das Vorgebirg Misenum, Averuus, der See Agnano, alles wie Kinderspielzeug zu Füssen liegend, das ungeheure tiefblaue Meer, links das prächtige Neapel und dahinten der Feuerberg gewaltsam dampfend. Man könnte schier von Sinnen kommen. Und die Klarheit der Luft, der Glanz, der Schmelz der Farben! Den Vesuv zu betrachten, werde ich nicht müde. Wie ungeheuer ist die Naturkraft, welche diese gewaltsamen Dampfmassen emporstösst und emporwirbelt. Aber zwischen den quammigen, paffigen, weissen Dampfsäulen erhebt sich weilweise etwas wie eine aufsteigende Dämonengestalt, das schwarze Phantom wird breit, theilt sich, fällt wie ein schwarzer Nebel herab. Es sind die Stein- und Aschenauswürfe. Und wird es Nacht und dunkel, dann leuchtet die Dampfsäule als Feuersäule weit über Land und Meer. Und dieses Meer liegt so herrlich, so tiefblau gefärbt, so ruhig der gewaltigen Empörung der Elemente zu Füssen. Und das Land ist da, wie ein Gottesgarten. In Neapel lebt man der Minute, dem Moment, während man anderwärts immer sich mit Erinnerungen der Vergangenheit, mit vorgreifenden Gedanken der Zukunft abängstigt. Dabei kann freilich nichts herauskommen als ein Schlaraffenleben, wie es die Leute hier eben führen. Ich habe heute in der Jncoronata die sieben Sacramente Giottos, in S. Chiara die gothischen Gräber der Anjou gesehen. Herrliche Sachen für Florenz, für Pisa, für Siena u. s. w. Hier spielen sie nicht die beste Figur. Sie nehmen sich aus, als wollte jemand mitten in ein Bachanal hinein einige Seiten aus der „Summa“ des heiligen Thomas von Aquino vorlesen. Es ist sehr consequent, wenn die Kirchen hier durchweg bunt sind wie Eichhörnchenbauer und wenn angekleidete Puppen in Glasschränken darin eine grosse Rolle spielen. Der trockene ernste Verstand wird hier von dem brausenden Katarakt aller aufgeregten Lebenskräfte so übertönt, dass er gar nicht zu Worte kömmt. Unsere Fahrt von Rom hieher bot schon eine Fülle des Herrlichen. Sie führte über Albano zunächst nach Civita Lavigna, dem antiken

Lanuvium, dann nach Velletri, welches, imposant malerisch auf einen breiten Hügelrücken gebaut rings ein weites kreisrundes Thal, ein gelobtes Land beherrscht, wo „Oel und Wein trieft.“ Der Weg ging durch ein Blüthenmeer nach Segni, Anagni u. s. w. Das hübsche Frosinone zeigte sich, bald danach Ceccano, ein abenteuerliches, ruinenhaftes aber unglaublich malerisches Nest, es sieht aus, wie man etwa den babylonischen Thurm zu malen pflegt. In Ceprano, der Grenzstation, dem alten Fregellae ging es an's Pass- und Gepäckebegucken. Wir fuhren über den Garigliano und betraten so das süditalienische Gebiet. Herrlicher Feldbau, herrlicher Baumwuchs. Aus der üppigen Fruchtbarkeit steigen in geringer Ferne steile, ganz nackte Felsberge auf, es ist ein eigener Gegensatz. Die Gebirge werden höher, die Thalgründe üppiger. Aquino auf seinem Hügel sieht aus, als habe man ein Dutzend alter Ritterburgen aneinandergeschoben. Es vergegenwärtigte die Erinnerung zweier vorzüglicher Männer: des Satirikers Juvenal und des grossen Philosophen St. Thomas, welche beide von dort stammten. Das Kloster Monte Cassino zeigte sich nun, es thront auf seiner Berghöhe, wie die prachtvolle Residenz eines mächtigen Königs, während unten die kleine Stadt S. Germano sich unglaublich schön ausbreitet. Aber den Himmel umzogen schwere Wolken, sie strichen am Kamme der Gebirge hin. In Capua fing es an zu regnen, in Caserta goss es. Durch den Regenschleier sehen wir das Gartenland mit seinen Weizenfeldern und Baumpflanzungen. An den Bäumen sind die Reben nicht mehr in einzelnen Guirlanden, wie im oberen Italien, sondern von Stamm zu Stamm wie Saiten einer Lyra oder eines Psalters gespannt. Ganze in der Luft schwebende Weinwände, kreuz und quer, ein ganzes Netz von Weinstöcken über den ellenhohen Weizen hingezogen, so dass der Gottessegen hier wirklich „ebener Erde und ersten Stock“ spielt. Das wundervoll malerische Maddaloni, Aversa werden bei dichtestem Regen passirt. Bei dichtestem Regen halten wir auch unsern Einzug in Neapel, dessen Bahnhofspectakel von Lastträgern. Kutschern u. s. w. uns einen Vorgeschmack von dem

berühmten neapolitanischen Lärm gibt. Wir kehren in dem Hause oder Häuschen eines uns in Rom empfohlenen Schweizers Zapf nahe dem Molo in luftiger Lage wie ein Gartenpavillon hingebaut, ein und fühlen uns gleich wie zu Hause, denn eine kleine halbe Stunde genügt uns erkennen zu lassen, bei was für herzlichen, biederen Menschen wir sind. Die stattliche Madame Zapf, eine Züricherin, ist die allgemeine „Mama“ ihrer Gäste, ist um alles mütterlich besorgt und möchte uns am liebsten in Baumwolle einwickeln. Der treuherzige Schweizer Dialekt macht das brave Ehepaar vollends liebenswürdig. Die Kost ist trefflich, unser Zimmerchen, dessen Balkon nach dem Largo di Cartello und der Via Medina mit ihren mächtigen, figurenreichen Brunnen blickt (wir hören das Plätschern die ganze Nacht) ein Muster von Reinlichkeit. Alles freilich sehr eng, mehr wie ein Puppenkasten, als wie eine ordentliche Wohnung, und erstaunlich „öffentlich,“ wie hier eben Alles; ich habe während ich hier sitze und schreibe, die Balkonthür geöffnet, und da sieht denn halb Neapel meiner Briefschreiberei zu. Am andern Morgen war der Himmel hell und rein, es war der sonnigste Tag. Wir liefen über St. Lucia und die Chiaja und weiter durch die Grotte des Pausilipp und da fing es denn an, dass ich „grosse grosse Augen“ machen musste. Neapels Lage ist geradehin unbeschreiblich. Nachmittag fuhren wir über Capo di Monte nach dem neuen Gottesacker (Cimiterio), der freilich so über alle Begriffe schön liegt, dass es eine Frage ist, ob die Auferstandenen es nicht vorziehen werden, an Ort und Stelle sitzen zu bleiben, statt in den Himmel einzuziehen. Aber auch die Gräber selbst! Man kann sich nichts schöneres denken, als diese Denksäulen, diese Capellen, hier herrscht der edelste Geschmack. Diese jonischen Tempelchen, diese Zippen u. s. w. sind wirkliche Kunstwerke, während bei uns in Wolschau der Schuster-, Schneider- und Geldprotzengeschmack ein Capellenmonstrum neben das andere hinbaut und die Steinmetzenfantasie ein hässliches oder unsinniges oder albernes Monument neben das andere hinpflanzt. Und diese Tempelchen, Zippen u. s. w. ragen aus einem Meere

blühender Rosenbüsche, dazwischen Cypressen, immergrüne Eichen, Lorbeer, Myrthen — ein wahrer Hain der Seligen.

Heut Früh sah ich das grosse Museo borbonico oder Museo nazionale, wie sie es jetzt nennen. Die Schätze, welche das untergegangene Pompeji und Herculanum den kommenden Zeiten bewahrt hatte, liegen hier in einer Ueberfülle aufgehäuft, in welcher man völlig untergeht. Dann erst wieder die herrlichsten Antiken, der farnesische Herkules, der farnesische Stier u. s. w., die einzige Vasensammlung. Ganz besonders interessant waren mir die antiken Wandmalereien, welche einige Säle füllen. Man bekömmt Respect auch vor diesem Zweig der antiken Kunst. Nachmittags gingen wir in Gesellschaft eines sehr feinen angenehmen Herrn aus Odessa nach der Karthause S. Martino und dann nach Camaldoli. Der sacht, aber lange bergansteigende Weg nach dem etwa zwei Stunden entfernten Camaldoli ist wahrhaft himmlisch. Ganze Bergwände voll goldgelber Schmetterlingsblumen, voll blühender Rosen, ein Wald edler Kastanien, Kleefelder wie Purpurteppiche, hin und her ein wundervoller Ausblick auf Land und Meer. Wir blieben bis gegen Sonnenuntergang oben und kehrten heim, während Himmel und Erde in unbeschreiblicher Farbenpracht strahlten.

1-ten Mai.

Dass ich den ersten Mai in Neapel feiere, ist auch wieder eine eigene Fügung. Und ich feiere ihn würdig, denn es wird ein Ausflug nach Pompeji gemacht. Unser Odessaer schliesst sich uns an, auch einige junge, liebenswürdige deutsche Geistliche, die wir in Rom kennen gelernt haben, und die gleichfalls bei Zapf eingekehrt sind. Sobald wir von Pompeji heimkommen, wollen wir sie nach Camaldoli begleiten, diesmal aber zu Esel, um unsere Kräfte zu schonen. Der Führer, welcher alles besorgt, sagte gestern sehr artig: „Sobald die Herren von Pompeji zurückkommen, werden die Esel da sein!“ und heute Früh sagte Papa Zapf: „Sobald die Herren kommen,

sind die Esel schon da!“ Allgemeiner Lachchor!!! Aber eine wunderbare Uebereinstimmung!

4-ten Mai

Wir haben also Pompeji besucht! Ich vermag Dir den einzigen Eindruck dieser von den Todten auferstandenen, oder richtiger, dieser mumienhaft conservirten antiken Stadt nicht mit Worten zu schildern. Man geht wie ein Träumender durch diese Gassen, auf diesem alten Pflaster. Man tritt in die Privathäuser, die Läden, die Tempel, die Hausgärtchen und erhält (besonders wenn man sich die Sammlung der Alterthümer in Museo vergegenwärtigt) ein unschätzbares Bild des Lebens jener längst hingeschwundenen Zeiten. Denn jene Küchengeräthschaften, Luxusmöbel, Viktualien, Waffen u. s. w.. welche in den Glasschränken des Museums aufbewahrt werden, muss man sich allerdings dazu denken, sonst bekömmt die Stadt, wie sie nun dasteht, etwas — ich wüsste es nicht anders zu bezeichnen — todtenkopfartiges, wie denn auch Goethe den Eindruck „halb unangenehm“ fand. Aber auf den Ruinen vortausendjähriger Vergangenheit gaukelt das bunte Leben der Gegenwart. Unter den Arkaden des Amphitheaters, in dem die Pompejaner sassen, als der Vesuv losbrach, stand ein gutgelaunter, zerlumpter Patron und sang zur Guitarre ein Lied. Nachdem wir gegen fünf Stunden in der alten campanischen Stadt verweilt, geschaut, gestaunt, gingen wir, müde und hungrig in eine Osterie vor dem Thore von Stabiä. Aber ach: da war nichts zu haben, und das Wenige war schlecht. Wir fuhren also bald nach Neapel zurück und „die Esel waren da.“ Nachdem wir uns etwas gelabt, wurden letztere bestiegen und es ging hinauf nach Camaldoli. Die Regierung hat auch aus dieser alten frommen Stiftung die Mönche vertrieben; fünf, die noch oben sind, lässt man aussterben, und dann wird aus den Gebäuden vielleicht eine Militärstation gemacht oder so etwas. Ein Greis, sanft wie ein Lamm, heiter und unbefangen wie ein Kind, führte uns umher. Jeder Mönch hat ein kleines Häuschen mit einem Gärt-

chen zur Wohnung. Im Häuschen eine mehr als einfache Stube mit Tisch, Holzstuhl und hartem Bette, ein kleines Hauscapellchen, eine enge Küche. Alles recht reinlich gehalten. Im Gärtchen ein Brunnen. Die Kirche die neben diesem kleinen Mönchsdorfe steht, ist einfach-schön. Die verödete prachtvolle Karthause S. Martino in der sich nur einige Soldaten herumtreiben, macht fast einen peinlichen Eindruck. Wir sahen noch die Sonne in's Meer sinken und trabten bei Mondschein den langen Weg heim. Zwischen dem Silberglanz des Mondes leuchteten die Feuerausbrüche des Vesuvs. Wir waren schon unten, als meinen sonst höchst verständigen Esel, der sich bis dahin musterhaft benommen hatte, da ich mich dessen am wenigsten versah, die Lust ankam, sich zu wälzen. Gegen solche Eselargumente kämpfen Götter selbst vergebens — da lag ich, freilich um in der nächsten Secunde aufzuspringen, was denn viel Spass machte. Den andern Tag bestiegen wir, so weit es bei dem ziemlich starken Ausbruche des Kraters eben ohne Gefahr möglich war, den Vesuv. In Resina nahmen wir Pferde und ritten zwischen zahllosen Weinbergen und Winzerwohnungen hinan, tranken, ohne abzusteigen unterwegs köstlichen Lacrimae Christi, kamen immer höher und endlich in die Lavafelder, aus dem Paradies in den Tartarus. Von der Grossartigkeit dieser ungeheuren Massen auch nur annähernd einen Begriff zu geben, fühle ich mich zu schwach. Bei der Einsiedelei stiegen wir ab und gingen zu Fuss höher; an den Fuss des eigentlichen Feuerherdes ganz hinaufzugehen ist jetzt unmöglich. Da sassen wir und schauten und hörten dem Vulkan zu. Denn auch zu hören gab es. Im Innern des Berges donnerte und krachte es, bald wie etwa, wenn man leere Fässer in einem Keller herumwälzen würde, bald wie das Knallen abgefeuerter Kanonen; dann sausten die Flammen wilder und der Steinregen hagelte dichter. Das Alles war bei dem Blicke, den man von oben über dieses himmlische Land hat, und bei der Stille, die ausser dem Tosen des Berges oben herrschte, um so ergreifender. Endlich der herrlichste Sonnenuntergang. Der Ritt hinab, zwischen den Wohlgeruch hauchenden Weinbergen und

Gärten, in der neapolitanischen Mainacht bei taghellem Mondschein hinter uns den Feuerberg, werde ich nie vergessen. Während mein lammfrommes Bräunchen seinen ruhigen Schritt fortging, dachte ich mit tiefster Sehnsucht an Euch, denn mein einziger Schmerz ist : dass Ihr das Alles nicht auch seht. Von unserem entzückenden Aufenthalt in Capri schreibe ich Dir von Rom aus, wohin wir heute (fünften Mai) zurückwollen. Auch darf ich sagen, dass erst jetzt das Bild Italiens sich in mir gerundet und geschlossen hat, nachdem ich auch Neapel kennen gelernt habe. Es ist 1/2 7 Uhr Morgens, die Hitze gleichwohl schon ganz unverschämt, und vor meinem Balkonfenster schon der entsprechende Volksspectakel. Für Jemanden, der Stille und Ruhe liebt, ist Neapel kein Ort. Das Gewühl in der Strasse Toledo, in der Via Porto (letztere der Tummelplatz der Lazzaroni, wie jene andere der der eleganten Welt) geht über alle Beschreibung. Wer selige Ruhe sucht, gehe nach Capri, diesem wundervollen Meeresidyll. Davon, von unserem Besuch der blauen Grotte u. s. w. wie gesagt, im nächsten Briefe mehr. Einstweilen lege ich ein „poetisches Extrablatt“ bei, das ich auf Capri geschrieben.

Die Maienblüthe glänzte reich an Pracht,
Als aus Neapels Lärmen ich geschieden.
Nach Capri, dem Asyl voll süssem Frieden,
Trug mich durch's blaue Meer die leichte Yacht;
Delphine zogen nach, und schaumumlacht
Glitt hin das Schiff durch's Reich der Nereiden.

Im Abendstrahl erglänzten Meer und Luft,
Umwebend Capri's Bild mit Purpurschimmer.
Dann bei Neapel . . . welch' ein Lichtgeflimmer
Vermengt mit Wellengruss und Blumenduft!

Mir ward so wunderbar; zum Meergrund sanken
Des ganzen Lebens Sorg' und Qual und Last,
Und als den Strand betrat der neue Gast
Bewegten ihn gar selige Gedanken.

*

An Felsenwänden reifen Wein und Feigen,
Mild winkt der Oelbaum von den Steinterrassen,
Und in des Städtchens reinlich hellen Gassen
Herrscht Sonntagsruhe rings und friedlich' Schweigen,
Nur leise rauscht es in den Felsenmassen.
Wie da nun Nebelduft entsteigt dem Meere
Und webt am Felsaltar der Faraglionen,
Ist es, als ob die Menschen, die hier wohnen
Dem Meer-Gott opferten zu Dank und Ehre,
Dass er ihr Eiland schied vom Weltgetriebe:
Ein Paradies der Unschuld und der Liebe.

*

„Qui si sana," hier wirst du genesen;
An jener Villa Wand
Kannst du's geschrieben lesen.
Es ist für dieses Land
Der rechte, wahre Titel —
Die Aufschrift zum Kapitel.
Die Sorge schweigt, es flieht der Kummer,
Du findest wieder leichten Schlummer
Bist du auf Capri erst gewesen:
„Qui si sana," hier wirst du genesen. . . . "

* * *

Rom am 7-ten Mai.

„. . . . Gestern traf ich hier in einer Abendgesellschaft einen feinen jungen Mann, einen Musiker aus Schweden, welcher eine unbändige Verehrung für mich an den Tag legte, man kenne mich in Schweden und schätze meine Arbeiten auf's Höchste, er freue sich, dass er hier in Rom Gelegenheit finde u. s. w. So sehe ich, dass ich wirklich Namen und Ruf in ganz Europa habe, sogar dort hinten, wo die Civilisation aufhört und die Eisbären anfangen, aber dieser Name und Ruf trägt nicht so viel ein, um mir die Stiefel versohlen zu lassen. Doch, ich wollte ja weitererzählen. Wo blieben wir doch gleich? Ich denke auf dem Vesuv. Zunächst habe ich also über Sorrent und Capri zu berichten. Doch vorher muss ich noch zu meinem letzten Berichte nachtragen, dass wir vom Feuerberge heimkehrend, Portici illuminirt fanden. Grosse Guirlanden

voll bunter Lampen hingen quer über die Strassen u. s. w. Es war St. Januars Gedächtnisstag, sein Blut war Vormittags in Neapel flüssig geworden, was als gutes Zeichen irgend eines glücklichen Ereignisses angesehen wird. Daher denn grosser echt süditalienischer Festspectakel in allen Städtchen rings um Neapel. Portici leuchtete, wie gesagt in heller Illumination. Jede Nische, die eine Heiligenstatue beherbergt, war von Kränzen farbiger Lampen eingefasst. Es war wirklich ein überaus heiterer Anblick. Was Portici selbst betrifft, so muss man alle „Fenella-Reminiscenzen“ und romantischen Vorstellungen aus der Oper bei Seite lassen. Denke Dir die zur „Linie“ führende Hauptstrasse einer der Vorstädte Wiens oder etwa unser Karolinenthal, aber in's Italienische übersetzt und an's Meer gerückt. Da hast Du Portici, wie es leibt und lebt. Pallastartige Häuser, Handel und Wandel, Geschrei und Lärmen, Kutsche nach Kutsche über das schöne Lavapflaster rollend, Kirchen, Capellen, ein gewaltiges königliches Schloss, durch welches die Heerstrasse und folglich der ganze Verkehrsspectakel mitten hindurchgeht. Das ist jenes Portici, dessen „friedliche Hütten“ verlassen zu müssen, Auber's Masaniello in einer sentimentalen Melodie beklagt. Das Portrait dieses Blutmenschen hängt im Museum, er hat ein gemein-pfiffiges, tückisch-gutgelauntes Gesicht und raucht aus einer irdenen Tabakpfeife. Ich wollte jeder Tenor, der als Masaniello debütirt, müsste zehn Minuten vor dem Auftreten dieses Bildniss gut und aufmerksam besehen, ich wäre wirklich begierig ihn dann das zuckerbreisüsse „Schlummerlied“ singen zu hören. Ich wollte nur das Publikum (wie immer unverständig!) studirte nicht Weltgeschichte im Theater. Von dort her ist für sehr Viele Don Carlos ein idealer Jüngling und Masaniello ein edler Held. Dass Fenella zuletzt „in den Krater des Vesuvs“ springt (nicht vom Molo kurz und gut in's Meer), haben sich unsere Publiküner auch nicht nehmen lassen. Es ist so poetisch, so grossartig, was will ein simpler Sprung in's Wasser dagegen sagen! Ich stelle es mir so vor: als Masaniello gefallen, läuft Fenella sofort auf den Largo di Castello und nimmt für zwei ein halb Francs eine Droschke

bis Resina, wo sie nach einer kleinen Stunde eintrifft. Dort miethet sie sofort eines der Vesuvpferde (sie sind eigens für den halsbrecherischen Weg eingeritten) und trabt drei Stunden etwa, bis zum Eremiten hinauf. Dort steigt sie vom Pferde und langt nach zwei starken Stunden überaus mühsamen Kletterns an die steilen Wände des Feuerkegels, zwischen Lava, Rapilli und Rollsteinen immer höher und höher steigend, endlich unter dem obersten Aschenkegel an. Gegen ein gutes Trinkgeld hilft ihr ein Arbeiter auch hier hinauf, was wieder eine Stunde Zeit braucht. Endlich aber ist sie oben am Kraterrande. Und nun springt sie in den Krater, das heisst in das grosse amphitheatralische Kesselthal, aus dem durch eine Art pyramidenartiger Schlote der Rauch dampft. Ich wollte aber, das Publikum müsste die sieben oder acht Stunden, welche Fenella zu dieser Expedition braucht, im Theater sitzen bleiben. A propos Theater! wir haben in Neapel das welt- und weitberühmte S. Carlo gesehen, wo man Rossini's „Othello“ (recht gut, keineswegs vorzüglich) aufführte. Das Haus ist prächtig genug, und muss noch mehr überrascht haben, ehe die jetzigen Opernhäuser in Berlin, Paris u. s. w. an den brillanten Ausstattungsluxus des äusseren Schauplatzes einigermassen gewöhnt haben. Das Orchester fand ich wohlgeschult, fest, tüchtig; es accompagnirte, wie etwa ein handfester Capellmeister auf dem Claviere begleitet, Seele und Feinheit fehlen ganz. Mit den Orchestern in Wien, Dresden, München ist es nicht entfernt zu vergleichen. Der Raum der Bühne ist enorm, die starkbesetzten Chöre gleichen fast einem Häuflein Menschen, welches sich auf einem Marktplatze aufgestellt hat. Die Costüme sind recht schön, die Stimmen weniger. Die Solisten waren recht gut, doch fielen manche berühmte Stellen, wie das „se il padre m' abbandona“ Desdemonas ganz unter den Tisch, und blieben ohne Wirkung, und das anmuthige Duett „Vorrei che il tuo pensiero“ war gestrichen, vermuthlich weil der Part Emilias mit einer Dame besetzt war, die Gott in seinem Zorn zur Sängerin gemacht. Ein Balletto fantastico, das sich anschloss „Fiamella“, hatten wir nicht mehr die

Geduld anzusehen. Das Schauspiel beginnt um 8 Uhr und endet eine Stunde nach Mitternacht.

Rom, 8-ten Mai.

Ich bin Dir den ganzen Tag in Sorrent, den Aufenthalt in Capri noch schuldig, setze also meine Erzählung fort. Sonntag den Dritten fuhren wir mit dem Frühtrain von Neapel nach Castellamare. Es war ein herrlicher Morgen, kein Wölkchen am Himmel, der sich tiefblau über das tiefe blaue Meer spannte. Nebst R— fuhren drei junge Deutsche, äusserst liebenswürdige, feine und gebildete Geistliche aus der Anima in Rom, die eben auch in Neapel verweilten und bei Zapf unsere Stubennachbarn waren, mit. In Castellamare war Kirchenfest. Beim „ite missa est" ging vor der Kirche ein Gekrach knallender Flintenschüsse und Kanonenschläge los, als sei Castellamare eben vom Feinde mit stürmender Hand genommen worden. Dazu läuteten alle Glocken und Populus jubilirte. Wir liessen die Leute jubiliren, setzten uns in einen bequemen offenen Wagen und fuhren über Vico nach Sorrent. Dieser Weg lässt an Naturschönheiten alles früher von mir Gesehene weit zurück. Himmel, Erde und Meer werden hier zu drei einander umarmenden Grazien. Der Vesuv blickt von Ferne ernst herein, das Meer breitet sich in ungemessene Ferne, die Vegetation, durch welche man fährt, gibt aber vollkommen das Bild eines Paradieses. Wollte ein Maler recht überschwenglich Wälder von Orangen-, von Citronen-, von Feigenbäumen, Weinlauben, Weingelände, hängende Guirlanden blühender Rosen, aufbuschenden Weizen, kurz ein Schönheitschaos von Pflanzenfülle, in dem man völlig untergeht, malen, so copire er nur Schritt für Schritt den Weg zwischen Vico und Sorrent. Der Weinstock wird hier baumartig stark, der Pomeranzenbaum wächst zu gewaltiger Höhe und hängt dicht voll goldener Früchte, dazwischen spinnt der Epheu Mauern und Säulen ein. Die Aloe streckt ihre breiten, gespitzten Stachelblätter wie Speere aus dem Dickicht, die Opuntie baut sich zu

phantastischen Formen auf, und der Oelbaum setzt mit seinem Silbergrün die nöthigen Lichter auf den dunkelgrünen Grund. Weisse Winzerhäuschen, Villen, Capellen gucken, wie herumgesäet, allüberall aus dem Grün; da ist nun ein kleines Thälchen, nach der Landseite amphitheatralisch gerundet (nur dass von den Stufen dieses Amphitheaters statt menschlicher Zuschauer ein dichtgedrängtes Volk von Oelbäumen herübersieht) nach dem Meer hin einen entzückenden Ausblick öffnend. Singende, tanzende Menschen überall, von den Balkons der dachlosen hellweiss getünchten Häuser schauen hinter blühenden Nelkentöpfen die schönen, schwarzlockigen Mädchen von Sorrent auf die vorbeifahrenden Fremdlinge. In Sorrent grosse Prozession mit Musik, Fahnen, weissgekleideter Geistlichkeit. Die glänzend vergoldete Statue des Heiligen, dem der ganze Jubilo gilt, wird von vier oder sechs starken Männern auf einer überreich ornamentirten goldstrahlenden Trage hoch emporgehalten, und schwebt wie ein goldenes Meteor daher. Mädchen und Jünglinge streuen Rosenblätter auf den Weg. Nachdem wir uns an dem heitern Anblick gelabt, mietheten wir eine Barke nach Capri, das wir nach dritthalbstündiger Meeresfahrt erreichten. Wir fuhren direkt zur blauen Grotte. Bald kam ein kleiner, sehr leichter Nachen, in dem wir uns längelang niederlegten, und sofort verschlang uns die backofenartige Oeffnung. „Alzatevi Signori" sagte der Schiffer, wir erhoben uns, und ein Ausruf staunenden Entzückens war unser erstes. Die Grotte strahlte um uns in ihrem unglaublich intensiven blauen Lichte. Es ist wie ein Märchen. Steckst Du die Hand in's Wasser, so scheint sie Silber. Wir fuhren in der ziemlich grossen Grotte hin und her, endlich mussten wir wieder faccia in terra oder richtiger faccia in barca machen und fuhren aus der azurnen Wunderwelt wieder hinaus an's gewöhnliche Tageslicht. Eine kurze Fahrt um die Insel brachte uns an den Landungsplatz. Wir stiegen aus und stiegen jene endlosen Stufen hinauf, von denen Gregorovius erzählt. Wir erreichten das Städtchen Capri und glaubten uns im Orient, selbst die Kirche gleicht einer getauften Moschee. Bald winkte uns die

Palme vor Hôtel Pagano, wir assen schnell und gingen nach der Stelle, wo man gerade auf die Faraglioni, die seltsamen, altarartigen, aus dem Meere ragenden Felsen herabsieht. Welch' ein Asyl des Friedens! Ueberall Fleiss, Ordnung, Reinlichkeit, wohlbestellte Gärtchen, wohlbebaute Aeckerchen und Weinpflanzungen, wo man den Felsen etwas Erde abgetrotzt oder aufgezwungen hat. Die Opuntie steht hier überall zu grossen Bäumen gestaltet. Alles ist unglaublich idyllisch, selige Ruhe athmend. Seelenerquickende Meereslüftchen, von Pflanzendüften durchwürzt, wehen. Die freundlichen begegnenden Einwohner grüssen. Wir sassen später im hellsten Mondschein vor dem Thore des Städtchens, der Polizeimeister der Insel, ein ernster, wackerer Mann gesellte sich zu uns, er versicherte, während seiner ganzen, jetzt neun Monate dauernden Amtsführung noch nie Anlass gehabt zu haben, jemanden arretiren zu lassen. Ein unbeschreibliches Gefühl von Ruhe, Wonne, aufathmender Erquickung überkam uns. Es war uns, als seien wir auf dieser Insel in einem Asyl, wohin das wirre Weltwesen, die Unruhe, der Streit nicht dringen kann. Am folgenden Morgen trat ich um 3 Uhr an's offene Fenster, welche milde, würzige Luft! Weinberge, Gärten, Alles athmete Wohlgeruch, der klarste Mondschein, der funkelndste Sternenhimmel. Ein wahrer „Gottesfrieden“ lag auf der Insel. Da schrieb ich mein neuliches Extrablatt. Nach 5 Uhr schifften wir uns zur Ueberfahrt nach Neapel in unserer Barke ein, es ist eine Fahrt quer über den ganzen Golf, zu der es 4 bis $4^1/_2$ Stunden braucht. Der Tag war wiederum herrlich, die Sonne ging glorreich hinter der Felsenküste von Sorrent auf, und vergoldete die Dampfsäule des fernen Vesuv. In der Mitte des Golfs gingen die Wellen stärker, und siehe! S— wurde blass und immer blässer, und R— wurde blass und immer blässer, sie versanken in bedenkliches Schweigen, und endlich arbeiteten die Herren in das wundervollste aller Lavoirs, in den Golf von Neapel hinein, dass es eine Art hatte. Da nun im Hintergrunde auch der Vesuv spie, so gab es ein eigenthümliches Ensemble von wunderbarer Erhabenheit und lächerlicher

Komik. Ich blieb zum Glücke verschont. Endlich kamen wir dem Lande näher, die See wurde spiegelglatt, und die Patienten erholten sich. Wir stiegen in Portici an's Land, die Geistlichkeit bestieg sofort den Vesuv, ich fuhr nach Neapel zurück, wo ich noch das Museum und meherere Kirchen durchlief. Am folgenden Morgen (Dienstag) schieden wir von unsern biedern Wirthsleuten, welche uns den Aufenthalt so heimatlich gemacht

„die Mama Zapf nahm sich ihrer an
als sie in Napel fremd umher spazierten . . . .“

* *
*

Rom, am 16-ten Mai

„ . . . . Ich bleibe noch bis übermorgen hier, Graf St— ist auf Wunsch und Betreiben der Wittwe aus Belgien hieher transportirt worden, und durch die bedeutenden Verbindungen, welche die Gräfin hier in Rom hat, wurde es ihr möglich, seine Beisetzung in der schönen alten Kirche S. Sabina auf dem Aventin zu erwirken. Uebermorgen ist die Todtenfeier und es ist natürlich, dass ich es dem Andenken eines Mannes, der mich mit Güte überhäufte, schuldig zu sein glaube, nicht hart vor der Feier abzureisen. Und so komme ich selbst auch mit dem lieben, theuren Grafen in Rom zusammen, freilich anders als ich gedacht hätte. Gestern besuchte ich Liszt, wo ich einen stattlichen, äusserst angenehmen Herrn geistlichen Standes und deutscher Abkunft antraf, welchen mir Liszt als Professor Reinken aus Breslau vorstellte. Er ist der Verfasser jenes reizenden geistvollen Buches „die Einsiedler des heiligen Hieronymus“ welches wir Alle mit so vielem Antheil gelesen. Was für ein sonderbarer Rendezvousort ist doch dieses Rom! Liszt hatte auf seinem Clavier das Autorpräsent eines „Siegesgesanges von Mentana“ liegen, worin der Capellmeister der päpstlichen Gensdarmerie seinem Jubel über die Niederlage der Garibaldianer Luft gemacht hat, — triviale Musik, aber wie sie nun Liszt vortrug, wurde sie begeisternd, hinreissend

wie eine Ode Pindars. Dann spielte Liszt auf meine Bitte sein neues Clavierstück, ein wunderschönes Ave Maria. Am Clavier ist und bleibt Liszt ein Zauberer.

Vorgestern Nachmittag fuhren wir nach S. Paolo fuori le mure. Die gigantische Kirche ist vollendet, sie ist von fabelhafter Pracht an Marmor und anderm edlen Gestein, zum Beispiel Altartische von Malachit u. s. w. Eine Deputation ehrlicher Tyroler, welche dem heiligen Vater einen stattlichen Peterspfennig mitgebracht, und in der Anima wohnt, war tagesvorher draussen gewesen. „Das sei doch einmal eine anständige Kirche“ meinten die biederen Alpensöhne, welche, ohne es zu wissen, ein herrliches Seitenstück zu dem vor 1800 Jahren hier gesprochenen Worte Neros lieferten, der, als er in sein vollendetes goldenes Haus trat, die Aeusserung hören liess: „so wohne ich doch endlich einmal wie ein Mensch!“ Ich für meine Person hatte nichts eiligeres zu thun, als den andern Tag in's Karthäuserkloster zu laufen. Wahrhaftig, wäre ich nicht u. s. w., so möchte ich Karthäuser werden. Welch' eine Friedensstätte! Die stillen, reinlichen Klosterhöfe voll gewaltiger Orangenbäume, welche alles mit dem süssesten Duft füllten, in der Mitte des grössten Hofes die Riesencypressen Michel Angelos..... Der Nachklang Neapels tönt noch immerfort in mir. Der brennende Vesuv und das himmlische Capri zieht alle Augenblicke durch meine Träume. Zwei Kinder aus Capri werde ich nie vergessen, einen Knaben Emico und eine Pepina. Ich konnte mich kaum von ihnen trennen, und meinte endlich: „diese zwei Kinder nehme ich mit.“ „Haben Sie denn nicht schon sieben“ sagte R— ganz verdriesslich. „Eben deswegen“ erwiederte ich. Welch' ein gutes Geschlecht von Menschen auf dieser Insel! Um 3 Uhr Morgens tönten aus der dämmernden Kirche schon Psalmen, es waren Frauen, die sich zum frühen Morgengebete versammelt hatten. Gott behüte dieses Paradies der Unschuld und Liebe vor Engländern und anderen wilden Thieren. Ein solches Individuum läuft freilich und leider dort schon umher. Ein feiner junger Mann, den ich für einen Beamten hielt, sass mit mir im freundlichen Gespräche am

Meeresstrande, als ein grosser und starker, vornehm und brutal aussehender Mensch (er sah „stolz und unzufrieden“ aus) rasch herbeikam, eine Weile über's Meer hinblickt, dann, rasch gewendet, sich hinter den blühenden Büschen verlor. Mein Caprese blickt ihm mit einem bedenklichen Ausdruck nach, und sagte : „ma, vedete questi anglesi.“ Nach kurzem Schweigen fuhr er fort : „solltet ihr es glauben Signor, dieser Mensch hat eine Frau wie einen Engel, thut hier aber doch nichts anders, als allen Mädchen nachzustellen!“ Sein Bruder treibt eine harmlosere Jagd, nach Wachteln und anderem Gefieder, gibt aber dafür den Insulanern dadurch Aergerniss, dass er vom frühen Morgen an betrunken ist, womit die Wachteln nach denen er seine Fehlschüsse thut, allerdings sehr einverstanden sein mögen. — Den erschütternden Trauerfall des plötzlichen Todes Graf C— werdet Ihr in den Zeitungen gelesen haben. Ich sah den prachtvollen Leichenzug im Corso. Gestern erzählte mir der Portier im Palazzo Venezia, der Herr Martin, ein wahrer treuer Diener alten Styles, die näheren Details. Die Gräfin hat eine bewunderungswerthe Standhaftigkeit an den Tag gelegt. Einstweilen versieht Baron O— die Geschäfte der Gesandtschaft. Die Römer zerbrechen sich die Köpfe über den muthmasslichen Nachfolger. Ueber meine ferneren Dispositionen so viel : ich fahre Dienstag Früh von hier bis Assisi, wo ich einen Tag bleibe, dann nach Florenz, das mich aber zwei Tage festhalten wird, und sofort nach Venedig (ob ich Bologna im Fluge berühre, weiss ich noch nicht). In Venedig halte ich mich schwerlich länger auf als über Nacht, höchstens einen Tag lang. . . . “

* * *

Florenz, den 25-ten Mai.

„ . . . . Du bliebest zu lange ohne Nachricht von mir, wenn ich Dir nicht noch einmal schriebe; nächsten Sonntag aber sitze ich, so Gott will, schon bei Euch und erzähle. Ich komme um einige Tage später als ich gerechnet, allein „die Schuld liegt nicht an mir“, sie trifft

einzig dieses fatale Florenz mit seinen Kunstschätzen, seiner himmlischen Lage u. s. w. Stecke da die Nase hinein und ziehe sie wieder heraus, wer kann! Aus den projectirten zwei Tagen Aufenthalt sind ihrer vier geworden. Gönnt es mir, werde ich doch damit Jahrelang auskommen müssen, wenn „mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfängt.“ In Rom wartete ich, wie Du weisst, Graf St—'s Todtenfeier ab. Sie war schön und würdig. Als ich den reich mit Blumenkränzen geschmückten Sarg erblickte, dachte ich, wie sehr ich es stets gewünscht, den Grafen St— in Rom anzutreffen. Da war nun mein Wunsch erfüllt, aber anders als er gemeint gewesen. Das Requiem und Libera wurde ganz einfach ohne Orgel, einstimmig in der uralten gregorianischen Weise gesungen. Die Wirkung war eine überaus ernste und feierliche. Unter den Anwesenden Cardinäle und vornehme Herren, einfache Bürger, Künstler und Soldaten, der Verewigte war eben allgemein hoch geehrt. An einem Nebenaltare las der Erzbischof Haynald von Kalocsa eine Messe, er ist eben in einer diplomatischen Mission in Rom. Das Messbuch trug ihm sein Husar. Ich erwartete wahrhaftig schon, der Husar werde auch ministriren und auf das „Introibo ad altare dei“ sein „ad Deum qui laetificat juventutem meam“ intoniren. Das that er nicht, aber bei der Wandlung klingelte der Sohn der Puszta, dass es eine Art hatte. Graf St— hat seine Ruhestätte in der Kruzifixcapelle links. Die Gräfin war sehr sensibel, dass ich geblieben. „Ich werde es Ihnen nie vergessen“ sagte sie. Den andern Tag kam noch H— auf den Bahnhof. Die Fahrt war angenehm aber heiss; mir gegenüber sass eine Papiermüllerin aus Fabriano, die sich die Augen zuhielt, wenn es über eine Brücke ging und bei einem etwas langen Tunnel nur nicht gar die vierzehn Nothhelfer anrief. Die romantische Lage von Narni, die Fahrt durch eine Reihe aufgerissener Felsenrachen, durch herrliche Eichenwälder, ich müsste Bogen füllen. Ueber die fernen Felsenkämme fingen an bleigraue Wetterwolken aufzuziehen, das herrliche Spoleto lag noch im Sonnenglanz, aber zwischen Spoleto und Foligno brach ein Gewitter

los, wie ich wenige erlebt, zu meiner Verwunderung blieb die Papiermüllerin, während es rechts und links neben uns einschlug, so ruhig, als sei es das Gepolter ihrer Papiermühle in Fabriano. In Assisi wohnte ich bei Philemon und Baucis, das heisst bei zwei alten, lieben, ehrbaren Bürgersleuten, da die Alberghi verrufen schlecht sind. Meine gastfreundlichen Wirthe (ich kam zu ihnen auf Empfehlung des Pfarrers aus dem benachbarten Trevi, den ich im Eisenbahnwaggon getroffen) waren die Güte und Aufmerksamkeit selbst. . . . .

Assisi zweiter Friedensort
In des Südens schönen Landen;
Ist es doch, als hab' die Zeit
Sechshundert Jahre stillgestanden;
Es liess das dreizehnte Jahrhundert
Als sein „Pompeji" dich zurück,
Als Gegenwart schau' ich verwundert
Von Dante's Aevum hier ein Stück.

Ja, Assisi ist das Pompeji des Mittelalters. Man glaubt kaum, dass so etwas existiren kann. Alte Häuser, alte Sitten, alte Treue, alte Frömmigkeit. Es war mir dort unendlich wohl. Ich besuchte Morgens den Sacro Convento. Ich wurde in die Gastzimmer geführt, es erschien vortrefflicher Caffee, Backwerk u. s. w., kurz ich musste frühstücken. Wie herzlich, wie freundlich waren die trefflichen Männer. Als ich zum Caffee bescheidentlich nur einfaches Brod nehmen wollte, erwischte der eine Mönch mit drollig-gutmüthigem Aerger ein Stück Backwerk und steckte es in meine Tasse, dass der Caffee überquoll. Die Aussicht aus der Loggia des Klosters ist über alle Beschreibung. Man sieht das ganze enorme Thal von Spoleto, Foligno, Spello, Trevi bis Perugia, dessen Häuser und Thürme man zählen kann. Die Ober- und Unterkirche bergen aber eine Welt von Kunst. Die berühmten Giottos der Unterkirche sah ich bei äusserst günstigem Licht (die kellerartige Kirche ist schauerlich-dunkel und man kann es als Glück preisen, wenn Meister Giotto so klar sichtbar wird). Einen ausserordentlichen Eindruck machten mir aber die Malereien Cimabues in der Oberkirche, selbst als

Ruinen. Seine Gestalten haben etwas Uebermenschliches, ein titanenhaftes Wesen, etwas Urgewaltiges. Judas stürzt auf seinen Meister in Gethsemane zu, wie ein Raubthier auf seine Beute. Abraham schwingt sein Opferschwert zu einem Hiebe, der einen Elephanten spalten könnte. Alles im Grossen, im Ganzen, keine Detailzüge. Mir wurde Angst und bange, wie ich mir diese gemalte Titanenwelt zurechtlegen solle; ich dachte an uralte Choräle, das war etwas, plötzlich ging mir ein Licht auf : Aeschylos. Die dramatischen Figuren des grossen Tragikers sind auch solche Uebermenschen. Auch er arbeitet im Ganzen und Grossen. Wie Cimabue an die Byzantiner, knüpft jener an die alten Tempel und Mysteriengesänge. Hernach ging ich mit einem irländischen Geistlichen nach S. Damiano, einem vor der Stadt gelegenen Klösterchen, der Sitz S. Claras. Ein wundervolles Crucifix sah ich dort unter andern, ein lebensgrosses Holzschnitzwerk, Arbeit eines Capuziners, Fra Innocente aus dem siebzehnten Jahrhundert. Der an sich höchst edle grandiose Ausdruck des Kopfes wechselt in einer ganz unbegreiflichen Weise, je nachdem man sich rechts, links oder gerade entgegenstellt. Man sieht den Leidenden, den Sterbenden, den Gestorbenen. Der Eindruck ist so, dass man einen Schauer fühlt. Der Moment des Scheidens von Assisi kam, es ging in herrlicher Gegend nach Florenz. Als es dunkler Abend wurde zwischen Arezzo und Florenz, musste man die leuchtenden Johanniswürmchen im Buschwerk rechts und links nach Zehntausenden zählen. Ich habe nie so etwas gesehen, ein funkelndes Sternenhimmelchen, und fliegende Feuerfunken ohne Zahl. Florenz ruht von seinem offiziellen Festjubel aus und lächelt mit seinem Alltagsgesichte in die Welt hinein. Ich bleibe dabei : müsste und könnte ich mir einen Aufenthaltsort wählen, so wäre es Florenz. Die Augustissimi Sposi lassen sich in diesem Augenblick von den Venetianern fetiren. Mir ist wahrhaftig bange, ob ich dort Unterkunft finde, und nicht eine zweite Auflage der römischen Irrfahrt, diesmal in Gondel, aufführen werde. Bis Samstag oder Sonntag Früh bin ich in Prag. Dort hat es ja, wie ich gestern hier

gelesen, auch viel Festjubel gesetzt: Grundsteinlegung des Theaters, Festbankette, Toaste auf Zižka u. s. w. Gott sei Dank, dass ich indessen, beim heiligen Franziskus in Assisi gesessen! . . . . "

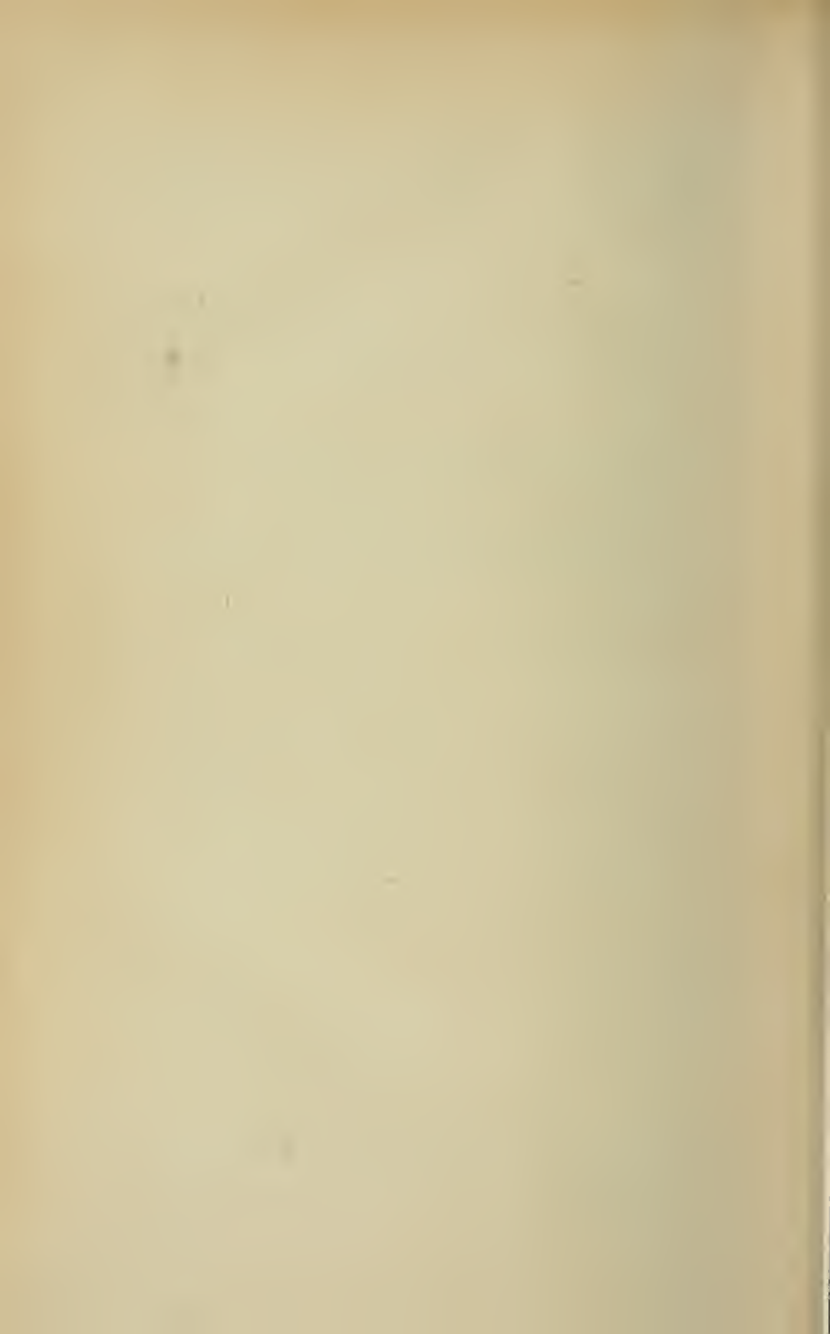
*   *
 *

Nachschrift aus dem „Liber memorabilium", dem Merkbüchlein von Ambros.

Mai 1876.

Gleich einem Zauberbild aus schön'ren Tagen
Ersteht Italiens Bild vor meinem Blick,
Italiens ach!, wo mich so sanft getragen
Die Lebenswelle, die seit ich zurück
Im düstergrauen Norden, trüb und bange
Durch Sturm und Nacht mich treibt in wildem Drange.

E n d e.



Berichtigungen.

Seite 3 ist bei der Anmerkung zu ergänzen: und Wiener Abendpost — sowie die Signatur: d. H. (der Herausgeber), hinzuzufügen.

Seite	Zeile						
„ 8	Zeile	10	von unten	statt:	eklektiisch,	lies,	ecclectisch
„ 16	„	13	von oben	„	Nebenguirlanden	„	Rebenguirlanden
„ 31	„	10	„ unten	„	heiligen	„	Heiligen
„ 39	„	10	„ „	„	pubblico	„	publico
„ 57	„	10	„ „	„	das	„	dass
„ 73	„	1	„ oben	„	theiweise	„	theilweise
„ 83	„	16	„ unten	„	der	„	den
„ 120	„	4	„ oben	„	mura	„	mure
„ 125	„	17	„ „	„	Giovanno Batteste	„	Giovanni Battista

„ 127 ist die Signatur: d. H., bei der Anmerkung weggeblieben.

Seite	Zeile						
„ 143	Zeile	20	von oben	statt:	su,	lies	zu
„ 168	„	3	„ „	„	in	„	auf
„ 182	„	13	„ „	„	Arricia	„	Aricia
„ 184	„	18	„ unten	„	Rehen	„	Reben
„ 185	„	10	„ oben	„	jahrzehnelangen	„	jahrzehntelangen
„ 189	„	11	„ „	„	unrere	„	unsere
„ 190	„	3	„ „	„	Einzehne	„	Einzelne
„ 198	„	9	„ unten	„	Aventino	„	Aretino
„ 198	„	20	„ „	„	Mausolsum	„	Mausoleum
„ 215	„	12	„ oben	„	Laokon	„	Laokoon

„ 237 ist bei der Anmerkung die Signatur: d. H., weggeblieben.

Seite	Zeile						
„ 238	Zeile	9	von unten	statt:	Hyronimus,	lies	Hieronymus
„ 238	„	11	„ „	„	Hyronimus	„	Hieronymus

„ 264 „ 1 „ „ bleibt nach dem Worte: finden, die Klammer weg und ist hiefür ein Beistrich zu setzen.

„ 265 Zeile 1 von oben ist statt des Punktes nach dem Worte: ausrufen, eine Klammer und sodann ein Beistrich zu setzen.

Seite 265 Zeile 17 von unten statt: Lukrezin, lies, Lucrezia

„ 273 „ 7 „ „ „ gescheutes „ gescheidtes

„ 277 „ 9 „ „ „ wie „ fast

„ 278 „ 8 „ oben „ Hiazynten . . . „ Hyacinthen . .

„ 279 „ 18 „ unten „ Baseri „ Basevi

„ 286 „ 6 „ „ „ durch „ der heiligen

„ 293 „ 17 „ „ „ Francialigios „ Franciabigios

„ 297 „ 11 „ „ „ Canal „ Fanal

„ 309 „ 10 „ „ „ zu besagtes „ zu besagtem

„ 318 „ 4 „ „ „ Desparation „ Desperation

„ 319 ist bei der Anmerkung die Signatur: d. H., weggeblieben.

„ 321 Zeile 9 von unten statt: Zeremonie, lies, Ceremonie

„ 323 „ 16 soll der Satz folgendermassen lauten: Ein Quacksalber hielt einen ganzen Apparat an Arzneien . . . . im offenen Wagen feil . . . .

„ 327 Zeile 18 von unten statt mura, lies mure

„ 328 „ 3 „ oben „ Zeremonie „ Ceremonie

„ 335 „ 5 „ unten „ Szene „ Scene

„ 335 „ 24 „ „ „ Lucca „ Luca

„ 339 „ 13 „ „ bleibt das Wort: es weg.

„ 347 „ 1 „ oben ist nach Non Signore das Anführungszeichen weggeblieben.

„ 347 „ 1 „ „ ist das Anführungszeichen vor: Bisogna. weggeblieben.

„ 347 „ 2 „ „ nach: „Pistoja?“ ist das Wort: „Sicuro!“, einzuschieben und es entfällt das Wort: sicuro, im weiteren Verlaufe des Textes.

„ 347 „ 6 „ unten statt: angefachten, lies angefochtenen

„ 350 „ 18 „ oben „ Duane „ Douane

„ 351 „ 18 „ „ „ avce „ avec

„ 353 „ 2 „ „ „ Zeremonien „ Ceremonien

„ 354 „ 4 „ unten „ romantisch „ romanisch

„ 358 „ 14 „ oben „ trieb „ trüb

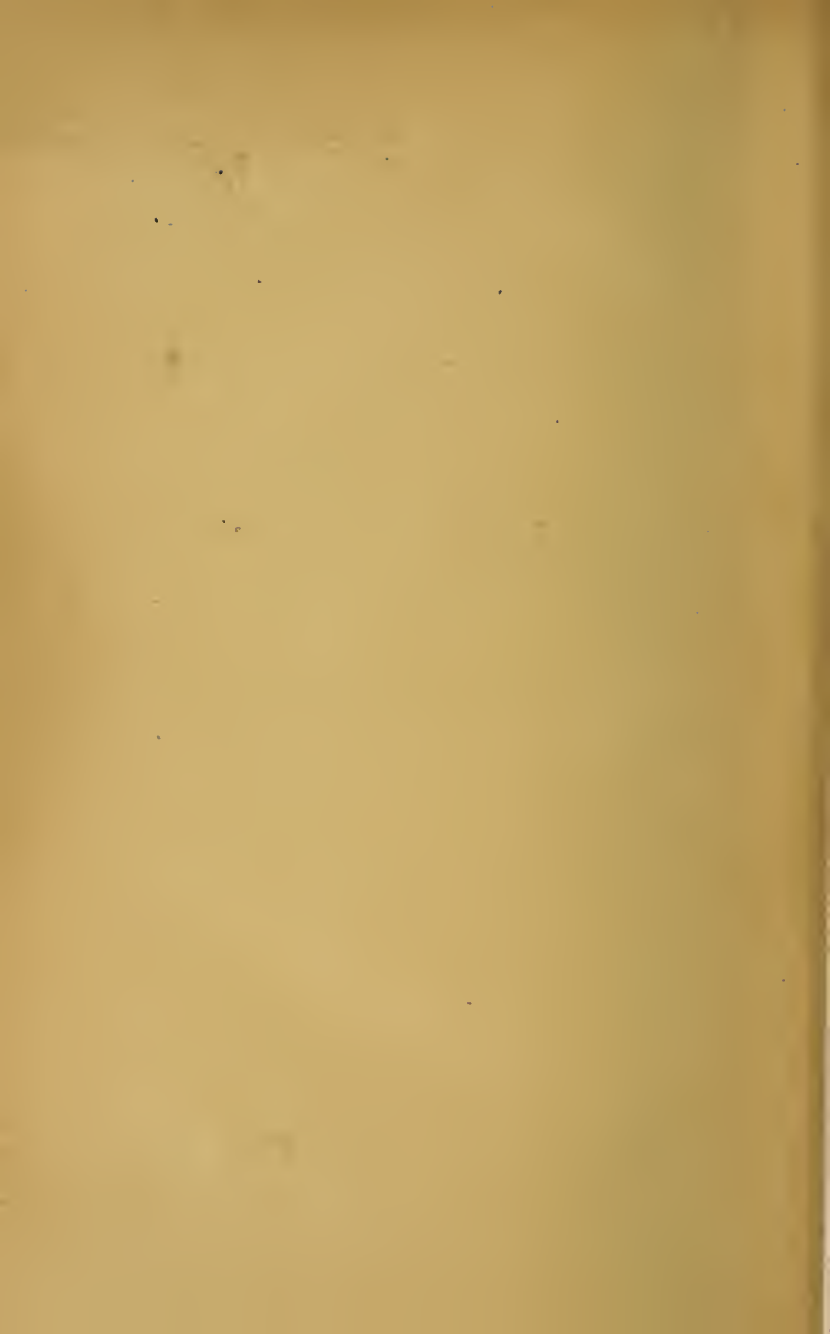
„ 368 „ 1 „ unten „ Zippen „ Cippen

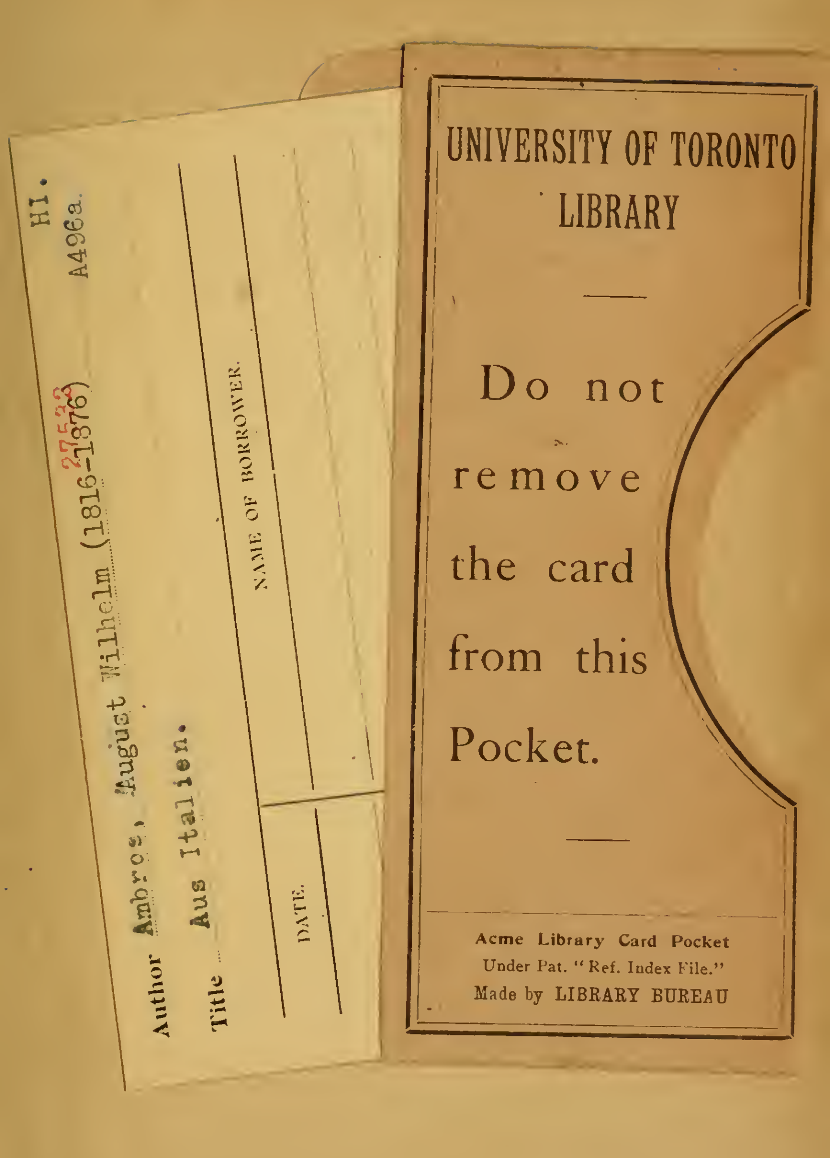
„ 368 „ 7 „ „ „ Zippen „ Cippen.

Kleinere Errata und Unregelmässigkeiten in der von Ambros ungleich angewandten Interpunction wolle der freundliche Leser gütigst entschuldigen.

D. H.






UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
HI.
A496a.
Author Ambros, August Wilhelm (1816-1876)
Title Aus Italien.
NAME OF BORROWER.
DATE.

